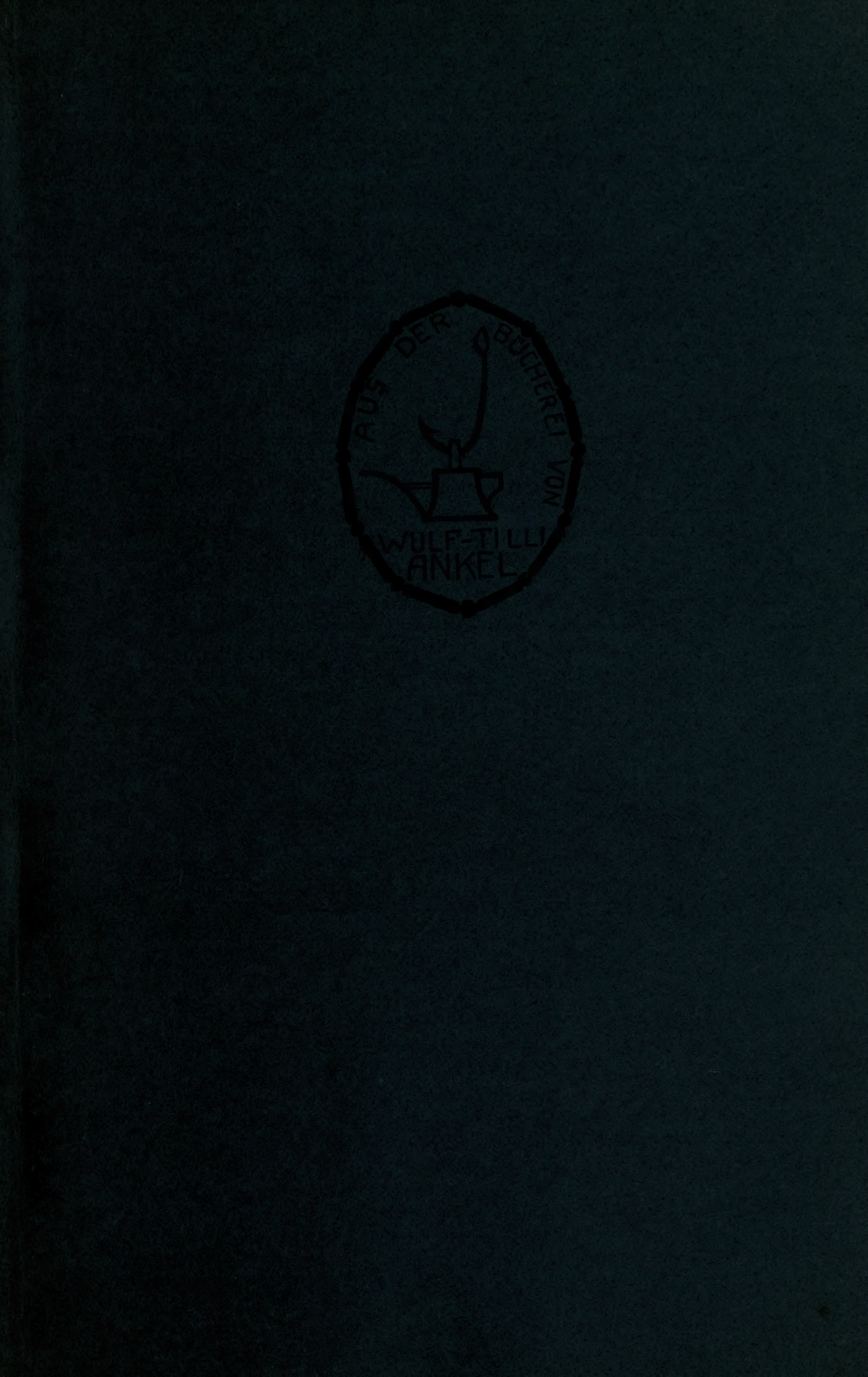

Jahrbuch
des Freien
Deutschen
Hochstifts
1907




AUS DER BÜCHEREI VON
WULF-TILLI ANKEL







Goethe und seine Schwester.
Aus dem Aprilbild von Seekatz.

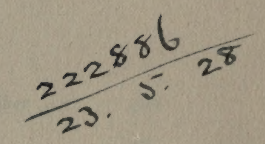
Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts.

1907.





Frankfurt am Main.
Druck von Gebrüder Knauer.


LIBRARY
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

I.

Aus den Lehrgängen.





Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen.*)

Von Professor Dr. Bernhard Kahle in Heidelberg.

I.

Henrik Ibsen als norwegischer Dichter.

Vor elfhundert Jahren sandte der Norden ungeheure Scharen in die Welt, die die Küsten Europas plünderten, auf den Strömen tief ins Land hineinfuhren, bis ins Mittelmeer drangen. An dieser Bewegung beteiligte sich ganz Skandinavien gleichmäßig. Als die Flut sich verlaufen hatte, waren Staatenbildungen in England, Schottland und Irland, sowie auf den schottischen Inseln entstanden; an der Küste Galliens das normannische Herzogtum; weiterhin Reiche in Neapel und Sicilien; in Rußland waren Staaten mit einer schwedischen Kriegerkaste gegründet; Neuland war mit Island und Grönland besetzt, Amerika entdeckt worden. Das war das erstemal, daß Nordgermanen bestimmend in die Geschicke des Abendlandes eingriffen, ihr Einfluß ist besonders auf dem Gebiet des Staatsrechts, der Entwicklung der Ritterschaft und des Feudalwesens, ferner des Handels von großer Wichtigkeit gewesen.

Die zweite bedeutsame Einwirkung ging vom Norden aus, als Gustav Adolf von Schweden sich zum Beschützer des deutschen Protestantismus aufwarf. Doch konnte Schweden sich auf die Dauer nicht in seiner Großmachtstellung behaupten,

*) In etwas erweiterter Form werden die Vorträge in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erscheinen.

und der Norden sank bald wieder in seine frühere politische Bedeutungslosigkeit zurück.

Auf geistigem und kulturellem Gebiet ist Skandinavien seit Jahrhunderten den Kulturnationen Europas gegenüber der empfangende Teil gewesen. Wohl hatte sich auf Island, der norwegischen Kolonie, eine eigenartige Literatur von hoher Schönheit entwickelt, aber einen Einfluß auf das Geistesleben anderer Völker hat sie nicht ausgeübt. Von einer dänischen und schwedischen originalen Literatur kann im Mittelalter kaum die Rede sein. Was dort dann im Reformationszeitalter und später entstand, ist in hohem Maße von Deutschland, sodann von Frankreich und England beeinflußt.

Erst in den letztvergangenen Jahrzehnten war es dem Norden, zum drittenmal in seiner Geschichte, vergönnt, weitgehenden Einfluß auf andere Völker auszuüben. Zum erstenmal wirkte er befruchtend auf die Literaturen der anderen Kulturvölker, vor allem war es Norwegen, und von dessen Schriftstellern wieder H. Ibsen. Auf kein Volk mehr, als auf das stammverwandte der Deutschen. Um zum Verständnis Ibsens und seiner Zeitgenossen zu gelangen, muß man sich immer gegenwärtig halten, daß sie Norweger waren, man muß ihre norwegische Eigenart erkennen.

Norwegen ist das Land der großen Entfernungen, der Gegensätze. Mitten in den lachenden Frühling und blühenden Sommer hinein ragt Tot und Verwüstung; die Gletscher senden ihre Zungen ins blauende Meer. Das Meer bringt im Sturm Verderben so manchem Schiffer, aber es spendet auch reichliche Nahrung. Kommt der Heringsschwarm und bringt reiche Beute, dann herrscht bacchantische Lust in den Fischerlagern, doch ein Sturm vernichtet ganze Fischerflottillen. Neben dem kurzen Sommer steht der lange dunkle Winter, unweit vom blühenden Gehöft liegt ein armseliges in öder Felswüstenei, das die Sonne kaum ein paar Wochen im Jahr sieht. Da erwachsen die Grübler und Sektierer mit finstrer Lebensanschauung, da auch die Phantasten, wie Peer Gynt einer ist, da die harten Fanatiker wie Brand, da die Wundergläubigen wie Pfarrer Sang (Björnsons „Über unsere Kraft" I), da die dämonischen Frauengestalten, wie Hjördis, Rebekka West und Halte-Hulda, da die Leute mit dem zweiten Gesicht

wie Jonas Lies „Hellseher". Hier aber lebt auch der hart arbeitende Bauer, der kritisch und mißtrauisch allen Geschehnissen gegenüber steht. Neben dem nüchtern rechnenden ehrlichen Kaufmann steht der Spekulant und Schwindler, wie Konsul Bernik, Kaufmann Tjälde und John Gabriel Borkmann. Solchem Volk also entstammt Ibsen, der unerbittliche Wahrheitssucher und -forderer, der Seelenforscher, auch er ein Grübler, ein unbarmherziger Kritiker seines Volkes.

Abgesehen von der allerältesten Zeit kann von einer norwegischen Literatur nicht vor dem Beginn des 19. Jahrhunderts die Rede sein. Wenn auch der große Komödiendichter des 18. Jahrhunderts, Holberg, aus Bergen stammt, so ist er doch dänischem Schrifttum zuzurechnen. Erst als Norwegen mit dem Jahre 1814 von Dänemark getrennt wurde, beginnt sich eine nationale Literatur zu bilden, die zunächst unter dem hauptsächlich durch Dänemark vermittelten Einfluß der Romantik stand. Stark war die Sehnsucht nach eigener Nationalität, nach einer nationalen Literatur, die zu Übertreibungen führte. In die Zeit dieser Bestrebungen fällt die Geburt der beiden Männer, die Norwegens Dichtung auf eine vorher nicht erreichte Höhe erheben sollten: H. Ibsens 1828 und Björnstjerne Björnsons 1832.

In der ersten Periode seines dichterischen Schaffens nimmt Ibsen seine Stoffe hauptsächlich aus der Geschichte seines Landes oder führt besondere norwegische Verhältnisse vor, in dieser Zeit hat er hauptsächlich erst in seinem Vaterland Geltung erlangt, er ist noch ein speziell norwegischer Dichter, erst in der zweiten dann, in der er den Norweger zwar keineswegs abstreift, erlangt er seine Bedeutung für die Weltliteratur.

Der strenge düstere Grundzug, der durch das ganze Wesen und Wirken Ibsens hindurchgeht, ist offenbar durch die Eindrücke seiner trüben und harten Jugend mit veranlaßt worden. Früh schon entwickelt sich die Neigung zu Satire und Ironie bei ihm, früh schon der Hang zum Grausigen. Nicht von Lenz und Liebe singt er wie andere Jünglinge, von Herbst und Tod, von wehmütiger, grausiger Mondnacht ertönt sein Lied. Die Stürme der Revolution ergreifen auch den Jüngling, sein erstes Drama ist das Revolutionsdrama Catilina, für

uns hauptsächlich deshalb interessant, weil schon hier einige Themata anklingen, die Ibsen dann später noch öfter und eingehender behandeln sollte. Ibsen scheint durch Schillers Räuber und Fiesco beeinflußt zu sein, aber die Behandlung des Stoffes ist doch eine romantische. Unter dem Einfluß der Romantik stehen denn auch noch die nächsten Dramen, die er während seiner Tätigkeit als Direktor des norwegischen Theaters in Bergen verfaßte, so „Frau Inger von Österrot“, „das Fest auf Solhaug“ und „Olaf Liljekrans“. Der Stoff dieser Stücke ist der vaterländischen Geschichte entnommen, es war die Zeit, in der man in Norwegen die Volksüberlieferungen sammelte.

Im Technischen spürt man den starken Einfluß Scribe's. Von der Romantik, wie von dieser Technik, macht Ibsen sich dann frei in seinen „Helden auf Helgeland“, der Bearbeitung des Völsungenstoffs. Beeinflußt durch Björnson verwendet er den knappen Stil der altisländischen Saga in vortrefflicher Weise, hier schon seine spätere Meisterschaft in der Behandlung der dramatischen Sprache vorbereitend. In diese Zeit fällt sein erster Schritt ins moderne Leben mit der satirischen Verskomödie „Komödie der Liebe“, in der er mit schonungslosem Spott schildert, wie die Ideale der Jugend zerbrechen, wie die Liebe untergeht im Staube der Alltäglichkeit, sowie ihr der offizielle Stempel aufgedrückt wird. Den Höhepunkt seiner historischen Dichtung erreicht er in den „Kronprätendenten“, in der er die Siegeslaufbahn des an seine Sendung glaubenden Helden, mit Björnson als Vorbild, und die Tragödie des Zweiflers an seinem Beruf — seine eigene Tragödie — schildert. Es folgt die Zeit seines Auslandsaufenthalts. Grollend und voll tiefen Unwillens über die heimischen Verhältnisse, über die schmähliche Haltung seiner Landsleute, die Dänemark gegenüber Deutschland im Stich gelassen, war er geschieden. Diese Stimmungen bilden den Grundton in den beiden Werken, in denen er den Norwegern einen Spiegel ihres Wesens, ihrer Fehler und Schwächen vorhielt, in „Brand“ und „Peer Gynt“. In Brand geißelt er die Lauheit, Halbheit und Selbstgenügsamkeit, und stellt als Ideal den Mann auf, der wie Brand sich ganz als sich selber erweist, der das Leben mit dem Ideal vereinigt. In Brand steckt viel von Ibsens eigenem Wesen.

Und in Peer Gynt schildert er das Gegenbild zu Brand. Er ist der Träumer, der Phantast, der Traum und Wirklichkeit nicht zu trennen weiß, der nie zu ernster Arbeit angehalten, den Ernst des Lebens nicht kennt, der nichts ganz, alles halb tut, und doch immer mit sich selbst zufrieden ist. Beide Werke sind in Italien entstanden. In Deutschland, in Dresden, vollendet er dann sein welthistorisches Drama, mit dem er lange gerungen, „Kaiser und Galiläer", in dem er den letzten Kampf des Heidentums und den Sieg des Christentums schildert. Es ist, nach eigenem Bekenntnis, das erste Werk, das Ibsen unter dem Einfluß des deutschen Geisteslebens geschrieben. Die Macht der Ereignisse, der große Krieg und die Einigung Deutschlands zwangen ihn in ihren Bann: vom Preußen- und Deutschenfeind wurde er zum Pangermanisten, und jetzt stellt er neben Cavour und Garibaldi auch Bismarck seinen Landsleuten als Helden hin. In seinem „Kaiser und Galiläer" ist es der Mystiker Maximus, dem Ibsen seine Ideen in den Mund legt: der Sieg des Christentums wird kein endgiltiger sein. Ein drittes Reich wird kommen, das auf dem Baum der Erkenntnis und des Kreuzes gegründet werden soll, das seine lebendigen Quellen in Adams Garten und unter Golgatha hat. Was Ibsen hier gemeint hat, ist nicht ganz klar ausgedrückt. Zu vermuten ist, daß ihm ein Reich vorgeschwebt hat, das ein Reich des Fleisches und des Geistes in Schönheit und Freiheit ist. Und der Arbeit für dieses Reich, an das er als Optimist glaubte, war seine zukünftige Lebens- und Dichterarbeit gewidmet, des dritten Reiches, in dem die Menschen wahrer, freier und damit glücklicher leben sollten.

II.

Henrik Ibsen als Dichter der Weltliteratur.

Schon vor „Kaiser und Galiläer" hatte Ibsen den „Bund der Jugend" geschrieben. Damit leitete er eine neue Epoche seiner Dichtung ein. Es beginnt die Reihe der Stücke, in denen er seine Kritik sozialen und ethischen Problemen zuwendet, eine Reihe, die allerdings dann verläuft in der Betrachtung seelischer Probleme und Konflikte einzelner. Am

höchsten steht Ibsen wohl in der ersten Gruppe, die bis zu „Rosmersholm" reicht. In ihr hauptsächlich beruht seine Bedeutung für die Weltliteratur. In Deutschland sind diese Dramen entstanden, und Deutschland war es, das Ibsen zum Weltruf verhalf. Hier vor allem ist Ibsen der Wahrheitsforderer, der, abhold aller Lüge und Halbheit, Klarheit und Wahrheit in allen Verhältnissen fordert, der unerbittlich die falsche Gesellschaftsmoral angreift, der als kühner Neuerer und Revolutionär auf den Plan tritt. Hier auch offenbart er sich als der große Psychologe, der tief hineindringt bis zur geheimsten Herzenskammer, insbesondere ein Erforscher der Seele der Frau, für deren Recht auf Selbständigkeit, auf neue Daseinsformen er kühn nnd unablässig eintritt. Denn vor allem ein Verherrlicher der Frau ist Ibsen in dieser Zeit gewesen; die Männer, die er darstellt, das sind die Phantasten, die Schwächlinge, die Egoisten; sie sind klein gegenüber den Frauen, und meist im Unrecht.

Nie hat ihn eine Partei mit Recht für sich in Anspruch nehmen können, er kümmerte sich um keine Parteischablone, er ist stets der große Einsame geblieben, im öffentlichen Leben wie im privaten, er, dem Freundschaften stets ein zu kostbarer Luxus waren.

Man hat früher, besonders im Hinblick auf seine zweite Periode, die Art seines Schaffens wohl so charakterisiert, Ibsen habe ein Problem darstellen wollen und habe sich dazu nun die Menschen konstruiert. Es seien keine wirklichen Menschen, nur Marionetten in der Hand des Dichters. Wir wissen jetzt, daß dem nicht ganz so ist. Wir wissen, daß ein gut Teil „Selbstanatomie" in seinen Werken steckt, und wir kennen jetzt auch einige seiner Modelle, wir wissen von Erlebnissen, die er verarbeitet hat.

Dem sozialen Leben seiner Zeit wendet Ibsen sich zu, er geißelt die hohlen Phrasenhelden und die Öde des Parteiwesens („Bund der Jugend"), die Spekulanten („Stützen der Gesellschaft"). Vor allem aber wendet er sein Interesse der Stellung der Frau in der Ehe zu. Im „Puppenheim" schildert er die Tragödie des Weibes, das stets ein Spielzeug gewesen, dessen Lebenszweck es gewesen, nur ein schöner Schmuck des Heims ihres Gatten zu sein. Er schildert ihr Erwachen zum

Selbstbewußtsein, die Erkenntnis der Hohlheit ihrer Existenz und des Egoismus ihres Mannes. Dies viel angefochtene Stück trug seinen Ruf durch die Welt. Es folgten die grausamen „Gespenster“, in denen er zeigt, was aus einer zusammengeleimten Ehe entstehen konnte, ein gewaltiger Ansturm gegen die gesellschaftliche Scheinmoral, die lieber ein unsittliches Eheverhältnis duldet, als daß sie es zu dem kommen läßt, was sie Skandal nennt. Eine Antwort auf alle die Angriffe, die er erfuhr, war dann sein „Volksfeind“, in dem er mit Dr. Stockmann den Kampf gegen die „verdammte kompakte Majorität“ aufnimmt, in dem er die ganze bürgerliche Gesellschaft als angefault hinstellte, und in dem er sich als der große aristokratische Anarchist erwies.

Und wie der Dichter die Probleme, die er einmal erfaßt hat, dreht und wendet, zeigt er in der „Wildente“, die fast wie eine grimmige Selbstverspottung aussieht, wie ein Verzweifeln am Durchsetzen seiner Ideale, indem der Wahrheitsforderer hier gänzlich Schiffbruch leidet, und als der Weisheit letzter Schluß erscheint, daß man dem Menschen die Lebenslüge nicht nehmen soll.

Doch ist Ibsens Dichten nicht nur negativ gerichtet. In „Rosmersholm“ zeigt der Dichter, wie Rosmer zwar der Aufgabe nicht gewachsen ist, viele Adelsmenschen zu schaffen, wie es ihm aber doch geglückt ist, Rebekka Wests dämonische Natur zu veredeln, wie *einen* Adelsmenschen zu machen ihm doch gelungen ist. Rosmersholm ist wohl das reifste, künstlerisch vollendetste dieser Dramen.

Die Stücke, die nun folgen, behandeln mehr Erlebnisse einzelner bestimmter Naturen. Hier, wie immer bei Ibsen, spielt die Frau eine bedeutsame Rolle, aber doch nicht immer wie man gesagt hat, eine ausschlaggebende. Es geht durch diese Stücke ein Ton der Resignation, das volle Glück ist nicht zu erreichen, mit mancherlei Trümmern müssen wir uns begnügen, aus Überresten müssen wir es zusammenschmieden, wie in der „Frau vom Meer“, wie in „Klein Eyolf“. Wir sehen die Abkehr des Dichters vom schrankenlosen Individualismus, vom Egoismus; der Altruismus tritt in den Vordergrund. Und im „Baumeister Solneß“ erleben wir die erschütternde Tragödie des Alters, des alternden Mannes, der

seinen Posten nicht mehr gegenüber der Jugend behaupten kann, der das Leben mit der Jugend, die keck und wagemutig zu ihm kommt, nicht mehr leben kann. Und wir wissen jetzt, daß dies Drama über seinem Herzenserlebnis in Gossensaß aufgebaut ist, über der Liebe, die den Greis zu einem jungen Mädchen ergriffen. Und tiefe Resignation liegt auch über seinen beiden letzten Stücken: über „John Gabriel Borkmann" und besonders über „Wenn wir Toten erwachen", über dem letzten Akt eines verfehlten Künstlerlebens, des Künstlers, der durch eigene Schuld sein und der Geliebten Glück verscherzt, der sein und ihr Liebesleben getötet und damit sein Künstlertum zerstört hat. Richtete so Ibsen selbst von der Zinne des Greisenalters einen wehmütigen Rückblick auf sein Lebenswerk, warf er die bange Frage auf, ob er das Ideal, dem er nachgestrebt, erreicht, ob es sich der Mühe gelohnt, das Leben zu leben?

Mit ihm schied einer der größten Dramatiker dahin, der größte, den Norwegen hervorgebracht hat.

III.

Björnstjerne Björnson als vaterländischer Dichter.

Es gibt kaum größere Verschiedenheiten als Ibsen und Björnson: Ibsen, der Einsame, Björnson stets von Freunden umgeben, immer Parteiführer; Ibsen, der Schweiger, Björnson, der große Volksredner; Ibsen, in seinen Anfängen hart um seine Existenz kämpfend, von Zweifeln an seinem Dichterberuf geplagt, Björnson, von Erfolg zu Erfolg fliegend, sich seiner Sendung bewußt: in einem eins, beides Kämpfer für Ideale, für Wahrheit und Recht, grimme Feinde aller Lüge. Ibsen fast ausschließlich Dramatiker, Björnson Lyriker, Dramatiker, Erzähler, politischer Schriftsteller und Redner.

Das Verhältnis beider zueinander ist ein wechselndes gewesen. Früh kamen allerlei Mißstimmungen in ihr anfangs freundschaftliches Verhältnis, die zu jahrelanger gänzlicher Entfremdung führten. Das reiche, volle Wesen Björnsons, seine sieghafte Sonnennatur ziehen den verschlossenen Ibsen doch immer wieder an, so daß sie sich wieder nähern und die

alte Freundschaft wiederfinden, die dann bis zu Ibsens Tode angedauert hat, wenn auch beide sich in einer gewissen Zurückhaltung gehalten haben. In diesem Verhältnis hat Björnson Ibsen mehr gegeben wie dieser ihm, oft und warm ist jener für diesen eingetreten.

Wie Ibsen hat auch Björnson in dem ersten Abschnitt seines Schaffens hauptsächlich norwegische Stoffe behandelt und ist hauptsächlich in Norwegen berühmt gewesen, aber seine Dichtung trägt ausgeprägter noch als die Ibsens einen patriotischen Charakter, deshalb ist für den ersten Vortrag über Björnson die Benennung „Vaterländischer Dichter“ gewählt, und wenn der zweite ihn als „Problemdichter“ bezeichnet, während Ibsen in dem zweiten über ihn handelnden „Dichter der Weltliteratur“ genannt wird, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, daß Ibsen kein Problemdichter war, sondern daß er in höherem Maße als Björnson der Weltliteratur angehört. Schon früh trat Björnson als Parteiführer auf, sein Ziel war das unter dänischer Herrschaft stehende Theater in Christiania zu einem in Wahrheit norwegischen zu machen, ein norwegisches Drama, eine norwegische Schauspielkunst zu schaffen. Sein erstes Stück „Zwischen den Schlachten“ ist denn auch das erste wirklich norwegische Schauspiel. In ihm hat Björnson den alten Stil und die Psychologie der klassischen altisländischen Prosaerzählungen aufgenommen, und hat diese in seiner ersten größeren Bauernerzählung „Synnöve Solbakken“ mit der Sprache des modernen norwegischen Bauern vermählt. Schon in diesem ersten kleinen Drama taucht der Typus des tatkräftigen Helden auf, ein Typus, den Björnson immer wieder bis zum letzten seiner Werke mit Vorliebe behandelt hat. Seine Bauernerzählungen bedeuten einen Fortschritt in der norwegischen Literatur. Er sucht einzudringen in die Psychologie des Bauern, und, an der früheren Dichtung gemessen, ist die seine eine realistische, wenn auch noch genug der Romantik und der Idealisierung zurückbleibt. Aber die Zeit der unbedingten Bauernvergötterung ist mit ihm vorbei. In diesen Bauernnovellen hat Björnson, der selbst in bäuerlicher Umgebung aufgewachsen war, mannigfache Jugendeindrücke verarbeitet. Seine Schilderung der Natur, ihre Beseelung sind von großer poetischer Schönheit. Perlen lyrischer Dichtung hat er seinen

Volkssängern auf die Lippen gelegt. In diesen Novellen spricht sich das Zutrauen Björnsons auf die gesunde Kraft des Bauernvolkes aus.

Neben dieser erzählenden Dichtung geht nun eine reiche dramatische, die hauptsächlich in die Zeit von 1858—1864 fällt, in der er teils als Nachfolger Ibsens am Theater in Bergen wirkte, teils sich im Ausland aufhielt. Wie Ibsen in seinen ersten dramatischen Arbeiten noch unter dem Einfluß der Öhlenschlägerschen Romantik steht, so auch Björnson, wie auf jenen Scribe mit seiner Technik gewirkt, so auch auf diesen. Auch Shakespeare hat beide beeinflußt. Aber Björnson hat auch starke Einwirkungen der französischen Romantiker erfahren, in späterer Zeit haben dann auch Augier und Dumas fils auf ihn gewirkt.

So ist sein Drama „Die hinkende Hulda", ein Stück aus Norwegens Vergangenheit, wohl noch ein romantisches zu nennen, wie auch seine Trilogie Sigurd Slembe, wie Maria Stuart von Schottland und Sigurd der Jerusalemfahrer. Stark tritt in diesen Stücken der religiöse Charakter hervor, Schuld und Sühne, sie werden vom christlichen Standpunkt aus betrachtet. Noch ist Björnson positiv christlich gerichtet.

Seinen ersten Schritt ins moderne Leben tat Björnson 1865 mit seinem Zweiakter „Die Neuvermählten", indem er noch in etwas schwächlicher Weise die Loslösung einer jungen Frau aus dem elterlichen Hause behandelt, durch die sie erst ganz zur Gattin ihres Mannes wird.

Die lyrische Dichtung in Björnsons Bauernnovellen war erwähnt. Daneben geht auch eine reiche politische und Gelegenheitsdichtung.

In dieser ganzen Zeit ist der Dichter im wesentlichen der gleiche gewesen, es sind meistens die gleichen Probleme, die er behandelt, immer wieder taucht der Typus des Kraftmenschen auf. Es fehlt eine rechte Entwickelung. Sie kam durch eine zweite Auslandsreise, die ihn nach Italien und Deutschland führte. Neue Ideen stürmten auf ihn ein, die er mit Eifer erfaßte, Stuart Mill, Darwin, Taine und die deutsche philologische Kritik der Religionen, wie sie ein Max Müller oder Steinthal übte, lernte er kennen. Er verlor seinen Kinderglauben. Schon nach einem Jahr sandte er zwei dra-

matische Arbeiten in die Heimat, die zeigten, daß auch er sich nun, wie vorher schon Ibsen, voll den Problemen der Gegenwart zugewandt, daß auch er sich der neuen literarischen Schule angeschlossen hatte, es waren „Der Redakteur" und „Ein Fallissement".

IV.

Björnstjerne Björnson als Problemdichter.

Im „Redakteur" führt Björnson den Kampf gegen eine verderbte Presse. Er konnte da aus eigener Erfahrung sprechen. Hatte er doch selbst oft genug im journalistischen Streit gestanden. Aber nicht durch dies Stück begründete er seinen Ruf als moderner Dramatiker, sondern durch das „Fallissement". Mit kühner Hand packte er hier einen Krebsschaden der Zeit an, das gewissenlose Spekulantentum. Es ist das erste bürgerliche Drama Norwegens, in Sprache und Aufbau gleich vortrefflich, wenn auch der etwas rührselig-sentimentale Schluß abfällt. Björnson ist der erste, der ein wirklich norwegisches Familienleben auf die Bühne gebracht hat, und hier also ein Vorgänger Ibsens, der denn auch wohl der Anregung dieses Stücks seine „Stützen der Gesellschaft" verdankt.

In seinem Drama „Der König", das als dramatisches Kunstwerk betrachtet, wohl nicht allzuhoch bewertet werden darf, richtet er einen Angriff gegen die seiner Ansicht nach überlebte Einrichtung des Königtums, gegen das Gottesgnadentum. Sein Hauptzweck aber war nach eigner späterer Äußerung: Erweiterung der Grenzen der freien Erörterung. Was er hier für das politisch-soziale, habe er später für das religiöse versucht, zuletzt für das sittliche. Und das sind in der Tat die drei Felder, auf denen er gearbeitet, auf denen er für sein Volk befruchtend zu wirken suchte.

Gleich in seinem nächsten Werke, der Erzählung „Magnhild", behandelt er Fragen der Sittlichkeit. Es ist das gleiche Problem, dem Ibsen so oft sich zugewandt: ist eine Ehe zu lösen, in der beide Teile nicht zusammenstimmen, gibt es eine höhere Sittlichkeit, die solches fordert? Und wie Ibsen bejaht er die Frage. Diese Novelle bedeutet einen starken Fortschritt Björnsons. Er wagt sich hier an kompliziertere Charaktere als

es die seiner Bauernnovellen waren. Wie er hier Wahrheit und Aufrichtigkeit in einem Verhältnis des menschlichen Lebens fordert, so erhebt er diese Forderung für alle Verhältnisse nicht nur des privaten, sondern auch des öffentlichen Lebens in seinem Drama „Das neue System". Während aber Ibsens Wahrheitsforderer in der „Wildente" fast zur komischen Person wird und nur Unheil anrichtet, setzt sich bei Björnson die Wahrheit siegreich durch.

Den Kampf für eine freiere Auffassung der Sittlichkeit, den er in „Magnhild" begann, setzt er fort in seinem Stück „Leonarda", und es spielt hier schon die Frage der verschiedenen Bewertung sittlicher Vergehen bei beiden Geschlechtern mit hinein, die er dann einige Jahre später in den Mittelpunkt seines so viel Aufsehen erregendes Stückes „Der Handschuh" stellte, in dem die Frau die gleiche Reinheit des Mannes vor der Ehe fordert, wie dieser sie von ihr verlangt. Die Sittlichkeitsdebatte spielte damals eine große Rolle in Norwegen.

Die höchste Stufe als Dramatiker erklimmt Björnson im ersten Teil seines Dramas „Über unsere Kraft", in der er den Satz zu erweisen sucht: „die Forderungen des Christentums ganz zu erfüllen, geht über die Kraft des Menschen"; ein Stück voll wunderbarer Poesie und Innigkeit, voll erschütternder Tragik.

In den Erzählungen der Folgezeit spielt das Problem der Erblichkeit, das ja auch eine Tagesfrage war, das auch Ibsen besonders in den Gespenstern behandelt hat, eine große Rolle. Aber Björnson ist der Zuversicht, daß man ererbten schlechten Anlagen durch systematische Erziehung entgegen wirken könne. Und hier weist er vor allem der Mutter eine wichtige Rolle zu. Und so sehen wir denn die Mutter an ihrem Erziehungswerk in einer Reihe von Erzählungen, besonders in seinem großen Roman „Flaggen über Stadt und Hafen", in dem er zugleich sein Ideal einer Schule, einer freien Erziehung der Geschlechter mit Aufklärung über sich selbst und die Fragen des menschlichen Zusammenlebens niedergelegt hat. Und freie werktätige Menschlichkeit preist er gegenüber engem Buchstabenglauben und Splitterrichterei in seinem Roman „Auf Gotteswegen", der in einem begeisterten Lob des Lebens auf dieser Welt ausklingt.

Mit dem zweiten Teil von „Über unsere Kraft“ eröffnet Björnson eine neue Reihe dramatischer Arbeiten. Das Stück, vielleicht nicht ganz so kraftvoll wie der erste Teil, nicht ganz so künstlerisch durchgearbeitet, stellt sich gleichwohl würdig neben dieses hin. Es gipfelt in einem überströmenden Lobgesang auf die werktätige Menschenliebe. Und nachdem Björnson in „Paul Lange und Tora Parsberg“ das Scheitern eines in Schuld verstrickten hochbegabten Staatsmannes geschildert, wendet er sich in seinen letzten drei Dramen in gewisser Weise einem und demselben Thema zu. „Laboremus“, „Auf Storhove“, „Daglannet“ sind Variationen über dasselbe Thema. Sie alle drei verkünden das Lob der Arbeit, der Arbeit für andere, die Millionen von Werten schafft und ringsum Segen verbreitet. Mit jugendlichem Feuer sind sie geschrieben, ebenso wie die letzte Arbeit des Vierundsiebenzigjährigen, sein Roman „Mary“, indem er einen Beitrag zur alten Frage von der Rettung der gefallenen Frau bringt. Mitten innen steht Björnson noch im Schaffen und Wirken, zu allen Fragen des Tages ergreift er das Wort. Er ist ein Prophet seines Volkes, eine Verkörperung Norwegens.

V.

Die norwegische Literatur im Zeitalter Ibsens und Björnsons.

Die Fülle dichterischer Talente, die das kleine norwegische Volk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, ist erstaunlich. Von Einfluß auf die deutsche Literatur sind vor allem die norwegischen Naturalisten gewesen. Faßt man den Begriff ganz streng, so gehört Jonas Lie nicht zu ihnen. In ihm haben stets zwei Naturen um die Herrschaft gerungen, die eine mystisch, die andere realistisch. Seine Mystik entstammt dem Nordland, wo er zuhause war, dem Nordland mit seiner gewaltigen Natur, in dem der zauberkundige Lappe mit seinen Rentierherden umherschweift. Dies Nordland hat Lie für die Dichtung in seinem ersten Roman „Der Hellseher“ erobert. Lie war kein Problemdichter, er erzählt, er stellt keine Thesen auf. Er ist einer der größten norwegischen Erzähler. Vielfach hat er der norwegischen Dichtung neues

Gebiet gewonnen. Wie er der Dichter des Nordlandes gewesen, so hat er für Norwegen das Meer entdeckt; in seiner Erzählung „Der Lotse und seine Frau" hat er den ersten norwegischen Seeroman geschrieben. In seinen Anfängen sich abweisend gegen das Neue, gegen die von außen kommende Unruhe verhaltend, stellt er sich später mutig in seine Zeit hinein. Im „Sklaven des Lebens" („Lebenslänglich verurteilt") schreibt er die erschütternde Geschichte des Sohnes der armen Frau, die als Amme im Hause des Reichen dient, dies ein realistischer Roman in des Wortes bester Bedeutung. Und in den Bahnen des realistischen Romanes wandelt er dann weiter. Oft und vielfach hat er das Recht der Frau vertreten, ihrem Herzen folgen zu dürfen, nicht, indem er über das Problem diskutierte, sondern indem er Schilderungen aus dem Leben gab.

Eine ganz andere Natur ist Alexander Kielland, eine Kampfesnatur. Seine Schriftstellerlaufbahn umfaßt nur 13 Jahre, aber sie war eine glänzende. Der Kampf gegen verrottete Zustände, gegen Lüge und Scheinmoral geht durch sein ganzes Schaffen. Jene Zeit war eine Kampfeszeit. Kielland ist wohl einer der glänzendsten Stilisten Norwegens. Es liegt etwas kühles, gemessenes über ihm. Die Kraft und der Bilderreichtum Björnsons fehlen ihm, aber haarscharf fallen seine Repliken, und mit wenigen Worten weiß er uns vieles zu sagen. Für die Armen und Bedrückten schlägt sein Herz, für die Opfer unglücklicher Verhältnisse. Gegen die auf den freien Geistern lastende orthodoxe Staatskirche kämpfte er, teilweise in blutiger Satire, gegen die Macht der Sektirer, gegen die Heuchelei und den Geschäftssinn unter der Maske der Religion, gegen den alten Beamtenstand, der wie ein Ring das Volk umschloß, gegen die Schule, die die Köpfe der Jugend mit hohlem Formelkram anfüllt, jede Individualität unterdrückt und Streber heranzieht. Er kämpft, vereint mit Ibsen, Björnson und Lie, für die Gleichberechtigung der Frau in der Ehe, für das Recht der Frau, ihrer Neigung bei Eingehung der Ehe folgen zu dürfen, für ihr Recht auf einen Beruf.

Die konsequenteste Vertreterin des naturalistischen Romans aber ist Amalie Skram. Starke Enttäuschungen in ihrer

Ehe scheinen sie verbittert zu haben, so daß ihr Urteil vielfach einseitig ist. Sie ist von den schriftstellernden Frauen Norwegens wohl die eigenartigste und steht künstlerisch vielleicht am höchsten. Auch sie stellt keine Thesen auf, sie schildert nur die Dinge, wie sie sie sieht. Und sie sieht wenig in rosigem Licht. Sie zeigt den Einfluß Zolas, wenn sie in ihrer Romanserie „Das Volk von Hellemyr" uns ein Trinkerpaar, westländische Bauern, und ihre Nachkommenschaft vorführt. Nichts wird dem Leser erspart, rohe Prügelszenen, Trunkenheit, Diebstahl, Verführung. Amalie Skram hat selbst ihr Schaffen nicht „dichten" genannt. Sie wollte nur die Wahrheit sagen, und was sie empörte, war, daß die Leute zu feig und heuchlerisch waren, um die Wahrheit zuzugestehen. Und doch war sie eine Dichterin, und auch Sonnenblicke fehlen in ihren Werken nicht.

Derselben Generation wie Kielland und Frau Skram gehört Arne Garborg an, bäuerlicher Familie entstammend. War bei A. Skram die Produktion aus einem Guß, so ist dies bei Garborg nicht der Fall. Er hat manche Entwicklungsstadien durchlaufen. Von der Orthodoxie zum Rationalismus und Freidenkertum, vom Realismus zur Mystik. Er ist eine nervöse Natur, zugänglich allerlei Einflüssen. Seine Nervosität ist vielleicht eine Folge seiner harten, freudlosen Jugend. In seinen Anfängen stand er noch in der pietistisch-orthodoxen Anschauung und bekämpfte als Journalist alle freieren Regungen, dann wandte er sich politisch der Linken zu, wurde ein eifriger Sprachstreber, und auch er verlor seinen Kinderglauben, was in seiner Erzählung „Ein Freidenker" zum Ausdruck kam. Das Grübeln über religiöse Probleme hat Garborg nie aufgegeben, wovon eine Reihe von Erzählungen Zeugnis ablegen bis zu seinem letzten Buch „Jesus Christus", in dem er Christus darstellt, wie er ihm, dem Laien, erscheint. Im „Freidenker" erkennt man schon den werdenden Naturalisten und Psychologen, als welchen er sich sodann in seinen „Bauernstudenten" und in seinen „Mannsleuten" zeigte, einem Roman, der besonders durch seine krassen Schilderungen aus der Christianiabohême Anstoß erregte. Allmählig aber wandte sich Garborg vom strengen Naturalismus ab, sich ganz dem psychologischen Roman zuwendend, bis er in seinen

letzten Dichtungen sich in einen religiösen Mystizismus versenkt.

Einer etwas jüngeren Generation gehört Knut Hamsun an, der eine abenteuerliche Jugend verlebt hat, die ihn nach Amerika geführt, wo er in allen möglichen Berufen tätig war. Er ist eine durchaus subjektive Natur, im Gegensatz zu dem objektiven Naturalismus. Er gibt seine Umgebung so wieder, wie sie auf ihn wirkt, seine Eindrücke sind die maßgebenden. Psychologie ist ihm die Hauptsache. Davon zeugt gleich sein erster Roman „Hunger", vor allem aber sein schönstes, poetischstes Buch „Pan", in dem der Leutnant Glahn sein Leben als Jäger und Fischer in der Nordlandsnatur führt, ganz eins mit dieser Natur, in der er aufgeht, ein Mann mit mächtigen Instinkten, denen er sich ganz hingibt.

Die Persönlichkeit des einzelnen, überragenden Menschen, in seinem Kampf mit der Umgebung, der rücksichtslos zertritt, was sich ihm in den Weg stellt, der siegt oder untergeht, ist's, was ihn hauptsächlich anzieht, seine Gefühle bis ins Einzelste zu zergliedern, seine Kunst. Knut Hamsun ist wohl die eigenartigste, hervorragendste Persönlichkeit der jüngeren Generation.

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, das uns das kleine norwegische Volk dieser Zeit bietet. Eine Periode des Ringens und der Gährung. Das Alte kämpft mit dem Neuen, und die Jugend dringt tatkräftig vor. Alte Ideale werden in Trümmer zerschlagen, neue entstehen. Kampf herrscht auf der ganzen Linie. Durch seine Literatur hat Norwegen sein Recht bewiesen, ein selbständiges Volk zu sein, ein Recht, das es durch kühne Tat in diesen Tagen gekrönt hat.

Die französische Komödie von Molière bis Beaumarchais.

Von Professor Dr. Max Banner in Frankfurt a. M.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu tun." Das Wort eines Goethe, eines Shakespeare, eines Molière regt Hunderte von Epigonen zu neuen Gedanken an, und gleichviel, ob diese Gedanken aus dem Dichterwort herausgelesen oder in dasselbe hineingelesen oder in welchem Anschluß daran sonst sie entstanden sind, sie tragen auch ihrerseits dazu bei, den Bau jener Könige der Geisteswelt zu einem mehr und mehr sich weitenden Tempel zu machen, durch dessen Pforten immer neue und immer mächtigere Scharen hineinströmen, um Erbauung und Anregung zu suchen. Nicht jedem dieser Großen und Größten aber ward es gegeben, jüngere Geister zur Beschreitung der von ihm gebahnten Pfade in dem Umfange anzuregen wie Molière. Was hat doch allein schon der Neid, den seine Dichtertätigkeit bei den Zeitgenossen erregt, was die Gehässigkeit an literarischen Schöpfungen hervorgerufen, und von wem wurde er zu seiner Zeit wohl nicht gehaßt, er, der jeden Stand, jede Gesellschaftsklasse fast vor die Klinge gefordert und in der Verfolgung menschlicher Schwächen erst vor den Stufen des Thrones Halt gemacht hat? Aber gerade das hat ihm die literarische Zunft nicht verzeihen können, daß er ausschließlich beinahe mit der Hofgesellschaft sich zu stellen suchte und daß er bei ihr auch tatsächlich in der höchsten Gunst stand, und zwar nicht etwa infolge eines ängstlich darauf berechneten poetischen Schaffens. Nein! Durch und durch Weltkind, wie er war, fühlte er

instinktiv am Hofe seine natürlichen Gönner, die natürlichen Beschützer der Künste. Durch den Mund des Clitandre in den «Femmes savantes» ruft der Dichter einem pedantischen Schöngeist seiner Zeit zu:

Permettez-moi, monsieur Trissotin, de vous dire,
Avec tout le respect que votre nom m'inspire,
Que vous feriez fort bien, vos confrères et vous,
De parler de la cour d'un ton un peu plus doux; —
Qu'à le bien prendre, au fond elle n'est pas si bête
Que, vous autres messieurs, vous vous mettez en tête,
Qu'elle a du sens commun pour se connaître à tout,
Que chez elle on se peut former quelque bon goût,
Et que l'esprit du monde y vaut sans flatterie,
Tout le savoir obscur de la pédanterie.

Und in der Critique de l'Ecole des Femmes spricht Dorante in des Dichters Sinne zu seinen Feinden: Sachez que la grande épreuve de toutes vos comédies, c'est le jugement de la cour; que c'est son goût qu'il faut étudier, pour trouver l'art de réussir; qu'il n'y a point de lieu où les décisions soient si justes; „und," fährt er fort, „ohne die Gelehrten, die dort anzutreffen sind, in Rechnung zu setzen, aus dem einfachen gesunden Menschenverstand und aus dem Verkehr der guten Gesellschaft allein schon bildet sich dort eine Art Geist, der über die Dinge unvergleichlich viel treffender urteilt, als die verrostete Gelehrsamkeit der Pedanten."

So spricht nur ein innerlich überzeugter Freund des Hofes. Daß er dies aber war, kam ihm freilich sehr zu statten; denn man könnte geradezu behaupten, daß ohne das gute Einvernehmen mit dem Hofe wir tatsächlich keinen Molière hätten, wenigstens nicht den, den wir jetzt haben. Der Kampf mit den literarischen Gegnern würde ihn aufgerieben haben, wenn nicht schon die Feindschaft der Gelehrten und zumal die der schwergekränkten Geistlichkeit seine Einkerkerung und damit eine völlige Lahmlegung seines Schaffens herbeigeführt hätte. Ist es doch nur dem machtvollen Eintreten des Königs zu danken gewesen, wenn Tartuffe nach jahrelanger Unterdrückung am 5. Februar 1669 endlich zur Aufführung gelangt ist. Und auch den literarischen Feinden

gegenüber sehen wir den Hof auf seiner Seite. Wie hätte er sonst die „Kritik der Frauenschule“ der frommen Königin-Mutter widmen dürfen.

Zu dieser satirischen Komödie aber hatte ihm das Verhalten seiner Feinde bei Aufführung der Ecole des Femmes, seinem größten bis dahin errungenen Theatererfolg, Veranlassung gegeben. Gegen das Urteil der großen Menge und gegen dasjenige Boileaus und Lafontaines, die dem Dichter unbedingte Anerkennung zollten, hatte sich damals einmütig die Schar seiner Widersacher, Kritiker wie Poeten und Schauspieler, erhoben, um Molière sowohl ihre ästhetischen als besonders moralischen Bedenken gegen sein Stück kundzugeben. Die Frommen sahen in den darin vorgetragenen Grundsätzen über die Ehe eine Verspottung der zehn Gebote, das Gefühl der Preziösen und Prüden wurde durch eine Menge von zweideutigen Ausdrücken beleidigt, die Kritiker rügten Plan und Aufbau des Stückes, das fast lediglich aus Erzählungen bestände, und die Schauspieler der Konkurrenzbühne, des Hôtel de Bourgogne, freuten sich, ihrem Verächter auch ihrerseits etwas versetzen zu können. Hatte er sie doch schon in seiner ersten Pariser Komödie, den Précieuses ridicules, angegriffen, wo Mascarille auf die Frage der Cathos, welchen Schauspielern er sein Theaterstück zur Aufführung geben werde, zum Ergötzen des Publikums antwortete: Belle demande! Aux comédiens de l'Hôtel de Bourgogne: il n'y a qu'eux qui sont capables de faire valoir les choses; les autres sont des ignorants qui récitent comme l'on parle; ils ne savent pas faire ronfler les vers et s'arrêter au bel endroit: et le moyen de connaître où est le beau vers, si le comédien ne s'y arrête et ne vous avertit par là qu'il faut faire le brouhaha? Überdies aber hatte sich Molière auch gegen die Dichter selbst vorgewagt und hatte nicht nur Thomas Corneille, sondern auch seinen großen Bruder Pierre, von denen beiden er sich wegen seiner Erfolge auf dem Gebiete der Komödie angefeindet glaubte, in der Ecole des Femmes in durchaus lächerlicher Weise zitiert.

Die Diskussion über das Stück wurde nun nach und nach so heftig, daß sie ihm, wie alles, was ihn innerlich stark berührte, eine Komödie eingab, die er schlechtweg La

Critique de l'Ecole des Femmes benannte. Der Dichter läßt uns da in einen Salon hineinschauen, in dem sich nacheinander verschiedene aus der Vorstellung der Ecole des Femmes kommende Herren und Damen einfinden und ihre Ansichten über das Stück zum besten geben. Noch beinahe ohnmächtig ist die Preziöse Climène vor Entsetzen über die „Obscönitäten" der Komödie. Und erst die banale Ausdrucksweise! Dieses Reden von einer Creme-Torte nnd dieses le und die Bezeichnung der Frauen mit ces animaux und gar einen Bauern sagen zu lassen, die Frau sei die Suppe des Mannes, an der ein anderer nicht mitzuessen habe. Der Marquis in der Gesellschaft wiederum ist über das Stück empört, weil er in dem großen Andrang zu demselben kaum Platz gefunden und ihm überall auf die Füße getreten worden ist. „Genug, ich finde es scheußlich, weil es scheußlich ist," lautet seine Schlußkritik. Der Dichter Lysidas aber begründet sein verdammendes Urteil besser, indem er sagt, die Dichtung verstoße gegen die Regeln des Horaz und des Aristoteles.

Das Stück wurde ein halbes Jahr nach der Ecole des Femmes am 1. Juni 1663 aufgeführt und rief einen wahren Sturm der Entrüstung hervor. Um sich diese Wirkung eines rein literarischen Ereignisses in unseren nüchternen Tagen erklären zu können, muß man daran erinnern, daß Ludwig XIV, aufgereizt durch die im Gefolge der Unruhen der Fronde erschienene Flut von Pamphleten und Satiren, die öffentliche Behandlung politischer Angelegenheiten gänzlich untersagt und so die Kritik förmlich auf das literarische Gebiet, das in Frankreich ohnehin allezeit im Mittelpunkt der geistigen Interessen gestanden, beschränkt hatte. Andererseits aber war ja Molières Werk auch tatsächlich von geradezu herausfordernder Verwegenheit. Wie griff er doch die literarischen Koterien, wie die feile Kritik und wie vollends die Duodezgeister in Tragödie und Komödie so scharf an. Am schlimmsten aber sprang er mit den Schauspielern der Konkurrenzbühne, des Hôtel de Bourgogne, um. Da karrikiert er vor aller Welt die bekanntesten Mitglieder jener Truppe: den maßlos korpulenten Montfleury mit seiner übertrieben pathetischen Sprechweise in Corneilles Nicomède, den darum ja auch Rostands „Cyrano" nicht zu Worte kommen läßt, Hauteroche

als Pompée in desselben Dichters Tragödie Sertorius, Beauchâteau im Cid und so der Reihe nach die übrigen Koryphäen dieser Bühne.

Die improvisierte Theaterprobe schreitet lustig weiter, wird aber noch zu wiederholten Malen durch allerlei satirische Ausfälle und auf andere Weise unterbrochen, so daß Molière mit der ihm vom Könige gestellten Aufgabe, eine neue Komödie zu liefern, tatsächlich nicht zu Rande kommt und auf dessen gütige Erlaubnis hin schließlich zu einem schon früher studierten Lustspiel seine Zuflucht nimmt.

Die aufregendste Unterbrechung der Probe aber war die folgende: Es verbreitete sich plötzlich auf der Bühne die Nachricht, gegen Molière sei ein Stück «Le Portrait du Peintre» erschienen, das die Schauspieler des Hôtel de Bourgogne spielen würden und als dessen Verfasser ein gewisser Boursault genannt werde, woraufhin du Croisy für die Gegner das Wort nimmt: „O ja, es ist unter dem Namen Boursault angekündigt, aber um euch das Geheimnis zu verraten, so haben viele Leute bei der Abfassung des Stückes mitgewirkt. Denn da alle Dichter und alle Schauspieler Molière als ihren größten Feind ansehen, haben wir uns vereinigt, um ihm einen Streich zu spielen; aber wir haben uns wohl gehütet, unsere Namen herzugeben. Es wäre für ihn eine gar zu große Ehre gewesen, erst unter der Anstrengung des ganzen Parnaß zu fallen, und so haben wir, um seine Niederlage schmachvoller zu gestalten, absichtlich einen Autor ohne jede Bedeutung vorgeschoben." Da hatte denn Boursault seinen Hieb weg.

La Grange fragt nun:

Mais quand jouera-t-on le Portrait du Peintre?

Du Croisy:

Je ne sais, mais je me prépare fort à paraître des premiers sur les rangs, pour crier: Voilà qui est beau!

La Grange:

Et moi aussi . . . . Les comédiens m'ont dit qu'ils l'attendaient sur la réponse.

Brécourt:

Sur la réponse? Ma foi, je le trouverais un grand fou,

> s'il se mettait en peine de répondre à leurs invectives; et la meilleure réponse qu'il leur puisse faire, c'est une comédie qui réussisse comme toutes ses autres.

Nun, diese Komödie war schon unterwegs, es war nichts Geringeres als der im Mai 1664 vor dem König gespielte und gleich darauf allerdings verbotene Tartuffe, und wer an Dichtungen wie diese, den bald folgenden Misanthrope und an die Femmes savantes denkt, dem mag es heute noch in der Seele wehe tun, daß der Schöpfer solcher Werke eine wenn auch noch so geringe Zeitspanne dem Gezänk mit jenen kleinen Geistern zu opfern sich veranlaßt gefunden hat. Indes, als auf die Aufführung des Impromptu de Versailles vor dem Könige der junge Montfleury, der Sohn des in dem Lustspiel so arg verspotteten Schauspielers, mit einem neuen Angriff antwortete, schwieg Molière.

Wir beobachten hier den Meister auf einem Sondergebiet, auf dem des Schauspielers und Schauspieldirektors, das ja wohl für niemanden jemals eine Quelle reiner Freude gewesen ist, geschweige denn für Molière. Wenn das Wort: „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein" für jeden strebenden Menschen Geltung hat, für ihn hat es hundert- und tausendfache Geltung. Es ist, wie wenn da einmal ein Genius auf diesen Erdball geworfen ward mit der einzigartigen Bestimmung, als ein geistiger Streiter gegen alles Angreifbare im menschlichen Tun und Treiben mit den Waffen fröhlichster Laune und sieghaftesten Humors zu Felde zu ziehen. Nur der unerschütterliche Glaube an diese Mission, nur das Bewußtsein, diese Aufgabe als eine heilige Pflicht übernommen zu haben, kann das unerschrockene, unermüdliche Ringen dieses Mannes erklären. Aber wie erfüllt er seine Aufgabe? Wie weit wagt er sich vor, um sie zu erfüllen? Welcher Komödiendichter nach Aristophanes hat es unternommen, die eigenen Zeitgenossen so auf die Bühne zu stellen, daß auch der Naivste die Personen zu erkennen vermochte? Ja, nicht genug, daß Molière durch die Namen dem Verständnis nachgeholfen hat, hat er doch sogar die Schöpfungen derjenigen Autoren, die er an den Pranger nageln wollte, wörtlich übernommen, wie die Abhandlung eines zeitgenössischen Grammatikers in der

lautlichen Schulung, die der Maître de philosophie dem Bourgeois gentilhomme erteilt, wie die Gedichte des Abbé Cotin in der Rezitation Trissotins vor den „Gelehrten Frauen", wie die preziösen Wörter und Redewendungen aus den Moderomanen und Modedramen der Zeit in seinen «Précieuses ridicules». Nun hat man ja aber dem Dichter eine ganze Menge anderweitiger Anleihen aus fremden Werken nachgewiesen, bei denen der Zweck der Verächtlichmachung nicht vorlag, wie bei der so überaus wirksamen Szene der Fourberies de Scapin mit dem immer wiederkehrenden und sprichwörtlich gewordenen: ‚Qu'allait-il faire dans cette galère?', die wir fast wörtlich in Cyrano de Bergeracs «Pedant joué» vorfinden. Und da muß man denn einmal an Molière's Äußerung gegenüber seinen nach solchen Entlehnungen gierig suchenden Feinden erinnern: «Dans une copie l'essentiel est de tuer celui qu'on dépouille et de faire disparaître le cadavre», ohne freilich diese Ansicht mit unseren modernen Anschauungen über literarisches Eigentum in Einklang bringen zu können. Andererseits aber wird niemand, der Molière und seine Quellen kennt, leugnen, daß er, gleichviel was er von anderen Dichtern genommen, so umzumünzen verstanden hat, daß es ein ganz neues Gepräge, neuen Glanz und neuen dauernden Wert erhalten hat. Mit wie hohen Worten spricht doch Goethe über den französischen Dichter: „Ich kenne und liebe Molière seit meiner Jugend — sagt er zu Eckermann — und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete, künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das liebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborne schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte." Und als einer derjenigen, die von Berufswegen dazu veranlaßt sind, jahraus jahrein diesen Dichter zu lesen, möchte ich Goethe seine zweite Bemerkung zu Eckermann nachsprechen: „Molière ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man

ihn wieder liest" und — möchte ich hinzufügen — wo er uns modernen Menschen nicht so ganz auf der Höhe erscheint, in Verwicklung und Auflösung seiner Dramen, worauf er und doch wohl auch seine Zeit nur geringes Gewicht gelegt haben, da entschädigt er uns in anderer Weise reichlich. Und wenn bei einigen seiner Zeitgenossen und namentlich bei seinen Nachfolgern bis in unsere Tage hinein wesentlich von der Intrigue das Gefallen an der Komödie erwartet wird, bei ihm sieht man — wenn auch einen Augenblick befremdet — doch schnell und leicht darüber hinweg. Denn was er nun in den so willkürlich, so unbegründet, so unerwartet herbeigeführten Szenen bringt, das ist in sich so vollendet, wie wir es sonst nur bei den allergrößten Dichtern wiederfinden. Der beste Beweis dafür ist, daß wir in den Dramen keines andern so leicht eine einzelne Szene aus dem Ganzen herausheben und doch zur vollen Wirkung bringen können. Man versuche es beispielsweise mit dem Auftritt zwischen Argan und Louison im «Malade imaginaire», ohne auch nur ein einziges Wort zu ändern, fortzulassen oder hinzuzusetzen, man versuche es mit den Philosophenszenen im «Mariage forcé» oder mit einem der Polizeiverhöre aus dem 5. Akt des «Avare» oder mit zwanzig, dreißig anderen Auftritten, man spiele sie vor einem Publikum, das die Stücke überhaupt nicht kennt, und man wird finden, daß das Vergnügen daran nicht im geringsten beeinträchtigt ist, so klar erscheint die Sachlage, so in sich geschlossen ist jede Person, so sehr steht das gesprochene Wort im Vordergrund des Interesses. Und hinter dem Wort steht die große Persönlichkeit des Dichters, dem, was er sagt, aus dem Herzen strömt, der reine Mensch, wie ihn wiederum Goethe nennt, an dem nichts verlogen und verbildet ist, der die Sitten seiner Zeit beherrscht und der die Menschen züchtigt, indem er sie in ihrer Wahrheit zeichnet.

Nun, vor einer so hohen Schätzung Molière's wußten sich die zeitgenössischen Lustspieldichter, die Boursault, Quinault, de Vizé, Thomas Corneille, Montfleury, Brécourt zu bewahren. Sie standen dem Meister zeitlich zu nahe, um ihren geistigen Abstand von ihm wahrzunehmen. Sie suchten sich mit ihm zu messen, ohne auch nur ein einziges Drama von bleibendem Werte hervorzubringen. Ihr eigentliches Gebiet

war übrigens das doch wesentlich auf die Momentwirkung berechnete kurze Gelegenheitsstück, das sich damals beim Publikum besonderer Gunst erfreute und das darum fast alle die genannten Dichter bevorzugten, eine Erscheinung, die sich ohnehin durch den Lebensberuf, dem die meisten derselben angehörten, zur Genüge erklärt. Hat doch zweifellos das Komödiantentum die Erstlingsprodukte Molière's sogar beeinflußt, nur freilich, daß er nach und nach darüber hinausgekommen ist und in seinen reifen Schöpfungen ausschließlich die vorteilhafte Seite desselben, die große Bühnenerfahrung, sich geltend machen ließ, auch die Erfahrung, daß das Publikum auf jeden Fall unterhalten sein will. Und selbst das verstand er weit besser als seine Rivalen, die doch im Grunde genommen nichts verstanden als das. Und wenn es auch den Epigonen nicht verliehen ist, das wirklich Große und dauernd Wertvolle dem Genius abzulauschen, die mehr äußerlichen Vorzüge hätten sie ihm doch wohl absehen können. Zudem war ja auch ihnen, so gut wie ihm, Gelegenheit gegeben, auf den zahllosen kleinen Bühnen der Hauptstadt sich umzuschauen, die Jahrmarktsschauspieler sowohl wie die Italiener zu beobachten, ihre tausend lustigen Einfälle in der Stegreifkomödie zu bewundern, ihren mit den possierlichsten Redewendungen gespickten Gesprächen zuzuhören und dies und mehr Derartiges dann in den eigenen Komödien zu verwerten. Und lassen auch die Meisterwerke Molières, namentlich die in Versen geschriebenen, nur wenig mehr von diesem Einflusse spüren, in den übrigen stößt man Schritt für Schritt auf ihn, und ihm verdanken viele derselben noch heute ihre Bühnenwirkung auf dem französischen Theater und würden auch bei uns ganz gewiß ihres Erfolges sicher sein, wofern sie nur mit derselben derben, ausgelassenen Laune wie auf dem Théâtre Français gespielt würden. Hat doch auch Molière durch sein flottes, den Italienern abgelauschtes Spiel bei seinem ersten am 24. Oktober 1658 erfolgten Auftreten am Hofe sich sofort die Gunst des jungen Monarchen gewonnen, dem es gefiel, daß ein Franzose es den Ausländern gleich tat, und hat er doch dadurch überhaupt erst festen Fuß in der Hauptstadt gefaßt. Mit der Erlaubnis ausgestattet, in dem den italienischen Schauspielern zugewiesenen Saal des Petit

Bourbon abwechselnd mit ihnen zu spielen, erfreute er sich dann dauernd der Anregung von dieser Seite, blieb aber zweifellos auch nicht ganz ohne Einfluß auf sie.

Will man übrigens die Beziehungen Molière's zu seinen Zeitgenossen nach allen Richtungen hin betrachten, so darf man zwei Männer nicht vergessen, Lulli und Quinault. Man weiß, daß der Dichter eine ganze Zahl sogenannter Comédie-Ballets verfaßt hat, und nach der Vorrede, die er den im Jahre 1661 erschienenen Fâcheux mit auf den Weg gibt, ist er selbst der Erfinder dieser dramatischen Gattung gewesen, insofern er das bis dahin neben dem Schauspiel getrennt einhergehende Ballet mit der Handlung des Dramas verknüpfte. «Le dessein,» sagt er in jener Vorrede, «était de donner un ballet aussi; et, comme il n'y avait qu'un petit nombre choisi de danseurs, on fut contraint de séparer les entrées de ce ballet, et l'avis fut de les jeter dans les entr'actes de la comédie, afin que ces intervalles donnassent temps aux mêmes baladins de revenir sous d'autres habits; de sorte que, pour ne point rompre aussi le fil de la pièce par ces manières d'intermèdes, on s'avisa de les coudre au sujet et de ne faire qu'une seule chose du ballet et de la comédie.»

Die nächste Ballet-Komödie La princesse d'Elide wurde im Mai 1664 in Versailles zum erstenmal aufgeführt. Mit dem im gleichen Jahre erschienenen Mariage forcé kommt der Gesang in den Zwischenspielen auf. Im Jahre 1667 folgt Le Sicilien, 1669 Monsieur de Pourceaugnac, 1670 Les Amants magnifiques und Le Bourgeois gentilhomme. Nicht immer stehen hier die eingelegten Balletszenen in enger Beziehung zu dem Inhalt des Stückes, aber Molière kannte das Vergnügen, das der König an derartigen Schaustellungen hatte, in denen er sich ja sogar selbst als Akteur gern bewundern ließ.

Zu all diesen Stücken nun, namentlich zu den sich der komischen Oper schon stark nähernden Pastorale comique und Le Sicilien bedurfte der Dichter der Mithilfe des Komponisten, und die fand er bei dem aus Florenz nach Paris gekommenen Lulli, der als Leiter des berühmtesten Streichorchesters jener Zeit wie als Komponist und Schauspieler beim Hofe in großer

Gunst stand. Die von Lulli geschaffene Vertonung der beiden Komödien sprach außerordentlich an, und so gedachte Molière, um sich die Dienste des so erfolgreichen Italieners zu sichern, ihrer Verbindung dadurch Festigkeit und Dauer zu verleihen, daß er den König um ein Privilegium für ihre gemeinsamen Aufführungen bat. Doch, obwohl auch Lulli dem Dichter zu allergrößtem Dank verpflichtet war und obwohl er dessen Plane bereits seine volle Zustimmung ausgesprochen hatte, kam er ihm hinterlistiger Weise beim Könige zuvor und erwirkte für sich allein ein Privilegium, das die Aufführung von Musikstücken jedwelcher Art in Frankreich fortan von seiner Erlaubnis abhängig machte. Als Molière nun nachträglich beim Könige in dieser Sache vorstellig wurde, mußte er zu seiner Betrübnis wahrnehmen, daß der Italiener ihn in der Gunst des Monarchen verdrängt hatte. Er gewann zwar bald in dem Musiker Charpentier einen Ersatz und beauftragte ihn mit der Komposition seiner neuen Stücke, der Comtesse d'Escarbagnas und des Malade imaginaire, aber, da er sich sagen mußte, daß Lulli fremden Musikern doch keinen Zutritt bei Hofe gewähren werde, räumte er verbittert dem Feinde das Feld.

Nicht lange zuvor, im Jahre 1671, hatte er noch auf des Königs Wunsch mit dem großen Corneille zusammen die Ballet-Tragödie Psyché verfaßt und dazu von Quinault, dem schon oben erwähnten Dichter, die einzulegenden Lieder und Gesänge schreiben lassen, die ebenfalls Lulli komponierte. So hatten sich denn gerade erst durch Molière diese beiden Männer, der Lieder- und der Tondichter, zusammengefunden und arbeiteten von nun an gemeinsam an einer großen Zahl von Werken. Mit Lulli erst trat in Frankreich die echte Oper ins Leben. Mehr als die Musik hatte bei der von Mazarin im Jahre 1645 nach Paris berufenen italienischen Sängertruppe bis dahin die Ausstattung eine Rolle gespielt, in dem Maße, daß man die dargebotenen Stücke und so auch noch das 1671 von Donneau de Vizé verfaßte «Les Amours du Soleil» geradezu Ausstattungs- oder gar Maschinenstücke nannte. Jetzt schrieb Quinault, der eine besondere Gabe besaß, Vers und Reim flüssig und geschmeidig zu gestalten und den Bedürfnissen der Melodie anzupassen, schnell nach-

einander eine ganze Reihe von Pastoralen, Balletten und Operntexten, von denen Thésée, Phaëton, Roland und Armide in der gerade dem französischen Geschmack besonders zusagenden Tonsetzung Lullis und mit ihrer wiederum auf Quinault zurückzuführenden balletmäßigen Ausgestaltung sich nahezu ein Jahrhundert auf dem Repertoire der Großen Oper erhalten haben und erst durch Gluck verdrängt worden sind.

Wenn aber die komische Oper trotz Molières Vorstoß erst noch auf weitem Ummwege ihre Fortentwickelung suchte, so lag das wesentlich in dem Umstande, daß bei ihm ja Sänger und Sprecher nie eine Person waren; noch widerstrebte es dem Dichter wie dem Publikum, die sprechenden und agierenden Schauspieler auch singen zu hören, es sei denn, daß es der Alltagswelt entrückte Hirten oder aber Fabelwesen waren, wie ja Molière das im Bourgois Gentilhomme so deutlich zum Ausdruck bringt. Und geht denn nicht die Oper Richard Wagners mit ihren Göttern und Helden und die Märchenkomposition modernster Tondichter aus einem ähnlichen Gefühle hervor?

Molière stirbt am 17. Februar 1673. Seine eigne Truppe im Hôtel Guénégaud darf wegen Lullis Monopol die Ballet-Komödien nicht fortsetzen, und so kommen sie in die Hände der Italiener und von diesen zu den ihr Erbe antretenden Schauspielern der Jahrmarktsbühne.

Nach dem Tode Molière's waren die Verhältnisse am Hofe dem Theater nicht günstig. Die Verdüsterung, die der alternde Roi Soleil unter dem Einflusse der Madame de Maintenon und ihres Beichtvaters um sich verbreitet hatte, an der die älteren Zeitgenossen wohl oder übel teilnahmen, fand aber in der Jugend versteckte Gegnerschaft, und besonders die Jeunesse dorée gab schon einen kleinen Vorgeschmack von den Verhältnissen zur Zeit der Regentschaft in ihrem ganzen Tun und Treiben. Regnard aber trägt auf der Bühne das heilige Lachen aus dem 17. ins 18. Jahrhundert hinüber.

Jean François Regnard, geboren 1655, war ein galanter Herr, ein vorzüglicher Gesellschafter, ein guter Spieler, hatte sich auf seinen Reisen mannigfache Kenntnisse erworben und kaufte sich schließlich mehrere Ämter, um noch mehr als früher

den Genüssen fröhlicher Gesellschaft und üppiger Gelage zu leben. Seine zahlreichen Komödien verfaßte er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens zum Zeitvertreib. Er schreibt, weil er sich mit guten Freunden an seinen Schöpfungen ergötzen will. Die Gunst der Menge erringt er spielend, die Kritik kümmert ihn wenig. Er ist kein tiefsinniger Beobachter wie Molière, er bleibt stets an der Oberfläche, er denkt nicht daran, den Sieg der Tugend durchzuführen, noch auch eine These, eine Lebensregel zu verfechten oder zu bekämpfen, noch etwa gar ein soziales Problem aufzustellen. Er will um alles in der Welt unterhalten, aber er ist Meister des Stils, übertrifft sogar Molière in der gewandten Behandlung des Verses, in der geschickten Leitung der Intrigue, in der Entwickelung der Handlung; auch findet er ansprechendere Lösungen, führt meisterhaft interessante Wendungen und Überraschungen herbei. Es beginnt sonach mit Regnard zweifellos eine neue Epoche in der Entwickelung der französischen Komödie. Sein Meisterwerk ist «Le Joueur».

Regnards Zeitgenosse Dufresny (1648—1724), von Herkunft ein Plebejer, war doch voll adligen Leichtsinns, der ihn sein von vornherein Regnard überlegenes Talent verzetteln ließ. Ein zweiter Cyrano de Bergerac, Schriftsteller, Musiker, Maler, Industrieller, Gartenkünstler, ist er zu allem geschickt, bringt es aber in nichts zu etwas Ordentlichem. Selbstachtung und Selbstzucht fehlen ihm, und so mangelt es seinen Stücken an Gediegenheit und Einheitlichkeit, und sie können sich trotz der geistessprühenden Reden und mancher gefälligen Szenen nicht halten. Indes haben es sein «Esprit de Contradiction», die in der hamburgischen Dramaturgie besprochene «Coquette du Village» und vor allem «La Réconciliation normande» zuwege gebracht, daß ihm im Foyer des Théâtre Français eine Büste aufgestellt wurde.

In mehr als einer Hinsicht, besonders aber in der Mise en scène, übertraf ihn Dancourt (1662—1725), der Nachfolger Molière's in der Leitung der Comédie; wie Molière beherrscht er die Bretter als Dichter und als Schauspieler. Seine Erfolge als Komödiendichter setzt man gerne auf Rechnung eines allzuwilligen Hinabsteigens zur Menge, und in der Tat tritt das in einigen seiner Stücke recht augenfällig

hervor. Aber er vernachlässigt auch den Adel und das Bürgertum seiner Zeit nicht, und da er reich an glücklichen, wenn auch nicht immer feinen Einfällen ist und auch den Dialog überaus geschickt zu führen versteht, ist ihm der Beifall aller Welt sicher, selbst der einer Madame de Sévigné, und Voltaire räumt ihm in der Posse wenigstens den ersten Platz neben Molière ein. Auch gebührt Dancourt der Ruhm, das Genre des Gelegenheitsstückes, das jedes irgendwie bemerkenswerte Tagesereignis zum Anlaß für eine Bühnenschöpfung nimmt, wieder aufgegriffen und erst so recht in Mode gebracht zu haben. In der Komödie «Loterie» brandmarkt er eine schwindelhafte Verlosung in Paris, den strengen Regierungserlaß gegen die Spielsucht begleitet er mit seiner «Désolation des Joueuses», einen schüchternen Anlauf zur Sittenkomödie nimmt er mit seinen «Enfants de Paris» und seinen «Agioteurs»; sein bestes Stück ist wohl der «Chevalier à la mode».

Die größte Sittenkomödie der Zeit zu schreiben war einem anderen vorbehalten: Lesage. Früh verwaist, ohne ein großes Erbteil wie Regnard, ohne das Geschick, sich billig zu bereichern, wie Dufresny, ohne den mächtigen Einfluß auf das Theater wie Dancourt, dabei unabhängigen Sinnes und zur Satire geneigt, blieb er zeitlebens in dürftigen Verhältnissen. Im harten Kampf ums Dasein hat der Sinn für das Ideale ein wenig gelitten, das Verständnis für die reale Welt zugenommen. Im Jahre 1707 wird er durch das Erscheinen des Romans «Le Diable boiteux» und das Lustspiel «Crispin rival de son maître» mit einem Schlage ein weltberühmter Schriftsteller. Sein bedeutendstes Drama, zugleich die erste große Sittenkomödie nach Molière, «Turcaret», ist ein großzügiges Bühnenstück, in dem das verhaßte Treiben der Steuerpächter schonungslos aufgedeckt wird, und das geradezu wie eine Entladung des öffentlichen Gewissens wirkt.

Der letzte Autor der klassischen Komödie, Alexis Piron, 1689 zu Dijon geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, kam mit dreißig Jahren nach Paris und trat bald in den Dienst der Opéra Comique. Er schrieb außer kleinen Lustspielen und Possen Oden, Satiren und Erzählungen im Zeitgeschmack. Fast 50 Jahre alt, veröffentlichte er seine «Métromanie» und gesellte

sich damit zu den großen Lustspieldichtern von bleibendem Namen. Das Stück läßt in mehr als einer Hinsicht einen Vergleich mit dem «Cyrano» unserer Tage zu; Piron hätte der Rostand seines Jahrhunderts werden können, wenn er noch andere derartig großangelegte Schöpfungen hervorgebracht hätte.

Doch sie alle, die Autoren der abgelaufenen Epoche, opferten geradeso wie dieser letzte der leichten Muse mehr als der ernsten. Darum auch ist die Ausbeute an wirklich guten Komödien so überaus gering. Die Dichter jener Zeit kämpften nicht mehr wie Molière gegen den Geschmack des Publikums an, sie gingen ihm willig nach und kamen so von der regulären Bühne mehr und mehr ab, um sich ganz in den Dienst des Irregulären zu stellen, der Farce und des Vaudeville.

Daneben aber macht sich, namentlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, ein herberer Zug in der Bühnendichtung geltend. Neue Ideen suchen sich Bahn zu brechen und allem Bestehenden den Krieg zu erklären. Von dem rationalistisch reiferen Volk Englands ging der Anlaß aus; die Addison und Steele, Swift und Defoe, Lillo und Moore wurden die Vorbilder der französischen Dichter. Der eigentliche Vermittler zwischen englischer und französischer Literatur war der Abbé Prévost. Er hat durch Übersetzungen und Besprechungen englischer Romane der französischen Komödie die neue Richtung gegeben, die freilich schon empfänglichen Boden fand. Die Verderbnis der ihrem Untergang zueilenden höheren Gesellschaftsklassen kam auch in der Literatur zum Ausdruck, auf der anderen Seite schaffte sich die neu emporkommende Klasse des freien Bürgers breite Bahn. Das findet seinen Niederschlag auch in der Komödie.

An die Spitze der neuen Richtung aber ist Marivaux (1688—1763) zu stellen. In seinen über Gebühr geschätzten Stücken herrscht ein Übermaß von Edelmut auf allen Seiten, sie zeigen das der derzeitigen Komödie überhaupt eigene selbstständige Eingreifen der Dienerschaft, in deren Händen die eigentlichen Helden beinahe wie Marionetten erscheinen, der Dienerschaft, die geradezu den Deus ex machina der altklassischen Tragödie repräsentiert. Dabei aber wird der Dar-

stellung seelischer Vorgänge, dem psychologischen Element doch das Übergewicht verliehen über die äußeren Vorgänge.

Destouches, 1680 zu Tours geboren, kam 1707 nach England und brachte von dort die Begeisterung für Ben Jonson, Dryden und Shakespeare mit in die Heimat. Er pflegt die Gattung des Charakterlustspiels, kehrt aber darin immer aufdringlicher das Lehrhafte und Rührende hervor. Welche Bedeutung dem Dichter zu seinen Lebzeiten und noch lange nachher auch im Auslande beigelegt wurde, beweisen die Übersetzungen und Nachbildungen, die viele seiner Komödien gefunden haben, besonders in Deutschland; Gottsched, Frau Gottsched und Weiße haben sich gleichermaßen der Stücke des Destouches angenommen, und Lessing spendet ihnen hohes Lob.

Destouches' Nachfolger Nivelle de la Chaussée macht in seiner durch und durch bürgerlichen Gesinnung die Ehe zum Gegenstand seiner Dramen und arbeitet damit bewußt der ganzen bis dahin die Literatur beherrschenden Richtung entgegen. Es war ein Wagnis, die von altersher in Frankreich ein so trostloses Bild zeigenden ehelichen Verhältnisse zu idealisieren, Gatten zu zeichnen, die für einander ein wärmeres Empfinden verraten. Die Stücke führen fast durchweg in einfache bürgerliche Kreise, in denen tragische Verwicklungen ausgeschlossen sind; in der Regel werden der Handlung vorausliegende Verhältnisse als Störungen und Hemmnisse zuhilfe genommen, um Beunruhigung, Aufregung und vor allem die beabsichtigte Rührung hervorzubringen. Der Dichter hat es offen ausgesprochen, daß seine Komödien nicht die Absicht haben, zu erheitern, sondern zu rühren; er war der eigentliche Vater der Comédie larmoyante.

Was Marivaux begonnen, was seine Kampfgenossen fortgeführt, hat Diderot, der berühmte Herausgeber der Encyklopädie, vollendet; mit zwei Dramen, dem «Fils naturel» und dem «Père de famille» gab er Proben der von ihm angestrebten Richtung, und in vielen Abhandlungen stellte er sein Lehrgebäude auf. Was selbst ein Voltaire nicht gewagt, er hat es in Angriff genommen. Er hat der französischen Tragödie offen den Krieg erklärt und ein anderes Ideal dramatischen Schaffens errichtet anstelle des seit anderthalb

Jahrhunderten herrschenden. Er verficht den Gedanken, daß uns die Schicksale der Menschen aus unseren Kreisen weit mehr zu rühren und zu erschüttern vermögen, als die der herkömmlichen tragischen Helden und daß eine mittlere, zwischen Schmerz und Freude schwebende Stimmung das dem Menschen auf der Bühne wie im Leben Angemessenste ist. Die Schaubühne soll mehr als Unterhaltung, sie soll Belehrung und Erbauung spenden. Mit diesen lapidaren, wohl ebenso sehr seinem moralischen und sozialen als seinem poetischen Gewissen entsprungenen Sätzen aber hatte Diderot in Frankreich so wenig Erfolg, wie mit seinen das rein Ästhetische berührenden Distinktionen. Um positiv zu wirken, hätte Diderot mehr der poetischen als der kritischen Begabung bedurft. Es kam somit alles darauf an, ob der große Neuerer schließlich in seinem Vaterlande ein Genie traf, das seine Theorien durch eine Schöpfung lebendig machte, ob der köstlichste Keim in seiner Saat, die dramatische Wertung des Familienlebens, auch aufging, oder ob etwa ein neu aufgesetztes Reis die Entwicklung des ersten in den Boden gesenkten Keimes verhinderte oder doch verzögerte. Dieses neue Reis war Beaumarchais.

Beaumarchais hat den Franzosen nach der Zeit der weinerlichen oder trocken moralisierenden Schauspiele wieder das Lachen auf die Bühne, auch auf die große Bühne gebracht. Nicht durch das Studium, sondern durch sein eigenes Leben wurde er in die Arena gedrängt, seine beiden großen Dramen waren wie ein Schicksalswurf in seinem an sonderartigen Zufällen so reichen Dasein. In Beaumarchais haben wir den Typus des literarischen Revolutionsmannes aus jener großen Zeit, eines Mannes, dem das Leben zur Literatur und die Literatur zum Leben wurde, dem alle Begebnisse, welcher Art sie auch waren, sich zu Dramen umgestalteten. Er schreibt das Singspiel „Der Barbier von Sevilla", das jedoch nicht aufgeführt wird, dann die weltberühmten Flugblätter über seinen sensationellen Rechtshandel. Und die schreibt er so witzig, so voll Humor und dramatisch wirksam, daß ihm Voltaire rät, seine „Mémoires" auf der Bühne spielen zu lassen, diese „Mémoires", welche Beaumarchais mit einem Schlage zum volkstümlichsten Manne Frankreichs machen. Jetzt wird auch der zu einem Drama umgearbeitete „Barbier"

aufgeführt, und nachdem fast unüberwindliche Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, kommt der «Mariage de Figaro» im Jahre 1784 auf die Bühne. Der Erfolg war märchenhaft; an die siebenzigmal wurde der „Figaro" hintereinander gegeben. Napoleon traf wohl den Nagel auf den Kopf, wenn er viele Jahre später, auf den denkwürdigen Theaterabend zurückblickend, die Figaro-Premiere «la Révolution déjà en action» nannte. Der Dichter vollzog im Rahmen eines Lustspiels ein furchtbares Strafgericht an den Großen dieser Erde, an der Tyrannis der privilegierten Stände; seine Worte machten einen mächtigen Eindruck auf die Herzen, wühlten die Volksseele von Grund aus auf. Beaumarchais erscheint uns als ein neuer Aristophanes, als ein unerschrockener Interpret der Zeitstimmung, als einer von den Aufklärern des 18. Jahrhunderts, als ein Verbündeter Rousseaus und Voltaires. Weiter gebührt ihm das Verdienst, eine ganz neue, auch alle Einzelheiten der Mise en scène berücksichtigende Technik des dramatischen Aufbaues ins Leben gerufen zu haben, wie sie dann von Scribe und in weiterer Vervollkommnung von Sardou fortgeführt worden ist.

Grabschmuck und Totenkult der Griechen.*)

Von Professor Dr. H. Dragendorff in Frankfurt a. M.

I.

Seelenglaube und Seelenkultus.

An Schlaf, Ohnmacht, Tod wird dem Menschen klar, daß es außer dem sichtbaren leiblichen noch ein zweites geben müsse, das den Leib unsichtbar beherrscht, die Seele. Wenn sie in der Ohnmacht, im Schlafe zeitweilig sich vom Körper zu trennen schien, um dann wieder zu ihm zurückzukehren, kann sie da nicht auch nach dem Tode noch die Fähigkeit zur Rückkehr haben? Wo ist die Seele geblieben, lebt sie fort? Wie soll man sich vor ihr, der keine leiblichen Schranken mehr gesetzt scheinen, schützen? Wie man den Toten bei Lebzeiten pflegte, so muß man die Seele nach dem Tode pflegen, daß es ihr an nichts gebricht. So entwickelt sich mit der Erkenntnis der Seele auch gleich der Kultus der Seele. Diese Gedankengänge sind etwas so natürliches, naivem Denken angemessenes, daß sie bei den verschiedenartigsten Völkern spontan entstanden sind. Auf den verschiedensten Kulturstufen, bald klar, bald bis auf geringe Spuren verblaßt, bald mit dem größten Raffinement durchgebildet, dann wieder in den Anfängen bereits verknöchert und verkümmert finden wir den Seelenglauben und damit zusammenhängend den Totenkult. Die Psyche ist es für den Griechen, die als ein unsichtbarer Doppelgänger im Menschen lebt, die im Tode vom Leib sich trennt und fortlebt.

Die Geschichte des griechischen Seelenglaubens, die Vorstellungen, die der Grieche im Verlauf seiner Geschichte mit der Psyche verband — was griechische Denker und Dichter aus

---

*) Es kann hier nur eine kurze Übersicht über den Gedankengang der fünf Vorträge gegeben werden. Vor allem bitte ich den Leser zu berücksichtigen, daß die Vorträge von Lichtbildern begleitet waren und die Ausführungen vielfach durch diese geleitet wurden.

den primitiven Vorstellungen des Volkes heraus entwickelt haben — alles das hat Erwin Rohde in seinem berühmten Buche „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen" niedergelegt, auf das ich verweisen darf. Was ich als Archäologe, auf Rohde fußend, in diesen fünf Vorträgen geben kann und will, soll ein bescheidener Beitrag zur griechischen Religionsgeschichte sein. Nicht eine systematische Darstellung des schier unübersehbaren Materiales, das unter den Begriff „Grabschmuck" fällt, ist beabsichtigt, sondern es sollen an ausgewählten Beispielen die leitenden Gedanken gezeigt werden, denen der ganze Grabschmuck seinen Ursprung verdankt. Alles beruht hier im Grunde auf religiösen Vorstellungen und auf dem durch sie bedingten Kultus, selbst scheinbar willkürliches, rein formelhaftes oder ornamentales, in späterer Zeit von den Griechen selbst gewiß oft nicht mehr verstandenes gewinnt aus älteren Vorstellungen Sinn und Bedeutung. Veränderte Vorstellungen finden in verändertem Schmuck ihren Ausdruck. Kultus des Verstorbenen aber ist im letzten Grunde die gesamte Ausstattung des Grabes zu allen Zeiten.

Eine systematische Darstellung des griechischen Totenkultus und Totenglaubens haben wir aus dem Altertum nicht, so wenig wie eine systematische Darstellung griechischen Kultus und griechischer Religion überhaupt. Eine solche gibt es als eine tatsächliche Einheit auch nicht. Wir können von unserm Standpunkt aus von griechischer Religion als von einer Summe aller der religiösen Vorstellungen, die wir bei griechischen Stämmen finden, sprechen. Wir können das durchgehende, verbindende, herausheben. Wir können auch von einer Religion einzelner hervorragender Personen, des Pindar, des Aeschylos, des Plato sprechen. Aber wir müssen uns bewußt bleiben, daß das nirgends und nie Volksreligion gewesen ist. Diese ist im beständigem Fluß, entwickelt und wandelt sich mit dem Volke. Nun gar in Griechenland, wo die unerschöpfliche Phantasie eines in ungezählte Stämme, Städte, Gemeinden zersplitterten Volkes immer weiter an ihr geschaffen hat. Die Fülle der Vorstellungen ist sinnverwirrend. Die Fäden laufen bunt durcheinander, werden in willkürlichster Weise verknüpft. Jedes System, das man hineinzutragen sucht, kann den wahren

Sachverhalt nur verdunkeln. Der griechische Polytheismus hat sich denn auch jeder Systematisierung erwehrt. Er kennt kein System, das Widersprüche fortschaffte, er kennt, von wenigen Ansätzen abgesehen, kein Dogma, keinen Priesterstand als Hüter eines solchen. Es ist eine vollkommen ungehütete Religion, wie Jakob Burckhardt es gut ausdrückt, laienhaft entstanden, laienhaft überliefert. Neue Anschauungen treten mit einer neuen Zeit hervor. Scheinbar verdunkeln sie eine Zeitlang die alten. Dann gewahrt man plötzlich, daß die alten Anschauungen daneben ungestört weiter leben, wieder hervortreten und am Ende gar die neuen überleben. Es ist überraschend zu sehen, wie gerade am Ende der Entwicklung uralte, vom Volke festgehaltene Vorstellungen wieder hervortreten.

Alle die Eigenart griechischer Religion in dieser Beziehung zeigt sich ganz besonders deutlich im Seelenglauben. Was wir an Nachrichten darüber haben, entstammt einem im Verhältnis zum Ganzen kurzen späten Zeitraum. Die älteste Quelle — Homer — wird bereits durch einen weiten Zeitraum von der Periode, wo die religiösen Vorstellungen der Griechen sich zu formen begannen, getrennt. Weit über Homer hinaus führen uns heute schon die Monumente. Aber auch der spätere Kultus läßt oft noch Rückschlüsse auf ältere, weit vor Homer liegende Zeiten zu. Während am Mythus die dichterische Phantasie einzelner weiterschafft, so daß er ein reines Bild des Volksglaubens nicht geben kann, ist der feste Ausgangspunkt für religionsgeschichtliche Betrachtungen der Kultus, der in gewohnter Weise weitergeübt wird und oft Formen festhält, die mit längst überwundenen Vorstellungen entstanden sind. Gerade aus Beobachtung der Unstimmigkeiten zwischen Mythus und Kultus läßt sich oft Altes von Jungem scheiden.

Man hat in Seelenglauben und Seelenkultus wohl die Grundlage alles griechischen Glaubens und Kultus sehen wollen. Beweisen können wir das nicht. Wenn es eine Zeit gegeben haben sollte, in der die griechische Religion nur aus Seelenkult bestand, so liegt sie unerreichbar weit zurück. Aber zweifellos ist er einer der ältesten Bestandteile, der sich deshalb auch besonders zäh und im wesentlichen unverändert erhalten hat.

Der Totenkult ist der wesentlichste Bestandteil des Familienkultes. Der Tod löst das enge Band, das die Familie umschließt und von den Außenstehenden abschließt, nicht. Auch die Seele des Toten gehört noch der Familie an. Das Recht und die Pflicht, den Toten weiter zu pflegen, hat die Familie, die so durch Generationen geeint bleibt. Auch räumlich; die griechische Überlieferung, daß man ursprünglich die Toten im Hause selbst am Herde bestattet habe, ist jetzt durch Funde aus griechischer Urzeit als richtig bewiesen. Am Herd, wo sich als am Mittelpunkt des Hauses die Familie versammelt, wird der Tote zur letzten Ruhe gebettet, und wenn die Familie sich hier versammelt, so sind die Toten gleichsam mit dabei. Wenn durch das Umwandeln des Herdes die Braut, durch Tragen um den Herd das Kind in die Familie aufgenommen wird, so sind es nicht nur die lebenden, sondern auch die früheren Generationen, die Gesamtheit der Familie, die sie aufnehmen. Der Herd ist, als man schon längst die Toten draußen bestattete, immer eine Stätte des Totenkultus geblieben.

Die erste Pflicht des Überlebenden, von der ihn nichts entbindet, ist die Bestattung des Toten, der sonst im Grabe keine Ruhe finden kann. Wenn man dem Vaterlandsverräter die Bestattung in heimatlicher Erde versagt, so versagt man ihm damit zugleich die Pflege nach dem Tode, den Kultus, den ihm nur die Familie geben kann und den sie ihm nur am Grabe geben kann; denn das Grab ist die Kultstätte des Toten. Die Seele ist in gewissem Sinne an den Ort gebannt, wo der Leib liegt.

Unmittelbar nach dem Begräbnis beginnt der Kultus des Toten. Das Leben nach dem Tode vermag das naive griechische Gemüt sich nur nach Maßgabe des irdischen Lebens zu denken. Die Bedürfnisse, die Freuden des Toten sind dieselben wie die des Lebenden. So braucht er in erster Linie Speise und Trank. Das ist der Sinn der Speise- und Trankopfer, die einen Hauptbestandteil der Totenopfer bilden, sofort bei der Beisetzung beginnen und an bestimmten Tagen wiederholt werden. Müßte man danach eigentlich den Toten täglich speisen, so sehen wir doch gleich hier, wie die Praxis den Brauch abschleift, wie dem Griechen eine starre Konsequenz, wie sie z. B. der Ägypter hat, fremd ist, und eine Art sym-

bolischer Andeutung genügt, wovon gerade später noch öfter zu sprechen Gelegenheit ist. Daß aber der Tote des sinnlichen Genusses der dargebrachten Gaben fähig gedacht ist, sprechen die Griechen ganz klar aus.

Gibt man dem Toten diese Genüsse nicht, so verkürzt man ihn nicht nur, sondern erzürnt ihn auch. Die Pflege des Toten ist nicht nur Akt der Pietät, sondern auch Folge der Scheu vor dem Toten, von dem man Strafe und Schaden fürchtet, den man sich daher gnädig zu stimmen sucht, um des Segens, den er spenden kann, teilhaftig zu werden. Es liegt also im eigensten Interesse der Familie, die Toten zu pflegen, ebenso aber auch in dem des Staates, der deshalb eine Art Aufsicht darüber führt.

So versteht man denn auch manche rechtliche Einrichtungen erst richtig, wenn man diesen Gesichtspunkten Rechnung trägt. Wenn das griechische Altertum der Adoption einen so großen Wert beilegt, daß der Staat durch Gesetze sie fordert, so ist dabei der Gedanke maßgebend, daß die Familie nicht aussterben darf; denn stirbt sie aus, so ist niemand mehr da, der die Kulte der Familie weiter führen könnte. Diese würden vernachlässigt, und leicht könnte der Zorn der vernachlässigten Gottheiten und Seelen sich gegen die ganze Gemeinde kehren. Fehlt daher ein natürlicher Nachkomme, so wird ein Fremder in die Familie aufgenommen und erhält damit Pflicht und Recht, die Kulte der Familie zu übernehmen.

In gleicher Weise liegen die Anschauungen über das Fortleben der Seele nach dem Tode den Regelungen der Blutgerichtsbarkeit zugrunde. Auch die Mordsühne ist ursprünglich reine Familiensache. Die Familie hat die Pflicht, den gewaltsam Getöteten an dem Mörder zu rächen, ganz gleich, ob es sich um Mord, Totschlag oder Notwehr handelt. Der geordnete Rechtsstaat übernimmt die Strafe des Mörders, Anklagerecht und Anklagepflicht aber bleibt den Angehörigen, und daß sie diese ausüben, darüber wacht wieder der Staat, weil im Unterlassungsfalle ein Teil des Seelenkultes vernachlässigt würde. Auch der Staat aber hat dabei in erster Linie das Rachegefühl der beleidigten Seele im Auge, nicht so sehr die das Recht verletzende Tat. Hat der zu Tode

getroffene dem Mörder verziehen, so hat der Staat kein Interesse mehr daran, den Mörder von sich aus zu verfolgen. Andererseits aber ist der Mörder, wenn das vom Staat eingesetzte Gericht ihn für unschuldig erklärt, damit der Gottheit gegenüber noch nicht frei. Es heißt das nur, daß anstelle der Strafe die Sühne treten dürfe, und erst wenn diese vollzogen ist, hat die Seele des Getöteten ihr Recht erhalten. So ganz deutlich in der Oresteserzählung. Er mußte nach griechischem Glauben die Mutter erschlagen, durfte gar nicht anders handeln. Trotzdem verfolgt ihn die Erinys. Das Gericht spricht ihn frei. Aber nun muß er erst durch Opfer gesühnt werden. Der Glaube an die heiligen Rechte der Seele wird durch die Gesetze des Staates nicht aufgehoben, sondern geradezu sanktioniert.

Das älteste Blutgericht Athens findet am Areopag statt, wo in einer heiligen Schlucht die Semnai, die Erinyen hausen — furchtbare Geister ursprünglich, die an dem Mörder Rache nehmen für den Verstorbenen — im letzten Grunde wohl nichts anderes, als die Seele des Ermordeten selbst, die sich ihr Recht vom Lebenden holt.

In dem bisher Gesagten tritt bereits der eigenartige Zwiespalt hervor, der durch die Vorstellungen von dem Wesen der Toten zieht wie durch das aller Unterweltsgottheiten, denen sie sehr nahe kommen. Auf der einen Seite sind sie segenspendende Gottheiten, auf der anderen schadende, ja furchtbare Dämonen. Sie sind neidisch, habgierig, zu Schabernak wie zu wirklichem Schaden geneigt. Dem Lebenden mißgönnen sie vor allem das beste, sein Leben. So tritt überall wieder der Zug hervor, daß die Seele andere Seelen nach sich zu ziehen sucht. Die raffenden Todesdämonen Harpyen, Sirenen und wie sie sonst heißen mögen, sie sind in Wirklichkeit im letzten Grunde fast alle nichts anderes als Seelenwesen. Aller Spuck, alles Gespenstertreiben sammelt sich hier, und gänzlich unausgeglichen stehen die Vorstellungen des Volkes nebeneinander, voller Widersprüche, voller Tautologien. Bald flattern die Toten als Flügelwesen um die Gräber, dann wieder ziehen sie in gespenstigem Zuge durchs Land, ein wildes Heer von allerhand Unholden in der mannigfachsten Gestalt. Bald führt sie Dionysos, der alte Unterwelts- und Vegetations-

gott. Im Frühling erscheint er, wenn das Leben sich wieder zu regen beginnt, begleitet von den Seelen (so beim Anthesterienfest in Athen) oder von seinem Thiasos, der im Grunde auch wieder nichts anderes ist als das Seelenheer. Dann wieder ist es Hekate, die gespenstige Göttin, bald bezeichnender Weise in der Tiefe des häuslichen Herdes wohnend gedacht, bald am unheimlichen Dreiwege, oder als Jägerin mit ihrem Heere durch die Lüfte fahrend, sicher eine uralte volkstümliche Schöpfung der griechischen Phantasie, selten öffentlich verehrt, aber in jedem Hause, als Geburts- und als Todesgöttin, so recht die Göttin alles Spuckes und Gespenstertreibens, mit allen möglichen und unmöglichen Geistern identifiziert. Begleitet wird sie von den Toten, die keine Ruhe im Grabe finden, Unheil, Angst, beängstigende Träume, Alpdruck, Wahnsinn bringt sie den Menschen. Daneben aber auch wieder Segen und Fruchtbarkeit. Im wilden Durcheinander wirbeln gerade auch hier die üppig wuchernden Vorstellungen des Volkes.

Zum Schluß dieser einleitenden Ausführungen, die ja nur einige wenige Punkte in knappster Form herausgreifen konnten, noch ein paar Worte über die Heroen, die neben den Göttern verehrt, die mannigfaltigste Erklärung gefunden haben. Was sie wirklich waren, sagt uns wieder am Klarsten der Kult, der der gleiche ist, wie der der Unterweltsgötter und der Toten. Wie die Toten, so sind auch die Heroen in ihrer Wirksamkeit lokal beschränkt. Sie haben ihre Heimat. Dort ist ihr Grab, und am Grabe vollzieht sich ihr Kult. Der Heros war einmal ein Mensch, ist gestorben und zu höherer Wesenheit aufgestiegen. Also nicht ein degradierter, herabgesunkener Gott ist er, sondern ein erhöhter Mensch, der nun von einer festumschriebenen Gemeinde verehrt wird. Zwischen den Toten und den Heroen ist nur ein gradueller Unterschied, zwischen Heroen und Göttern ein Wesensunterschied. Götter können zu Heroen nur werden, wenn sie vorher zu Menschen herabgesunken sind.

Die Heroen sind Tote der Vorzeit, von Sage und Mythos umwoben. An sie knüpft das Volk seine älteste Geschichte. Sie werden die Stammväter, die Stammesahnen, für die Gemeinde das, was die Toten für die Familie werden. Nur

wo ihr Grab ist, können sie wirksam sein. Ihre Gebeine holt man oft von weither und setzt sie bei sich bei, um sich dadurch den Heros zu sichern. Ihr Grab ist ein kostbarer Besitz. In aller Not stehen sie dem Volk zur Seite, helfend, schirmend, segnend. Sie streiten mit ihm gegen die Landesfeinde, wie Theseus bei Marathon, die Heroen von Salamis in der Seeschlacht. Der Glaube an sie ist oft lebendiger als der an die Götter, das Verhältnis ist ein näheres.

Die Zahl der Heroen ist naturgemäß unbegrenzt und ihr Kreis ist nicht unnahbar; denn die Grenze zwischen den Toten und den Heroen ist, wie uns gerade die späteren Betrachtungen zeigen werden, verrückbar. Immer wieder steigen Tote in die auserwählte Zahl der Heroen empor. Für eine Menge historischer Persönlichkeiten ist uns bezeugt, daß sie als Heroen verehrt sind.

Nicht zu jeder Zeit ist das Verhältnis des Lebenden zum Toten das gleiche gewesen. Zeiten lauer Frömmigkeit wechseln mit solchen intensivster Verehrung. Bald tritt mehr die eine, bald mehr die andere Seite hervor, je nach der religiösen Stimmung der Zeit, je nach den sozialen Verhältnissen. Im Kern aber bleibt die Vorstellung, das Verhältnis doch immer das gleiche. Beschränkt wie der Kult, bleibt auch die Wirksamkeit der Heroen wie der Toten. Und gerade deshalb ist das Verhältnis zu ihnen ein so inniges. Es beruht eigentlich ganz auf dem Kultus, und aus dem Kultus ziehen diese Gestalten immer neue Lebenskraft. Der Kultus hat den Glauben immer wieder angefacht. Ins Dunkel ältester Vorzeit verlieren sich die Anfänge des Ahnen- und Totenkultus. Sie haben Olympier kommen und gehen sehen und am Ende des griechischen Heidentums stehen sie immer noch da.

II.

Das epische Zeitalter.

Daß die Anfänge des Seelenglaubens und -Kultes bei den Griechen in uralteste Zeit, weit vor alle schriftliche Überlieferung, zurückreichen müssen, wird durch die Monumente bewiesen, die jetzt auch auf dem Boden Griechenlands bis in die Steinzeit zurückreichen. Wir können noch nicht

entscheiden, in welchem Augenblick der Stamm der Griechen in Griechenland eingewandert ist, ob etwa die ältesten Funde auf dem Boden Griechenlands einem stammfremden Volke angehören. Für unser Thema ist das von sekundärer Bedeutung, denn wir überschauen hier eine Entwicklung, die sich auf griechischem Boden vollzieht, an der die griechischen Stämme jedenfalls früh teilgenommen haben und die mit unzähligen Fäden mit der sicher griechischen Kultur verknüpft ist. Gerade auf dem Gebiet des Grabkultus finden wir in dieser Urzeit Bräuche, die sich in nichts von den späteren griechischen unterscheiden. Die Vorstellungen dieser Leute vom Leben nach dem Tode können im Wesentlichen nicht anders gewesen sein, als die der Griechen in geschichtlich heller Zeit.

In den ältesten Gräbern auf griechischem Boden finden wir die Toten unverbrannt, meist mit hochgezogenen Knieen auf der Seite liegend beigesetzt, entweder in einem Schacht oder in einer kleinen, aus roh geschichteten Steinen gebildeten Kammer, zu deren Tür ein kurzer Gang führt. Dem Toten sind primitive Schmucksachen, Waffen, Gefäße, kleine menschliche Figürchen u. a. beigegeben. Der Grund für diese Beigaben kann kein anderer gewesen sein als die Annahme, daß der Tote sie noch nach dem Tode brauchen könne. Die Beigaben sagen uns also klar, daß man an ein Fortleben der Seele nach dem Tode glaubte, sich dieses im Wesentlichen nach dem Bilde des leiblichen Lebens vorstellte, dem Toten die Fähigkeit sinnlichen Genusses zutraute und ihn sich zum mindesten in erreichbarer Nähe seines Grabes vorstellte. Weiter aber lernen wir schon aus diesen frühesten Gräbern, daß man dem Toten nicht mehr die gesamte Habe mitgab, sondern schon hier sich gleichsam mit einer Andeutung begnügte. Man sieht, daß die Anfänge dieses Kultus bereits auf der frühesten Stufe, die wir bisher in Griechenland archäologisch nachweisen können, längst überwunden sind. Eine ängstliche Durchführung des Gedankens, die übrigens doch in der Praxis immer wieder zu Kompromissen führen mußte, ist dem Griechen schon auf dieser Stufe fremd. Im Gegensatz dazu brauche ich nur auf die ägyptischen Grabbräuche zu verweisen, die im Übrigen ganz verwandten Vorstellungen ihren Ursprung verdanken.

Alles, was sich im Grabe findet, muß ursprünglich dem Toten in irgend einer Weise dienen, wenn wir auch vielleicht nicht immer mehr die Erklärung finden können, ja den Griechen selbst der Ursprung des Brauches nicht mehr immer klar war. Nicht ohne weiteres verständlich ist die Mitgabe der erwähnten kleinen Figuren, meist weiblichen Geschlechtes, der sog. Inselidole. Sie sind weder auf die Inseln beschränkt, noch sind sie Idole, sondern menschliche Figuren; neben weiblichen finden sich männliche, neben aktionslosen Flötenbläser, Kitharaspieler u. a. Die Erklärung ist in demselben Vorstellungskreise zu suchen, wie die der anderen Beigaben. Wie der Verstorbene seine tote Habe braucht, so auch seine lebende, sein Vieh, seine Dienerschaft, seine Frau. Der Gedanke hat zu fürchterlichen Bräuchen geführt und tritt auch in historisch-heller Zeit immer einmal wieder hervor. Hier sind solche Bräuche überwunden. Man hilft sich auch hier mit der Andeutung, mit dem Bilde, wie auch sonst im Kult mit Votivfiguren. Als beste Analogie können wir wieder die ägyptischen Dienerfiguren des alten Reiches heranziehen. Die Dienerinnen überwiegen wie sie in primitiven Verhältnissen überhaupt überwiegen. Die Männer schlägt man tot, die Frauen schleppt man in die Sklaverei, wo sie den Herrn bedienen, sein Herz erfreuen müssen. So erfreuen sie es noch nach dem Tode; ebenso die Musiker. Es ist das Trauergefolge des Toten. Wenn bei manchen dieser Figuren rote Striche auf den Wangen zu sehen sind, so sind das die Kratzwunden, die sich die Frauen bei der Totenklage, die auch zum alten Recht des Toten gehört, beibringen.

Ungleich reicher ist die Hinterlassenschaft der folgenden, sog. mykenischen Periode, die namentlich die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends füllt und deren Charakteristikum die glänzenden Fürstensitze und die glänzend ausgestatteten Fürstengräber sind. Hinter dem Löwentor der Burg von Mykene fand Schliemann in einem Steinplattenring fünf tiefe Schachtgräber, zu denen später noch ein sechstes kam. Die Schachte sind mehrfach benützt, jedes Grab enthielt mehrere Leichen, die in ihrer reichen fürstlichen Pracht, mit allem Schmuck aus Gold, Silber, Bernstein, Elfenbein, Kristall, Glas, mit ihren Geräten und Waffen beigesetzt sind. Alles das ist gebettet

auf eine Aschenschicht, den Rest von Opfern, die man im Grabe verbrannt hat. Tierknochen rühren von mitgenommenen Speisen her. Alle diese kostbaren Gegenstände sind dem Brauche der Lebenden nur entzogen in der festen Überzeugung, daß der Tote sich noch weiter an ihnen freuen, sie noch weiter brauchen könne. Und diese Gedanken sprechen nicht nur die glänzenden Königsgräber dieser Periode, sondern ebenso die ärmlichen Gräber des Volkes aus. Sogar Reste des alten Glaubens, daß auch die lebende Habe dem Toten folgen müsse, haben wir in mykenischer Zeit noch. In einem mykenischen Grabe bei Vaphio fand sich das Skelett eines Hundes, vor einem Grabe in Nauplia das Skelett eines Pferdes, über den Fürstengräbern von Mykene, in den Gängen, die zu dortigen Felskammergräbern führen, regellos hingeworfene menschliche Skelette ohne alle Beigaben. Pferd, Hund, sogar die Dienerschaft haben dem toten Herrn folgen müssen. Angesichts des Todes lebt auch in dieser hochkultivierten Zeit urälteste Barbarei wieder auf.

Die Schachtgräber in Mykene bilden mit ihrem Plattenring einen heiligen Bezirk, der später in die Burgmauer hineinbezogen wurde. Stelen bezeichneten die Gräber. Über dem vierten Grabe aber fand sich ein runder röhrenförmiger Altar, der unmittelbar auf die Erde gesetzt war. Die Spende, die man auf diesen Altar gießt, rinnt unmittelbar hinab zum Toten, um ihn zu laben. Das sollen auch in späterer Zeit die Spenden für den Toten noch tun. Dieselbe Form des Altars läßt sich durch das ganze griechische Altertum nachweisen. Daneben dient gleichem Zweck die Opfergrube, in die die Gaben geschüttet werden. — Hier haben wir also in mykenischer Zeit auch schon den Beweis für fortgesetzten Totenkult.

Die jüngeren Königsgräber Mykenes sind die Kuppelgräber, eine Form, die aus den kleinen Kammergräbern der vormykenischen Kultur entwickelt sind, aber nun die primitive Höhlung zu einem glänzenden Prunkraum ausgestaltet zeigen, der gewiß nicht nur für den Moment der Beisetzung geschaffen war. Die Kuppelgräber blieben zugänglich. Das zeigen die reichen Portale, das zeigt auch der Umstand, daß man mehrfach, wie beim sog. Schatzhaus des Atreus, die

eigentliche Grabkammer aus dem Kuppelraum herausverlegt hat. Vor allem aber zeigt sich der fortgesetzte Kult am Grabe in den Resten von Opfern, die in dem Gange vor dem Portal des unberührt gefundenen Kuppelgrabes von Menidi bei Athen lagen, Asche, Knochen, Scherben. Auch nachdem das Grab endgiltig geschlossen, der Zugang verschüttet war, wurde der Kult am Grabe fortgesetzt, wie die Scherben der dabei zerbrochenen Gefäße zeigen, die ununterbrochen von der mykenischen Periode an bis in die Blütezeit Athens im fünften Jahrhundert hineinreichen.

Vielleicht ist uns auch aus der mykenischen Periode schon die erste bildliche Darstellung eines Totenopfers erhalten in der polychromen Malerei eines Sarkophages, der in Phaistos auf Kreta gefunden wurde. Unter anderen Opferszenen findet sich hier auch eine, die vor einem Bauwerk vor sich geht. Vor diesem steht hinter einem niedrigen Altar starr und steif eine ganz in ein Tuch eingehüllte männliche Gestalt — möglicherweise der Tote, der hier vor seinem Grabe selbst die Spenden in Empfang nimmt, die ihm von zwei Männern dargebracht werden.

Ein ganz anderes Bild, als die ältesten Monumente, gibt die älteste literarische Überlieferung der Griechen, das Epos. Die Seele enteilt dem Leibe, und ist der Leib verbrannt, so geht sie als ein kraftloser Schatten in die Unterwelt ein, aus der es keine Wiederkehr gibt. In dämmerndem Halbbewußtsein schweben sie dort, nur mit schwacher Stimme begabt. Ins Leben der Menschen können sie nicht mehr eingreifen. Die homerische Welt glaubt sich von dem Spuck befreit, der zu ihrer Lebensauffassung, die so ganz im Diesseits wurzelt, auch nicht paßt. Nur folgerichtig ist es, wenn von einem Kult der Verstorbenen nicht mehr die Rede ist. Was sollte man die noch pflegen, die einem nichts mehr anhaben können, die selbst keine leiblichen Gelüste und Bedürfnisse mehr haben.

Wir haben erst lernen müssen, einen wie weiten Weg die griechische religiöse Entwickelung bereits zurückgelegt hatte vor diesen ältesten uns literarisch überlieferten religiösen Vorstellungen und eine wie tiefe Kluft sie von den älteren Anschauungen trennte. Als fast rätselhaft mußte es erscheinen,

daß wir in nachhomerischer Zeit nicht nur so andere, sondern auch so viel lebendigere, urwüchsigere Vorstellungen vom Leben nach dem Tode haben. Wir haben erst lernen müssen, daß die homerischen Vorstellungen sich nur wie eine Episode dazwischen schieben, aber den alten Volksglauben nicht zu ändern vermocht hat. Wie zäh dieser wurzelt, zeigt uns der Umstand, daß sogar bei Homer Reste der alten Bräuche sich noch nachweisen lassen.

Patroklus wird feierlich aufgebahrt, geschmückt. Die Totenklage ertönt. Das Totenmahl findet statt, bezeichnend vor der Verbrennung, wo die Seele noch in Beziehungen zu den Lebenden treten kann. Denn ein Totenmahl, an dem der Verstorbene nicht eigentlich teilnehmend gedacht ist, hat überhaupt keinen Sinn. Auch in der Szene, wo die Seele des Patroklus dem Achill im Traume erscheint, klingt die alte Anschauung von der kraftvollen Weiterexistenz der Seele noch dunkel nach. Dann folgt das Leichenbegängnis, eingeleitet durch das Haaropfer, ein altes Rudiment des Menschenopfers. Schafe, Rinder werden geschlachtet und samt Krügen voll Öl, Wein und Honig auf den Scheiterhaufen gelegt. Auch die Pferde und Hunde müssen ihrem Herrn folgen. Endlich zwölf troische Jünglinge. Alles das geht in Flammen auf, während Achill Weinspenden ausgießt und die Seele des Freundes anruft. Es ist ein gewaltiges Totenopfer, nichts anderes, ein Totenopfer freilich, das von den homerischen Vorstellungen vom Leben nach dem Tode aus nicht zu verstehen ist, sondern nur von den altgriechischen Vorstellungen von einer kraftvollen, genußfähigen Weiterexistenz des Toten. An dieser Stelle ist es ein Kunstmittel des Dichters, um seine Schilderung vom Rasen des Achill zu einem grandiosen Abschluß zu führen. Aber zweifellos nicht von ihm erfunden. Uralter düsterer Brauch ragt in die Zeit des Dichters hinein, aus dessen Vorstellungen vom Schattendasein des Toten er sich nie entwickeln könnte.

Ein Rest dieser alten Vorstellungen sind die Wettkämpfe nach der Beisetzung, die den Toten erfreuen sollen. Ein Rest ist das Opfer der Polyxena am Grabe des Achill, durch das der verstorbene Held seine Sklavin erhält, wie jeder lebende. In der Hadesfahrt des Odysseus klingt noch die Anschauung

durch, daß das Traumleben der Seelen unterbrochen werden könne. Die Zeremonie, durch die das geschieht, ist nichts anderes als ein Blutopfer, wie es noch in historischer Zeit bei Totenbeschwörungen dargebracht wird, und das der Dichter sicher nicht erfunden, sondern irgendwo aus dem Kulte entlehnt hat, in dem es, aus älteren, lebendigeren Vorstellungen vom Leben nach dem Tode geboren, fortlebte. Sogar fortgesetzten Totenkult haben wir noch in dem Opfer, das Odysseus seinen toten Gefährten gelobt für den Fall, daß er in seine Heimat zurückkehre.

Bei Homer spiegeln sich in erster Linie die Anschauungen des aufgeklärten Kreises, für den seine Gesänge bestimmt sind, wieder. Wir dürfen sie nicht ohne weiteres auf die breite Masse des Volkes verallgemeinern, so wenig wie die ganze Religion Homers, die nie irgendwo Volksglaube gewesen ist. In jedem Falle könnte es nur für die Heimat des epischen Gesanges, für das Neuland drüben in Kleinasien gelten. Manches Stück alten Glaubens hat man gewiß in der alten Heimat zurückgelassen und von den Kulten gerade die, die so am Orte hafteten, wie der Ahnenkultus. Eine gewisse Laxheit in Glauben und Kultus ist für die östlichen Griechen der homerischen Zeit sicher anzunehmen. Wie weit aber der Totenkultus im Volke wirklich verschwunden war, entzieht sich noch unserer Kenntnis, da leider das archäologische Material dieser Zeit gerade aus der Heimat der Dichtung noch äußerst spärlich ist. Wohl aber steht schon heute durch zahlreiche Grabfunde fest, daß der Totenkultus im griechischen Mutterlande, auf den griechischen Inseln, unverändert weitergegangen ist durch die ganze homerische Zeit hindurch. Und schon im siebenten Jahrhundert finden wir den lebendigen Totenkult auch in einem Zentrum jonischer Kultur, in Samos, wieder, mag er sich nun dort während der homerischen Zeit unverändert erhalten oder sich an dem lebendigen Glauben des Mutterlandes neu entzündet haben.

Während die vormykenische und mykenische Zeit den Leichnam beisetzt, ja sogar Ansätze macht, ihn durch künstliche Mittel zu erhalten und das Gesicht des Toten wenigstens zu erhalten, indem man es abformte, wird bei Homer der Tote ausnahmslos verbrannt und die Asche beigesetzt. Hängt dieser Brauch

mit den homerischen Vorstellungen von dem Leben nach dem Tode zusammen? War das Verbrennen des Leibes etwa die Ursache für das Kraftloswerden der Seele? War dieser dadurch die Rückkehr abgeschnitten? War das am Ende gar die Absicht, die man mit dem Verbrennen verfolgte? Rohde hat die Fragen bejaht; schwerlich mit Recht. Die Verbrennung verbreitet sich um diese selbe Zeit weithin, nicht nur im griechischen Kulturkreis, auch im nördlichen Europa. Und wir sehen den Wechsel noch mehrfach im Altertum sich vollziehen, ohne daß wir einen Wechsel der religiösen Vorstellungen damit in Zusammenhang bringen könnten. Es ist wie eine Mode. Wir müssen einstweilen die Tatsache ihres Auftretens konstatieren, ohne sie recht erklären zu können. Sicher ist jedenfalls — das zeigen die Funde in Griechenland mit aller Deutlichkeit — daß es für das Volk ganz gleich war, ob man den Toten verbrannte oder bestattete. Für den Glauben, für den Kultus am Grabe ist das ganz einerlei. Bei Homer, auch z. B. in Thera ist in dieser Zeit die Verbrennung ausnahmslos durchgeführt. An anderen Orten aber geht es bunt durcheinander, liegen Aschenurnen neben Skelettgräbern. Mag mancher Aufgeklärte in der Vernichtung des Leibes eine Sicherung gegenüber dem Gespenstertreiben der Seelen gesehen haben, das Volk hat diese Gedanken nicht damit verbunden. In ihm wurzelt der Glaube an die kraftvolle Weiterexistenz der Seele so fest, daß er auch die Gefährdung durch den Brauch, das Leibliche gänzlich zu vernichten, siegreich bestanden hat.

III.

Grabschmuck und Grabbeigaben.

Gerade aus der Zeit der homerischen Dichtung, aus der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends, haben wir zahlreiche gut beobachtete Grabfunde. An der Betrachtung eines dieser Friedhöfe soll gezeigt werden, wie alle die Einzelheiten, die da durch genaue Beobachtung festgestellt werden können, sich gewissen durchgehenden Vorstellungen unterordnen. Ich gehe von dem Friedhof der Insel Thera aus, dessen archaischer Teil dem IX.—VI. Jahrhundert angehört. Alle Gräber dieser

Zeit sind in Thera Brandgräber; nur die ganz kleinen Kinder hat man, wie auch anderwärts und bis in die römische Zeit hinein, unverbrannt beigesetzt.

Die Asche des Toten wurde wie bei Homer gesammelt und in Gefäßen beigesetzt. Neben Urnen aller Art kommen auch in Thera Kästen, λάρνακες, vor, freilich keine goldenen, wie bei Homer, sondern nur steinerne. In dem Brauch, die Gebeine in ein Tuch zu wickeln, liegt ein Rest der alten Sitte, den Leichnam in Gewänder zu hüllen. Die Aschenbehälter sind entweder einfach vergraben oder in kleine Kammern, die dann meist Familiengräber sind, gesetzt. Opfergruben zwischen den Gräbern enthalten Asche und sonstige Reste. Auch in den Gräbern finden sich Opferreste.

Bei den Aschengefäßen fällt ihre oft gewaltige Größe auf, die zu dem Häuflein Asche darin in keinem Verhältnis steht. In anderen Nekropolen (Athen, Jortan) sehen wir die großen Vorratsgefäße zur Aufnahme des unverbrannten Leichnams verwendet. Ein Rest dieses Brauches mag sich in Thera noch erhalten haben, wie auch die Larnakes schon in mykenischer Zeit als Totenbehälter erfunden sind. Eine Analogie gibt die gleichzeitige Nekropole von Assarlik in Karien, in der die Asche in große, zur Aufnahme des unverbrannten Leichnams ausreichende Sarkophage getan ist. In etruskischen Gräbern stehen die Urnen auf Betten, die ursprünglich zur Lagerung der Leiche hergestellt sind. Die Form wird festgehalten, auch als der Brauch sich geändert hat.

Die Beigaben sind in den griechischen Nekropolen dieser Zeit meist schon recht sparsam. Die Hauptmasse bilden Tongefäße. Im allgemeinen kann man überhaupt ein Abnehmen der Beigaben mit steigender Kultur feststellen. In Attika beschränkt man sich in der Blütezeit meist auf ein paar Ölkännchen, während das kulturell zurückstehende Boeotien zur gleichen Zeit viel reichere Grabausstattungen aufweist und an der Peripherie der griechischen Welt, wo griechisches mit barbarischem sich mischt, wie z. B. in Süd-Rußland, sich Beigaben finden, die den Vergleich mit denen der mykenischen Zeit nicht zu scheuen brauchen. Mehr und mehr gewinnt wohl auch der Gedanke Raum, daß die Gesinnung, in der die Gabe dargebracht wird, schließlich das Entscheidende sei.

Homer kennt keine Beigaben im Grabe; sie werden mit dem Toten verbrannt. Das Volk ist nicht so konsequent. Der alte Brauch der Beigaben im Grabe und der neue, die Gaben mitzuverbrennen, finden sich einträchtig nebeneinander. In denselben Gräbern liegen Reste von Beigaben, die mit im Feuer des Scheiterhaufens waren, und solche, die unversehrt mitgegeben sind, Reste verbrannter Opfer neben Speisen, die ins Grab gestellt wurden. Diese Inkonsequenz geht bis in die römischen Gräber der Kaiserzeit hinein.

Beigabe kann naturgemäß eigentlich alles sein. Immerhin sind es gewisse Dinge, die besonders gern vorkommen. Zeitlich und örtlich herrschen da aber große Verschiedenheiten. So fehlen in Thera fast ganz die Waffen, weil man damals wohl in Thera im alltäglichen Verkehr keine Waffen mehr trug. In gleichzeitigen attischen Gräbern sind sie häufiger.

An erster Stelle steht, was für Speise und Trank dient, Teller, Schüsseln, Becher, Kanne. Dazu kommen aller Art Salbgefäße. Sehr vieles findet sich in kleinen Nachbildungen, die wirklichem Gebrauch nicht dienen können, sondern nur für den Grabgebrauch hergestellt wurden. Sie sind uns besonders wertvoll, weil man natürlich gerade die Gefäßformen nachgebildet hat, die besonders gern und aus bestimmten Gründen mitgegeben wurden. Das Trinkhorn zum Beispiel, das mehrfach erscheint, eine altertümliche Form des Trinkbechers, bleibt in der Kunst gerade den Heroen und dem dionysischen Kreis eigen. Kleine Waschbecken werden dem Toten mitgegeben, damit er sich reinigen kann. Dazu gehört die Hydria, der Wasserkrug, über dessen weitere Bedeutung noch zu sprechen sein wird. Salbgefäße wurden gewiß oft gefüllt mitgegeben, wie man überhaupt viele der Gefäße sich gefüllt ins Grab gestellt denken muß. Als Kuriosum sei hervorgehoben, daß sich Nachbildungen von Salbgefäßen aus Stein, ohne jede Höhlung, also praktisch ganz wertlos, mehrfach gefunden haben. Oft findet sich die Nachbildung des Arbeitskorbes der Frau. Dazu gehört dann der ebenfalls häufige Spinnwirtel. Der Kurzweil des Toten dienen Spielsteine, Astragalen. Das Kind erhält sein Spielzeug ins Grab.

Oft sind die Gefäße zerschlagen, teils im Feuer des Scheiterhaufens gesprungen, teils auch zerschlagen nach dem

Gebrauch beim Totenmahl; denn was da gebraucht war, soll profanem Gebrauch nicht mehr dienen. Dem Luxus, der darin getrieben wurde, mußten einzelne Gemeinden durch Gesetze steuern.

Bei den Speisen in den Gräbern ist bemerkenswert, daß die Auswahl sehr viel größer ist, als beim Götteropfer. Dem Toten kann eben alles mitgegeben werden, was der Lebende genießt. Auch hier finden sich Nachbildungen gleichwertig neben den wirklichen Gegenständen. Neben Eierschalen gibt es Eier aus Kalkstein, neben Fruchtkernen kommen Früchte aus Thon vor u. s. w.

Unter den Terrakotten sind natürlich die Opfertiere zahlreich nachgebildet. Daneben die menschliche Figur: Klagefrauen, Diener und Dienerinnen, fleißige Arbeiter und Arbeiterinnen neben den schönen Knaben und Mädchen. Die Terrakottaindustrie, die namentlich im IV. und III. Jahrhundert eine so köstliche Blüte zeitigt, steht ursprünglich ganz im Dienst des Kultes. Es sind Votive für die Götter in den Heiligtümern, für die Menschen in den Gräbern. Die Verwendung als Schmuck in den Häusern ist erst spät. Je weiter man hinaufgeht, desto weniger Gleichgültiges findet sich unter den Terrakotten, alles, Mensch, Tier, Gerät ist aus dem Kult heraus entwickelt.

Einen breiten Raum nehmen die Bilder der Toten selbst ein; denn nicht anders sind alle die Reiter im Grabe zu denken. Die Vorstellung des Heros als Reiter geht durch die ganze griechische Kunst hindurch, ebenso die von dem Pferde als dem Tier des Heros. Auf schwarzem Roß zieht noch heute nach dem Volksglauben Charon — er ist wohl erst allmählich zum armseligen Fährmann herabgedrückt — dem Totenheer voran. Interessant ist's, wenn anstelle des Toten der Silen — selbst eine Mischung von Pferd und Mensch — als Reiter im Grabe erscheint, wegen der Beziehungen des dionysischen Schwarmes zum Seelenheere, aus denen heraus sich das häufige Vorkommen von Figuren des dionysischen Thiasos in der Grabkunst erklärt.

Unendlich ist das Spiel der Phantasie des Volkes. Bald denkt sie sich den Toten ganz so, wie er im Leben war, bald als kleine geflügelte menschliche Gestalt, dann wieder als

Reiter, oder im Gefolge des Dionysos im Gefilde der Seligen. Damit aber ist allein das, was wir bildlich als Erscheinungsform der Toten belegen können, noch nicht erschöpft. Eine der geläufigsten Vorstellungen ist die des Toten in Vogelgestalt, eine Vorstellung, für die wir aus der Literatur eine Fülle von Belegen geben können. Der Vogel, der im Traum erscheint und Tod verkündet, der Totenvogel, der den Menschen abruft, sind auch griechische Vorstellung. Es ist die Seele, die andere nach sich zieht, bald mit Gewalt, bald schmeichelnd, lockend. So ist es nicht mehr überraschend, wenn unter den Terrakotten so oft Vögel in den Gräbern erscheinen. Es sind wieder eigentlich Bilder des Toten so gut wie die Reiter. Daneben erscheint dann der Vogel mit Menschenkopf, der Typus, was wir gemeinhin eine Sirene zu nennen pflegen. Reden wir von Sirenen, so kommt uns gleich die homerische Erzählung in den Sinn, wie die Sirenen den irrenden Odysseus durch ihren Zaubergesang anlocken wollen, um ihn zu verderben, wie alle, die vor ihm kamen. Was der Sänger erzählt, ist wieder nicht Volksglaube, aber es wurzelt in den Volksvorstellungen. Die Sirene ist im Grunde nichts anderes, als die vogelgestaltige Seele, die den Lebenden ins Verderben lockt, eine jener Gestalten aus dem großen Seelenheer, die persönliche Ausgestaltung gefunden haben, ganz ebenso wie die Keren, Harpyien, Stymphalischen Vögel, Lamien, Empusen und wie sie alle heißen, die alle mehr oder weniger den Zusammenhang mit dem namenlosen Chor der Seelen bewahrt haben. Bald ist es mehr die lockende verführerische Seite, denn die Seelen dürsten nach Liebesgenuß (so erklärt sich die häufige Beigabe nackter Figuren, obscöner Bilder und Gegenstände) und bringen im Liebesgenuß den Tod, bald tritt die wilde blutgierige Seite hervor, denn Blut ist Leben und deshalb dürstet die Seele nach Blut. Überall ist aber die Grundlage die gleiche und deshalb kreuzen und vermischen sich alle diese Wesen auch immer wieder in der verschiedensten Weise, so daß eine reinliche Scheidung gar nicht möglich ist. Das tritt auch in der Kunst hervor. Den Vogel charakterisiert man als etwas besonderes, sagen wir kurz als Seelenvogel, gern dadurch, daß man ihm einen Menschenkopf gibt. Es ist der Typus, der auch für die Sirenen mit steigender Tendenz zur

Vermenschlichung verwandt wird, der aber so und so oft zur Darstellung der Seele, synonym mit der kleinen menschlichen Flügelgestalt, dem Eidolon vorkommt, so daß man eigentlich in jedem Falle erst beweisen muß, daß eine Sirene gemeint ist. Wie in der äußeren Erscheinung, so ist auch im Wesen der Sirene nichts, das sie von der Seele unterscheidet. Auch der lockende Gesang, die Musik, die für die Sirene so charakteristisch scheint, ist ein Kennzeichen aller Seelen. Alle Seelen musizieren, und nur der Einfluß Homers hat diesen Zug zu einem charakteristischen für die aus dem allgemeinen Seelenschwarm herausgehobenen Sirenen gemacht. Die Volksvorstellung von den musizierenden Seelen ist von urältesten Zeiten an bis zu den Engeln, die der in Lebensgefahr geratene schon „pfeifen" zu hören glaubt, ununterbrochen zu verfolgen. Die Sirene musiziert nur, weil sie auch „Seele" ist. Damit erhalten die musizierenden Sirenen auf den attischen Grabsteinen einen tieferen Sinn. Nicht weil sie Sirenen sind, erscheinen sie hier am Grabe, sondern weil sie Seelenwesen sind. Und auf gleicher Grundlage erklären sich die klagenden Sirenen am Grabe, zu denen die Parallele die klagenden menschengestaltigen Seelen am Grabe bilden. — Andere Denkmäler zeigen uns wieder die Seelenvögel als raffende Todesdämonen; da mögen wir schwanken, ob wir sie Harpyien, Sirenen oder wie sonst nennen wollen. Dann wieder fließen sie mit der Vorstellung von der Gorgo zusammen u. s. w. — Die wenigen Andeutungen aus diesem überaus reichen Kreis von Vorstellungen und Darstellungen müssen genügen, um zu zeigen, wie die klaren mythologischen Gestalten der Dichter bei näherem Zuschauen in einen unentwirrten Knäuel zusammenlaufen.

Und noch eine Erscheinungsform der Toten. Auf den Heroenreliefs finden wir gleichsam als heiliges Tier des Heros die Schlange. Ursprünglich ist auch dies eine Erscheinungsform des Heros selbst, der in dieser Gestalt noch in allerhand Sagen und auf Bildwerken erscheint. Es genügt an Kychreus, an Erichthonios, Asclepios zu erinnern. Als eine besondere Schlange, Seelenschlange, sucht man sie wieder durch Zutat menschlicher Körperteile zu charakterisieren, sei es, daß man ihr nur wie auf den Heroenreliefs einen Bart gibt, sei es,

daß man sie mit menschlichem Oberkörper bildet. So entstehen die schlangenfüßigen Heroen, Kekrops u. a. Was für den Heros gilt, gilt aber auch für den Verstorbenen. Auch er wird als Schlange dargestellt, und nun erst wieder gewinnen Grabbeigaben, die vielleicht zunächst als eine bloße Spielerei erscheinen mochten, wie ein tönernes Granatapfelbündel, das von einer Schlange umwunden ist, oder ein Krug, an dessen Henkel eine Schlange sich hinaufringelt, um an der Mündung zu trinken, Sinn und Bedeutung. Es ist der Tote, der sich Speise und Trank holt.

Alle Beigaben, so willkürlich ihre Wahl zunächst scheinen mag, erklären sich im letzten Grunde doch aus dem einen Gedanken, daß man dem Toten sinnliche Genußfähigkeit zuschreibt. Aus diesem Gedanken ist der Brauch herausgewachsen. Zugleich aber sehen wir, wie zäh Kultus und Kunst, auch wo der Glaube vielleicht längst verblaßt war, alte Formen bewahren und noch nach Jahrtausenden tief hineinblicken lassen in die Phantasie des Volkes.

IV.

Der äußere Grabschmuck.

Über der Aschenurne des homerischen Helden wird ein Grabhügel aufgeschüttet und darauf ein Grabpfeiler, eine Stele gesetzt, die den Ruhm des Toten der Nachwelt künden soll. Wieder wurzeln die Gedanken des homerischen Griechen ganz im diesseits. Als das, was der Tote war, als er auf Erden lebte, soll er im Gedächtnis der Menschen fortleben. Grabtumuli haben sich auf griechischem Boden noch eine ganze Menge erhalten und viel mehr waren im Altertum vorhanden. Wenn wir sie in der Nekropole von Thera nicht mehr nachweisen können, so liegt das wohl nur an der Terrainbeschaffenheit. Wohl aber ist die Stele in Form ganz roh zugehauener länglicher Steine dort vorhanden, die mit dem unteren Ende in den Boden gesteckt waren und am oberen Ende flüchtig eingehauen den Namen des Toten zeigen. Daneben finden sich Steinplatten, auch häufig mit Namensbeischrift versehen, die flach auf dem Grabe lagen und deren sorgfältigste

mit drei kurzen Beinen versehen, also nichts anderes als ein Speisetisch sind. Ähnliche Platten können wir noch Jahrhunderte später auf attischen Gräbern nachweisen, und als Demetrius vom Phaleron am Ende des vierten Jahrhunderts dem Grabluxus in Athen steuert, da ist eine der Formen, die er fernerhin zuläßt, der Tisch, die τράπεζα. Auf den Tisch stellte man die Speisen für den Toten.

Eine andere Form des äußeren Grabschmuckes lernen wir im archaischen Friedhof Athens kennen. Große Tongefäße, deren primitive Malereien das Leichenbegängnis vorführen und zeigen, daß diese Gefäße eigens zum Grabgebrauch hergestellt waren, werden halb in die Erde eingetieft auf die Gräber gestellt. Ihr Boden ist durchlöchert; wie Opfergruben oder durchbohrte Altäre nahmen sie die Spenden für den Toten auf, um sie in die Erde hinabzuleiten. Noch auf einem Vasenbild des fünften Jahrhunderts sehen wir ein solches Gefäß als Grabeingang dargestellt, in den Hermes mit seinem Zauberstabe die flatternden Seelen hineinscheucht, wie er sie am dritten Tage des attischen Totenfestes wieder ins Grab bannt.

Auch das Waschbecken, das wir schon unter den Beigaben in Thera kennen lernten, findet sich als Grabschmuck auf dem Grabe. In ihm hat man dem Toten das Bad gerüstet. Interessant ist dann aber namentlich die Wasserkanne in der speziellen Form der Luthrophoros. Diese Form findet sich einmal auf dem Grabe als äußerer Schmuck, häufig auch in steinernen Nachbildungen. Andererseits aber tritt sie in den Hochzeitsdarstellungen auf; da ist sie das Gefäß, in dem das Brautbad von der heiligen Quelle geholt wird. Dieser doppelte Brauch erklärt uns ihr Vorkommen auf dem Grabe. Wer unvermählt starb, dem stellt man die Luthrophoros aufs Grab. So soll ihm gleichsam im Tode noch zuteil werden, was das Leben ihm versagt hat

Also auch den äußeren Grabschmuck sehen wir aus dem Kult herauswachsen. Es liegt daher nahe, auch für die Stele sich nicht mit der homerischen Deutung zu begnügen, sondern einen tieferen Sinn in ihr zu suchen. Sie bezeichnet die Stelle, wo man der Seele ihr Opfer bringt, ist der Sitz der Seele, wie der heilige Stein der Sitz der Gottheit ist.

Wie dieser wird die Stele gesalbt und bekränzt. Der Gedanke, daß sie der Sitz der Seele sei, ist im Grunde noch ganz klar plastisch zum Ausdruck gebracht, wenn so oft die Sirene als Bekrönung auf der Stele sitzt. Wie an Stelle des heiligen Steines im Götterkult das Götterbild tritt und das ἕδος, der Sitz der Gottheit wird, so tritt auch zur Stele die Grabstatue, das leibhaftige Bild des Verstorbenen, oder die Stele selbst wird mit dem Bild des Verstorbenen geschmückt. So entwickelt sich aus der ursprünglichsten Bedeutung der Stele heraus der Zweig griechischer Grabkunst, auf dem das griechische Handwerk eine seiner schönsten Blüten gezeitigt hat, das attische Grabrelief.

Lange hat man sich in Attika mit der alten Form der Grabmäler begnügt. Jonische Künstler waren es dann, die neben so vielem anderen den Attikern auch die hohe schlanke Grabstele brachten, die auf niedrigem Sockel aufsteigend mit einer Palmette gekrönt ist und das Bild des Verstorbenen, sei es in Farben, sei es in Relief, trägt. Und nun entwickeln die Attiker die Grabstele durch mehr als zwei Jahrhunderte weiter und es entsteht jene lange Reihe von Monumenten, die wie keine anderen geeignet sind, uns das Volk jener Blütezeit Athens nahe zu bringen, ein Denkmal, das ein ganzes edles Volk in seiner besten Zeit unbewußt sich selbst gesetzt hat. Eine Fülle von Schönheit und Anmut, von stiller Größe ist über diese Reliefs gebreitet, an die das laute Wort nicht rühren mag, die nur aus den Denkmälern selbst auf uns zu wirken vermag.

Die ältesten halten die schlanke Stelenform fest, in deren Bildfläche knapp hineingepaßt der Tote dargestellt ist, mit einer gewissen Feierlichkeit und im Feiertagskleide, als Krieger, als Priester, aber auch wie er in die Palästra trat, mit dem Diskus u. a. In seiner menschlichen Tüchtigkeit und Stattlichkeit wird der Tote verewigt. Nur an untergeordneter Stelle, zurückgedrängt gleichsam, erscheinen noch Bilder wie der Reiter und erinnern an die alten Vorstellungen des Totenreiters.

Dann verschwinden die hohen Stelen, es treten breitere rechteckige Platten an ihre Stelle mit Giebelbekrönung, aus denen sich allmählich, indem man die architektonische Glie-

derung mehr und mehr durchbildet, die spätere Hauptform der von Pfeilern eingefaßten Aedicula entwickelt. Mit der stärkeren Entwickelung des architektonischen Rahmens muß auch das Relief wachsen. Das anfangs ganz flach gehaltene Relief wird allmählich zum Hochrelief umgebildet, bis schließlich bei den großen Ädiculen fast freie Rundfiguren in den Nischen sitzen. Handwerkskunst ist es; in ihr aber spiegelt sich die Entwickelung der attischen Kunst wieder. Auf eine Zeit des Suchens und Tastens nach den Perserkriegen folgt die Zeit, wo Phidias im Parthenonfries der attischen Reliefkunst die Wege weist, wo unter dem Einfluß des großen Meisters die Marmorarbeiter Athens ihren Stil nicht nur, sondern auch ihr künstlerisches Empfinden läutern. Da treten Gestalten auf den Grabreliefs auf, die unmittelbar aus dem Parthenonfries genommen scheinen; nicht mehr in der steifen Feiertagstracht und -Pose der älteren Zeit, sondern in jener selbstverständlichen ruhigen Würde und wahren Vornehmheit, in der Phidias das Volk Athens verherrlicht hat. Stolz trägt der Handwerker die Abzeichen seines Handwerkes. Er fühlt sich nicht geringer als der vornehme Jüngling, der selbstbewußt auf seinem Roß dahinsprengt.

Und wie männliche Würde, so wissen die Künstler die weibliche Anmut darzustellen, in allen jenen Szenen des Frauengemaches, wo die Dienerin zur Herrin tritt, oder das Kind sich an die Mutter schmiegt. Auch die Frau wird in alltäglicher Tätigkeit gegeben, und doch ist in den Bildern etwas, das sie über das Genrebild hinaushebt.

Nirgends ein Hinweis auf den Tod, nirgends der Versuch, den Toten als ein erhöhtes Wesen darzustellen. Idealisiert sind diese Gestalten nur als Menschen, und besser wußte diese Zeit nicht zu idealisieren. Nicht in eine ferne Höhe ist der Tote gerückt. In der gewohnten lieben Gestalt lebt er unter den Seinen weiter. Aus der uralten griechischen Vorstellung, daß der Tote ein Glied der Familie bleibt und weiter mit ihr Freud und Leid teilt, scheinen diese Grabdenkmäler geboren, diese urtümliche Vorstellung veredelnd und verklärend. Es ist dieselbe Stimmung, aus der heraus die köstlichen Malereien der gleichzeitigen attischen Grabvasen geschaffen sind, die uns die Pflege des Grabes, den traulichen Verkehr

der Lebenden mit den Verstorbenen zeigen. Nur vereinzelt kommt einmal die Szene vor, wo Hermes den Toten fortgeleitet, Charon ihn im Nachen übersetzt. Das ist dichterische Schilderung gegenüber dem Volksglauben. Wie ein Rudiment aus alter Zeit nehmen sich die Sirenen aus, die als Bekrönung auf den Grabsteinen sitzen, gewiß in dieser Zeit nicht mehr verstanden als das, was sie wirklich waren, als Seelenwesen.

Was die Zeit des Phidias geschaffen, entwickelt die Folgezeit weiter. Allmählich verliert sich die stille Weise, wo die Gestalten gleichsam nur mit sich selbst beschäftigt waren. Prätenziöser wenden sie sich aus dem Bilde heraus, dem Beschauer zu. Daneben aber kommt ein anderes zur Geltung, das wieder in der gleichzeitigen großen Kunst, namentlich der Malerei, ebenso wiederklingt, wie in der Literatur. Immer tiefer dringt man in das Wesen des Menschen ein; immer mehr sucht man auch die seelischen Vorgänge mit äußeren Kunstmitteln zur Darstellung zu bringen. Nicht mehr der Mensch an sich, gleichsam losgelöst von der momentanen Stimmung, sondern gerade die Stimmung in ihrem Wechsel, die Leidenschaft sucht man zur Darstellung zu bringen. Und leise, zunächst fast unmerklich, wirkt diese Richtung auch auf die Grabreliefs. Fast unmerkliche Änderungen bringen in alte Formen neue Accente. Die unendlich häufige Szene, wo Mann und Frau sich die Hand reichen, wird durch Hinzufügung einer weiteren Gestalt, die mit trauriger Geberde die beiden betrachtet, zu einer Abschiedsszene. Abschied auf immer wird genommen. Voll stillem Schmerz blickt die Mutter auf das Kind, nur andeutend auch hier, daß ein finsteres Verhängnis das glückliche Zusammensein stören soll. Einen immer persönlicheren Anstrich erhalten die Reliefs. Wie auf den einen Fall komponiert scheinen sie und unterstützt wird das durch porträthafte Züge vieler Figuren. Ergreifend malt sich die Stimmung in den Figuren, wie zum Beispiel in einem Relief, wo die Mutter zur kranken Tochter kommt, die sich ihr entgegen zu erheben sucht, die Arme wie hilfesuchend gegen ein unbestimmtes etwas ihr hinstreckend. Aber nicht in wildem Schmerzensausbruch zeigt sich die Stimmung. Kein Ton der Verzweiflung, kein Sichaufbäumen gegen das Geschick.

Die Stille des Friedhofes soll durch barbarische Klänge nicht entweiht werden. Nur andeutend redet der Künstler, und gerade deshalb so wirkungsvoll. Wer ermessen will, welchen Stimmungsgehalt die Künstler ihren Werken zu geben wußten, der versenke sich in die Betrachtung der herrlichen Grabreliefs vom Ilissos. Drückende Schwüle lagert darüber. Eingenickt sitzt der kleine Sklave zu Füßen des Herrn. Unruhig schnuppert der Hund am Boden. Geisternähe scheint er zu verspüren. Wir ahnen, daß der muntere Zuruf seines Herrn ihn nie wieder zur fröhlichen Jagd anspornen wird. Wir ahnen, daß der Herr, dessen Kleider der Kleine in der Palästra bewachen soll, nie wiederkehren wird, um den Säumigen aufzurütteln. Und nun der Vater, der unverwandt mit einer stummen Frage auf den Sohn blickt, wie auf eine Erscheinung. In voller Schönheit steht der Sohn da, wie er im Leben war, und doch so herausgelöst aus seiner Umgebung, so fern gerückt, so anders. „So schön war er und mußte doch sterben."

Wir bewundern eine Zeit, in der ein Volk zu solcher Feinheit der Empfindung sich aufschwingen konnte, in der schlichte Handwerker solches Empfinden zum Ausdruck zu bringen vermochten und sicher sein konnten, verstanden zu werden. Es ist eine Kunst, die im Volke wurzelt, die dem Volke ihr bestes verdankt und die ihrerseits dem Volke dadurch dankt, daß sie es über sich selbst hinaushebt.

In höchster Blüte sehen wir das Grabrelief entfaltet. Schon war die politische Blüte Athens dahin. Auch in der Kunst mußte der Verfall folgen. Der Verfall ist der Grabkunst Attikas erspart geblieben. Das Machtwort eines Mannes hat sie getötet. Am Ende des vierten Jahrhunderts bestimmt das Gesetz des Demetrius von Phaleron, um dem Luxus zu steuern, daß künftig auf einem Grabe nichts stehen dürfe als eine kleine Säule, ein Tisch oder ein Becken. Es ist bemerkenswert, wie der gelehrte Staatsmann hier auf die alten im Kult begründeten Formen des Grabdenkmals zurückgreift. Aber diese gelehrte Erwägung kann nicht über das bittere Gefühl hinwegtäuschen, daß hier mit brutalem Eingreifen ein Köstliches zertreten ist. Mit Demetrius von Phaleron ist die attische Grabplastik zu Ende.

V.

Die hellenistisch-römische Zeit.

Den attischen Grabreliefs, die das rein menschliche Verhältnis des Menschen zu seinen Verstorbenen wiederspiegeln, stelle ich eine andere Reihe von Grabreliefs gegenüber, in denen das Übermenschliche des Toten zum Ausdruck kommt und er uns als das erhöhte Wesen entgegentritt. Feierlich thronend haben wir den Toten und seine Frau auf altspartanischen Grabsteinen, weit über irdische Menschlichkeit emporgehoben, Heros und Heroine. In der Hand hält er den Kantharos, den Becher, wie ihn Dionysos benutzt, hinter seinem Thron ringelt sich die mächtige Totenschlange empor. Der Hund, das Pferd werden bisweilen hinzugefügt. Vor den Thronenden, klein, bescheiden gebildet stehen die Überlebenden, die als Adoranten ihre Gaben bringen, das Ei, die Totenspeise, den Hahn, den Granatapfel, alles Symbole der Fruchtbarkeit, die Lotosblüte, als Erscheinungsform der Seele aus Ägypten entlehnt. — Gleichartige Darstellungen lassen sich aus jonischem Kunstkreis beibringen. So die Reliefs des bekannten „Harpyienmonumentes“ von Xanthos in Lykien, wo die gleichen thronenden Heroen die Adoranten mit ihren Gaben empfangen.

Die hier zugrunde liegenden Vorstellungen überdauern die archaische Zeit. Sehr stark treten sie in Böotien hervor. Da erscheint z. B. der Tote als Heros zu Pferde, vor ihm wieder die Adoranten. Eine tiefe Kluft trennt die bescheidene Kultgemeinde auch im Bilde von dem im Tode erhöhten. Oder der Heros steht mit dem Pferde an seinem Tumulus und nimmt die Spende entgegen. Ein besonders häufiger Typus ist der des Totenmahles, das den Toten zu den Freuden des Mahles gelagert zeigt. Am Fußende des Bettes sitzt die Frau. Speisen werden vom Mundschenk aufgetragen. Wie bei einem irdischen Mahle geht es her. Dabei aber erscheint der Adorant mit seinen Gaben und zeigt, daß es sich hier nicht um ein menschliches Mahl handelt, sondern um das Genießen der dem Toten als einem höheren Wesen dargebrachten Gaben. Die Schlange ringelt sich empor und das Totenpferd blickt hinein. — Es ist bezeichnend, daß gerade

in Böotien die Bezeichnung des Toten als Heros besonders früh und häufig auftritt. Auch in Attika tritt der Heroenmahltypus allmählich häufiger auf — nicht nur eine rein künstlerische Erscheinung, sondern es spiegelt sich darin ein stärkeres Wiederhervortreten der Auffassung des Toten als eines höheren Wesens. Davon später.

Kurz muß hier noch der Entwicklung einer Denkmälergattung gedacht werden, deren Anfänge auch schon in ältester Zeit liegen, deren Blüte aber vornehmlich die hellenistische und römische Zeit bringt, der Sarkophage. Schon die mykenischen kastenförmigen Thonsarkophage zeigen die Neigung, mit dem Gedanken zu spielen, daß der Sarkophag als das Haus des Toten aufzufassen sei. Das Dach wird giebelförmig gestaltet. Der naheliegende Gedanke taucht immer wieder auf, bald konsequent durchgeführt, so daß auch der Kasten vollkommen architektonisch mit Unterbau, Säulenstellungen, Architrav und Fries durchgebildet wird, bald auf den Deckel als das Dach beschränkt. Unser Material an Särgen der guten griechischen Zeit war gering, bis vor nicht langer Zeit ein glücklicher Zufall dem Konstantinopeler Museum aus einem sidonischen Grabe eine Anzahl Särge in die Hände spielte, die nicht nur vorzügliche Werke bester Zeit, sondern auch von einzig dastehender Erhaltung sind. Von der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts an bis in die Zeit unmittelbar nach Alexander dem Großen führt uns diese Reihe. Der älteste, der sog. Satrapensarkophag, ein stark der Hausform angeähnelter Kasten, zeigt im Relief Szenen aus dem Leben des Verstorbenen, kündet in epischer Weise den Ruhm des Mannes, der darin begraben liegt, während die letzte Seite ihn als Heros beim Heroenmahl vorführt.

Es folgt ein Sarkophag von der Lykien eigenen Form, die die lykische Hütte mit ihrem spitzbogig gewölbten Dach nachahmt. Die Reliefs zeigen in rein griechischem Stil Szenen, Jagd, Kentaurenkampf, Amazonen, Szenen, wie sie der griechischen dekorativen Kunst damaliger Zeit geläufig sind. An den Giebeln halten Sphinxe die Grabeswache.

Vollkommen durchgeführt ist der Aufbau eines jonischen Tempels bei dem dritten Sarkophag. Eine Wohnung ist dem Toten bestellt, wie sie einem höheren Wesen zukommt, ein

Heroon. Der plastische Schmuck ist ganz im Charakter der attischen Grabreliefs der besten Zeit gehalten. An untergeordnete Stelle, an den Sockel sind die Jagdszenen zurückgedrängt. Den Hauptschmuck bilden die herrlichen Frauengestalten, die in den Interkolumnien stehend das Thema stiller Trauer variieren. Nirgend auch hier wilde Schmerzausbrüche und leidenschaftliches Gebahren. Jede ist individuell gebildet und doch ists wie ein großer ruhiger Akkord, dem jeder Ton sich einfügt, wie jede Gestalt der Architektur sich einfügt, und der noch nachklingt in dem Schmuck der Attika, wo die Gespanne im feierlichen Schritt der Leichenparade das Grab umziehen und dem Toten die letzte Ehre erweisen. Das Trauergeleite ist es, das alte Thema. Aber welch eine Entwicklung liegt zwischen den rohen Frauenfiguren der Frühzeit, die sich in wildem Schmerz das Haar raufen und das Gesicht zerfleischen, und dieser Verklärung der Trauer. Nach diesen Gestalten mögen wir uns ein Bild machen von den trauernden Frauen, die uns unter den Werken attischer Künstler des vierten Jahrhunderts genannt werden.

Endlich der jüngste und reichste der Sarkophage, der sog. Alexandersarkophag! Sein bildnerischer Schmuck schöpft wieder ganz aus dem reichbewegten Leben. In wildem Getümmel ziehen Kampf- und Jagdszenen um den Sarkophag, alles mit höchster Bravour vorgetragen, voll lebendigsten, fast möchte man sagen nervösen Lebens. Man fühlt, daß diese Kunst in einer reichbewegten Gegenwart wurzelt, in der die Welt wieder einmal gewaltige weltbewegende Ereignisse gesehen hat, in der eine neue Weltmacht entstanden ist. So fehlt denn in dem Schlachtenbild auch nicht der Held der Zeit, Alexander selbst, in dessen glanzvoller Persönlichkeit die Zeit ihren höchsten Ausdruck findet. Der Held als Überwinder seiner Feinde wird verherrlicht in seinem irdischen Glanze, von einem Kreise, der seine Helden nicht erst nach ihrem Tode als Heroen verehrt, sondern sie schon bei Lebzeiten unter die Götter erhebt.

Neben dem haus- und kastenförmigen Sarkophag finden wir schon in griechischer Zeit den altarförmigen, von dem der bekannte Szipionensarkophag ein gutes Beispiel gibt. Ist der Altar gleichsam der Tisch der Toten, auf dem ihm die

Gaben dargebracht werden, so gibt es andere Sarkophage in Form der Kline, des Speisesophas, auf dem bisweilen auch der Tote plastisch gebildet ruht. Schon die von griechischer Kunst abhängige altetruskische Kunst bringt zahlreiche Beispiele; echt griechische Klinensarkophage haben wir beispielsweise aus einem Grabe des vierten Jahrhunderts in Eretria. Der Sinn ist auch hier klar. Es ist wieder der Gedanke von den Freuden des Mahles, die man den Toten genießen läßt. Man stellt ihm die Kline hin, auf der er sich behaglich zum Mahle lagern soll.

Alle Formen des römischen Sarkophages sind in griechischer Zeit bereits vorgebildet. Wenn auch die meisten Sarkophage, die unsere Museen füllen, römischer Zeit angehören, irgend etwas neues bringen sie für uns eigentlich nicht. Wie ihr künstlerischer Schmuck mit wenigen Ausnahmen griechisch ist, so verdanken auch ihre Formen griechischen Vorstellungen ihren Ursprung. Mythische Stoffe sind mit Vorliebe zum Schmuck verwandt; und es ist natürlich kein Zufall, wenn immer wieder die Sage von Meleager oder von Hippolytos, den früh aus dem Leben geschiedenen, oder von Herakles, dem Überwinder, der nach einem Leben voll Mühsal erhöht wird, dargestellt ist. Es ist kein Zufall, wenn immer wieder die Züge der Seewesen an uns vorüberziehen, die den Toten über den Okeanos auf die Inseln der Seeligen hinübergeleiten. Aber überkommene Darstellungen werden in handwerksmäßiger Weise immer wiederholt und nur selten fühlt man einen leisen Versuch, den Schmuck dem besonderen Falle anzupassen.

So sind wir in römische Zeit gelangt. Jahrhunderte trennen uns von den ärchaischen Gräbern, von denen wir ausgingen, Jahrhunderte, die eine gewaltige Kultur- und Geistesentwicklung einschließen, in denen die Philosophie einen immer stärkeren Einfluß auf die weitesten Kreise gewinnt. Aber den Glauben des Volkes haben alle die philosophischen Lehren, alle ihre Vorstellungen vom Wesen, von der Unsterblichkeit der Seele nicht zu verdrängen vermocht. Er hat seinen festen Halt im Seelenkult, dieser aber bleibt unverändert weiter bestehen. Nach wie vor stattet man das Grab aus, bringt man dem Toten Speise und Trank; nach wie vor sind die Gräber geheiligt. Durch Testamente sorgt man für

das Fortbestehen des Kultes, setzt man eine Kultgemeinde aus den Familienangehörigen ein, hinterläßt Bestimmungen für die Festlichkeiten, zu denen sich diese alljährlich versammeln sollen. Wenn Epikteta, eine reiche Theräerin, deren Testament uns erhalten ist, die Bestimmung hinterläßt, daß die Hochzeiten des Verwandtenkreises in dem heiligen Bezirk, der die Familiengräber umschließt, gefeiert werden sollen, so ist da der alte Gedanke noch lebendig, daß die Hochzeit nicht nur in Gegenwart der lebenden, sondern auch der toten Mitglieder der Familie gefeiert werden muß.

Keine Abnahme an äußerer Pracht läßt sich nachweisen. Glänzend ausgestattete Fürstengräber, in oft riesigen heiligen Bezirken sind ein Charakteristikum hellenistischer Zeit. Die Vorstellung von dem Fortleben des Toten erfährt in dieser Zeit eher noch eine Steigerung. Die Verehrung der Heroen dauert fort bis ans Ende des Altertums. Immer neue Heroen wachsen dem alten Kreise zu; immer wieder steigen Sterbliche zu Heroen auf. War es anfangs das Orakel, das den Rat erteilt, den oder jenen großen Mann als Heros zu verehren, so ist es später die Gemeinde, die die Heroisierung wie eine andere Ehre dekretiert. Immer häufiger bezeichnen die Grabinschriften den Toten als einen Heros, immer mehr wird die Ehre abgegriffen; bald sehen wir, daß der Sohn den Vater, die Frau den Gatten heroisiert. In gewissen Landschaften wird schließlich jeder Tote ein Heros genannt. Die Würde der Heroen wird damit freilich herabgezogen. Aber für die Intensität des Glaubens an eine kraftvolle Weiterexistenz der Seele des Verstorbenen spricht das umsomehr. Die Darstellung des Toten beim Heroenmahl ist eine der beliebtesten in dieser Spätzeit. Bis an den Rhein hin verbreitet sie sich, wo der Soldat sich mit Vorliebe in behaglicher Ruhe „in Civil" bei den Freuden des Mahles darstellen läßt.

Alle Entwicklungsstufen des Seelenglaubens stehen schließlich nebeneinander. Der Philosoph glaubt an die Unsterblichkeit der Seele, oder er negiert alles, der Dichter malt das Jenseits als Schattenreich oder als Elysium aus, Sekten verheißen ihren Anhängern ein seliges Leben nach dem Tode. Die Herrscher werden als Götter verehrt, die Heroen finden ihre Pflege; daneben geht im Volke unbeirrt der alte Brauch und

Glaube weiter. Noch in den spätesten Gräbern finden wir die Fläschchen, Becherchen, Kannen, die dem Toten dienen sollen. Der Brauch und Glaube überdauert das Ende des Heidentums und geht bis in die christlichen Gräber hinüber. Auf den frühesten christlichen Gräbern von Thera stehen kleine einfache Stelen. Ihre Aufschrift nennt den Engel des Verstorbenen den Grabeswächter. Semitische Vorstellungen klingen hier hinein. Das griechische Volk aber sah in dem „Engel" gewiß oft genug nichts anderes als die Seele, die hier selbst ihr Grab bewacht. Wie wenig Heidnisches und Christliches sich trennen läßt, zeigt einer dieser Steine, in dem zuerst der Engel genannt wird und es dann weiter heißt, daß Rufina ihren Sohn Zosimus heroisiert habe. Vorstellungen, an denen Jahrtausende hindurch das Volk gehangen, die lassen sich nicht von heute auf morgen ausrotten. Das Christentum hat gesiegt und hat die heidnischen Götter verbannt. Aber so wenig wie es alle ihre Spuren in Glauben und Kultus des Volkes hat ausrotten können, so wenig hat es auch die alten Vorstellungen vom Leben nach dem Tode und die alten aus diesen Vorstellungen geborenen Bräuche auslöschen können. In Resten leben auch sie bis auf den heutigen Tag.

Preußens Fall und Wiedergeburt.

Von Professor Dr. Georg Küntzel in Frankfurt a. M.

Es ist als Zeichen tieferer wissenschaftlicher Erkenntnis zu begrüßen, daß sich die historische Forschung in steigender Lebhaftigkeit auch den glanzloseren Zeiten der Geschichte zuwendet, wie etwa der Epoche der Vorreformation, den Jahrzehnten deutsch-preußischer Geschichte vor Beginn des Aufschwunges von 1862 ab, der Epoche des Niederganges Preußens seit dem Tode Friedrichs des Großen. Denn der Glanz der historischen Lichtzeiten entzündet sich nur langsam, und die Schroffheit der Übergänge aus Höhe zu Tiefe und umgekehrt löst sich bei näherem Zusehen in allmähliche Entwicklung auf. So arbeitet die Forschung unserer Tage, über die es hier zu berichten gilt,[1]) mit steigendem Erfolge an der Aufgabe, bereits in den Zeiten des alternden Friedrich Spuren von Mängeln und Niedergang, andererseits in dem Preußen vor 1806 Andeutungen derjenigen Gedanken zu suchen, die seit 1807 die Wiedergeburt des niedergeworfenen Staates herbeiführten. Und das Ergebnis ist, daß wir in der Epoche von 1786—1806 keineswegs nur eine Zeit allgemeiner Auflösung und ruhmlosen Niedergangs erblicken, sondern sie immer deutlicher als eine Epoche des Übergangs, des Suchens nach dem Neuen aufzufassen lernen, das dann freilich erst nach der Katastrophe von 1806 die innere Kraft zu positiver Leistung fand.

I.

Der Niedergang Preußens.

Will man der Epigonenzeit von 1786 ab nicht Unrecht tun, so gilt es zuerst, sich vor allzugroßer Überschätzung des politischen Erbes König Friedrichs zu hüten. Gewiß hinter-

[1]) Ich referiere insbesondere über den zweiten Teil der Vorträge nur ganz summarisch, um einer ausführlicheren Behandlung in größerem Rahmen nicht vorzugreifen.

ließ er ein gewaltiges Maß persönlicher und sachlicher Achtung, gewiß haben die Zeitgenossen noch den Fürstenbund von 1785 als einen letzten großen Triumph aufgefaßt, und lange Zeit hindurch ist diesem Urteil die historische Forschung gefolgt. Konnte doch noch Ranke[2]) in dem Fürstenbunde die Lösung des Problems sehen, „womit sich König Friedrich von Anfang seiner Regierung an getragen, ... die großen Interessen des Deutschen Reiches mit dem Bestande und Wachstum seines Staates zu vereinigen". Wir sehen den Erfolg des Fürstenbundes heute skeptischer an. Denn er war in Wahrheit ein Notbehelf, der nur mühsam die politische Isolierung Preußens beim Tode des großen Königs verbarg,[3]) obschon die politische Spannung zwischen Österreich und Frankreich der Lage für Preußen die unmittelbare Gefährlichkeit nahm.

Einst bei seinem Regierungsantritt hatte König Friedrich die schlesische Unternehmung frisch gewagt in der Berechnung, daß er, falls Österreich sich nicht friedlich dazu verstehe, Schlesien abzutreten, bei dem beherrschenden Gegensatze der Hauptmächte England und Frankreich hier oder dort jederzeit Rückhalt finden könne. Er hatte dann am 5. Juni 1741 sich mit Frankreich verbündet, in dem Glauben, das stolze, mächtige, aktionsfähige Frankreich Ludwigs XIV. zur Seite zu haben. Als ihn wiederholte schmerzliche Erfahrungen über diesen Irrtum aufgeklärt hatten, suchte er im Januar 1756 Ersatz in dem englischen Bündnis, bis auch dieses sich auflöste, als im Jahre 1761 mit Lord Bute die Friedenspartei in England zur Herrschaft kam, die den preußischen König selbst unter Gebietsopfern zu schleunigem Frieden zu zwingen suchte. Seither hegte Friedrich ein unbesiegbares Mißtrauen gegen die Unzuverlässigkeit der englischen Parlamentsregierung, so daß ihm, wenn er gegen Österreichs Revanchegelüste einen Rückhalt brauchte, lediglich noch Rußland als diejenige Großmacht übrig blieb, die ihm unter Katharina II. wenigstens

---

[2]) Ranke: Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. S. W. 31/32, 159.

[3]) G. Wittichen: Die polnische Politik Preußens 1788—1790. (Göttingen 1899) 41 f. — F. K. Wittichen: Die Politik des Grafen Hertzberg 1785—1790 in der Historischen Vierteljahrsschrift 9 (1906).

nicht feindselig gegenüber stand. So schloß er 1764 mit ihr ein Bündnis ab, das ihm für seine Länder die russische Garantie einbrachte, während er dafür der Zarin die Verfügung über den polnischen Königsthron in die Hände spielen half.[4]) Aber auch dieses russische Bündnis ging zu Grabe, als Friedrich 1777 und 1779 der Zarin ein Defensivbündnis auch mit der Türkei vorschlug, die er gegebenenfalls gegen Österreich aufzubieten und deshalb vor einer Zertrümmerung durch Rußland zu retten gedachte. Und jetzt erst, als die eigentlichen Großmächte allesamt ausschieden, hat Friedrich gegen die umsichgreifende imperialistische Politik des feurigen Joseph II. den Bund mit den deutschen Fürsten ausgespielt, die er als «pauvres espèces» des Menschengeschlechts oft genug verspottet hatte. Einen Bund, den man nicht mit nationaler Größe umkleiden und hinter dem man keine Pläne, das Reich „gründlich und dauernd" umzugestalten,[5]) wittern darf. „Denn nicht um zu reformieren, sondern um zu konservieren",[6]) um das lebensunfähige Gebilde des Reiches künstlich vor Österreich zu bewahren, ist der Fürstenbund geschlossen worden, als ein Akt rein preußischer, nicht etwa einer deutschen Politik, wie ja dem Könige überhaupt deutschreichische Gesichtspunkte ferngelegen haben.[7]) Zudem, welch geringe Hilfskräfte durfte Preußen im Ernstfalle von seinen neuen Alliierten erwarten, und welche Dauer verhieß diese Zusammenschweißung protestantisch-weltlicher und katholisch-geistlicher Fürsten, die von ihrem traditionellen Zusammenhang mit Habsburg doch eben nur durch die unvorsichtige Politik Josephs abgekommen waren. Endlich aber bedeutete der Fürstenbund, so gewiß er für den Augenblick ein Erfolg war, auch eine schwere Fessel für Friedrich. Denn er stellte damit Sachsen unter Preußens Schutz und Garantie, obwohl er immer und immer wieder Sachsens Einverleibung als eine

---

[4]) Vgl. zuletzt R. Koser: König Friedrich der Große, Bd. 2, 681.

[5]) Schmidt: Preußens deutsche Politik. 55.

[6]) P. Bailleu: Der Ursprung des deutschen Fürstenbundes. Histor. Zeitschrift 41.

[7]) Friedrich sagte 1740: L'Empereur est le vieux phantôme d'un idole, qui avait du pouvoir autrefois ...., mais qui n'est plus rien à présent. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. I, 7.

dringende Notwendigkeit[8]) betont hatte. So band sich der König in Resignation jetzt selbst die Hände, wie er ja auch schon im bayerischen Erbfolgekrieg Seite an Seite mit Sachsen gestanden hatte.

Resignation war es auch, wenn Friedrich sich in dem Bewußtsein der Begrenztheit seiner Macht noch nicht für fähig hielt, für alle seine Besitzungen gleichmäßig einzustehen. Den äußersten Osten wie die westlichen Provinzen zu verteidigen, fühlte er sich nicht imstande. Schon genug, wenn er sich in dem Zentrum seiner Staaten mit dem Kerne der Kurmark behauptete. So war dem Könige der Gedanke vertraut, jene nicht zu haltenden westlichen Gebiete gegen näher gelegene einzutauschen nach dem Grundsatze: lieber ein Dorf an der Grenze als ein Fürstentum in der Ferne.[9])

Andererseits freilich erwuchs ihm auch wieder aus dem Bewußtsein der Bedrohtheit und Begrenztheit seiner Macht das eigentliche Geheimnis seiner Stärke, die allgemeine ungeheure Spannung der Kräfte. Er weiß, daß seine stolze Großmachtstellung nicht auf dem Reichtum eingeborener Kräfte beruht,[10]) wie in Frankreich, sondern einer kunstvollen Steigerung der von Natur beschränkten Mittel im Staate zuzuschreiben ist. Die Sehnsucht nach Macht, Machtkonzentration und -steigerung schwebt über seiner Regierung, und wird fast als Selbstzweck betrachtet, für den der letzte Atem eingesetzt wird, zu dem äußere wie innere, Finanz- wie Wirtschafts- und Sozialpolitik, in allererster Linie zusammenwirken. Das stete Gefühl «Hannibal ante portas»[11]) führte zu seiner gewaltigen fast krampfhaften Sparpolitik, die dem Thronerben einen für das arme Preußen geradezu märchenhaften Staatsschatz von einigen 70 Millionen Talern überantwortete. Das Empfinden „toujours en vedette und mit

[8]) Insbesondere in seinem politischen Testamente von 1752, aber auch z. B. noch in dem Exposé du gouvernement prussien aus den 70er Jahren. Oeuvres Friedrichs, Band 9.

[9]) Exposé du gouvernement prussien.

[10]) Politisches Testament von 1752: Le puissance de la Prusse n'est point fondée sur une fort intrinséque, mais uniquement sur l'industrie.

[11]) Réflections sur les finances vom 20. Oktober 1784, veröffentlicht von Max Lehmann in Histor. Zeitsch. 60, (1888).

gespitzten Ohren" dastehen zu müssen, um gegen die Anschläge der Gegner, und insbesondere des „verfluchten Wiener Tyrannen"[12]) gerüstet zu sein, hielt Preußen ständig in dem Charakter eines waffenstarrenden Heerlagers. Bewußte Selbstbeschränkung und denkbare Kraftanstrengung haben sich in dem friderizianischen Staate ergänzt.

Politisch isoliert, rein preußisch, resigniert — saturiert, zugleich in atemloser Spannung aller Kräfte: so etwa ist das Bild einer friderizianischen Politik am Lebensabend des Königs aufzufassen.

Der Thronwechsel bringt demgegenüber bedeutsame Veränderungen. Der neue König, der die ungeheueren Krisen im Leben des Vorgängers nicht durchgemacht hat, lebt weniger in dem Bewußtsein der Begrenztheit als in dem stolzen Gefühle des Ruhmes der friderizianischen Epoche und der Großmacht, die er geerbt hatte, und die er aus Isoliertheit und vorsichtiger Zielbeschränkung unter Hertzbergs Einfluß in die Bahnen einer kühnen Weltpolitik hinausführen will. So greift Friedrich Wilhelm II. in die großen Weltbegebenheiten auch nicht streng preußischer Interessen ein, in die holländischen Angelegenheiten 1787 zugunsten seiner Schwester und der oranischen Partei, in die türkische Politik Österreichs und Rußlands 1788 ff., gefällt sich seit 1792 in dem Gefühl, eine Art germanischer Heerführer in dem Kreuzzuge gegen die romanisch-französische Revolution zu sein, und führt Preußen durch Bündnisse mit England 1788 und Österreich 1790 wieder in eine Ära großmächtlicher Allianzen zurück.

Bei alledem waltete der Gedanke einer preußischen Machterweiterung mehr oder weniger bewußt vor, sei es, indem man in Form polnischer Teilungen eine direkte Vergrößerung der Staatsgebiete erstrebt, sei es, indem man für Preußen die Rolle einer deutschen oder wenigstens norddeutschen Vor- und Schutzmacht in Anspruch nimmt. Die preußische Politik des Vorgängers gewinnt einen bewußt hegemonialen und deutsch-nationalen Anstrich, der sich selbst in dem wohl zu stark geschmähten Frieden von Basel 1795

[12]) Friedrichs Brief vom 10. Februar 1785 bei Ranke Fürstenbund. 466.

nicht verleugnet.[18]) Denn der sollte ja eigentlich nur der preußischen Vermittelung den Weg zu einem allgemeinen Frieden ebnen und führte, als diese Absicht scheiterte, in dem ergänzenden Vertrage vom 5. August 1796 dazu, daß Frankreich die Neutralität Norddeutschlands und die norddeutsche Hegemonie Preußens anerkannte. Und wenn ja nun auch unter dem ängstlicheren Friedrich Wilhelm III. das Bestreben obwaltet, im Gegensatze zu der Politik des Vorgängers sich möglichst auf das unmittelbar preußische Terrain zurückzuziehen, so geht doch dieser norddeutsche Führungsanspruch aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. keineswegs ganz verloren. Die Neutralität Norddeutschlands gehörte zu jenen Forderungen, um die Friedrich Wilhelm III. in der Krisis von 1805 entschlossen war, mit Napoleon zu brechen. Das Bewußtsein, daß Napoleons Macht die freie Beweglichkeit der preußischen Großmacht störe, wobei doch auch wieder die Frage der norddeutschen Interessensphäre, insbesondere die hannoversche Frage hineinspielt, hat zu dem Kriege von 1806 geführt.

Zu dem Versuche kühner ausgreifender, deutscher und ausgesprochen erwerbslustiger Politik gesellte sich als drittes Charakteristikum hinzu der Wunsch, die Schroffheiten der militärisch-fiskalischen Machtpolitik Friedrichs durch ein humaneres und auf kulturelle Pflege gerichtetes Regiment zu beseitigen. Die rücksichtslose Machtpolitik weicht einer liebenswürdigeren Wohlfahrtspolitik, die nicht sowohl auf möglichst viele Soldaten ausgeht, sondern für Invaliden und Soldatenkinder, rücksichtsvollere Behandlung der Mannschaften, Aufbesserung der Offiziersgehälter und Brotrationen besorgt ist. Es beginnt eine Richtung auf Entmilitarisierung zugunsten allgemeiner Kulturförderung Platz zu greifen.

Sicherlich an sich berechtigte Gesichtspunkte, die aber nach der Art, wie sie durchzuführen versucht wurden, und der Persönlichkeit des neuen Königs schließlich nur eine Reihe von Paradoxen zuwege gebracht haben. Man will höher-

[18]) Vergl. zu dem folgenden P. Bailleu: Preußen und Frankreich von 1795—1807. Die Einleitungen zu beiden Bänden. (Publikationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Bde. 8 und 29. 1881 und 1887.)

fliegenden politisch-militärischen Zielen nachgehen, und entmilitarisiert sich und den Staat; man will humaner werden und weniger rücksichtslos militärisch in einer Zeit weltbewegender Kämpfe. Man bemüht sich deutsche Politik zu treiben, und endet mit dem Erwerbe großer nationalpolnischer Gebiete und dem Verluste des linken Rheinufers. Man will oft genug hoch hinaus, und besitzt doch nicht das Geheimnis der friderizianischen Erfolge: den unbedingten rücksichtslosen Willen zur Macht, die durchgreifende Energie und Ausdauer. Unentschlossenheit und Unbeständigkeit wechseln merkwürdig mit Äußerungen eines hochgespannten königlichen Selbstbewußtseins bei dem Herrscher, hoher politischer Schwung mit betrüblichem Kleinmute, eifrigste politische Tätigkeit mit mystisch-lähmender Lethargie. So fehlt es nicht an Anläufen zu wahrer Größe in den Zeiten Friedrich Wilhelms II., denen dann aber die Erschlaffung folgt. Alles in allem eine Epoche, die das berechtigte Ansehen Friedrichs des Großen nicht zu wahren vermocht hat. Friedrich Wilhelms II. Politik, sagt Ranke[14]) einmal sehr richtig, „ist nicht ohne große Impulse und gute Beweggründe an jeder Stelle, aber es fehlt ihr an der Einheit des alles beherrschenden Gedankens, die unter seinem Vorgänger die Kräfte des Staates gebildet hatte".

Auch auf dem Gebiete der inneren Politik hatte Friedrich seinen Nachfolgern schwere Aufgaben ungelöst hinterlassen. Denn noch ließ der Aufbau des Staatswesens gar sehr die Einheitlichkeit[15]) vermissen. Noch waren starke Ungleichheiten der Steuerverfassung bestehen geblieben, eine verschiedene steuermäßige Behandlung von Stadt und Land, sowie des Adels hatte sich erhalten, noch fehlte es an einer wirklichen Rechtseinheit, da ja das allgemeine Landrecht nur den Oberbau über den einzelnen provinzialen Rechten darstellen sollte. Noch trennten die größten sozialen und wirtschaftlichen Gegensätze die preußischen Gebiete östlich und westlich der Weser: den Osten mit überwiegender Agrarwirtschaft, den Westen mit vorwaltenden Manufakturen hatte Friedrich eben

---

[14]) Ranke, Hardenberg, Große Ausgabe I, 188.

[15]) Max Lehmann, Freiherr vom Stein II, 12 ff., und Scharnhorst II, 28 ff. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung 10 ff. Bielefeld 1906 (Monographien zur Weltgeschichte, Band 25).

deshalb nach einheitlichem wirtschaftspolitischem Systeme zu regieren verzichtet. Im Osten bestand die bäuerliche Erbuntertänigkeit fort, im Westen war sie längst vor der individuellen Freiheit verschwunden. Im Westen hatten auch die Stände einen nicht unbedeutenden Einfluß sich bewahrt, von dem allerdings das politische Gebiet ausgeschlossen war, im Osten führten sie in den Formen der Kreistage nur ein wenig besagendes Leben für die Zwecke des Deichwesens, der Versicherung rc. fort. Vor allem aber hatte Friedrich die ständische Klassenscheidung sorgsam erhalten, die ihm den Unterbau für seine Heerespolitik durch eine ausgesprochene politische Arbeitsteilung abgab: der Adel wurde grundsätzlich bevorzugt und sorgsam in dem möglichst ausschließlichen Besitz der großen Rittergüter erhalten, um aus seinen Reihen das adlige Offizierkorps ergänzen zu können. Der weithin von der Militärlast befreite industrielle Bürgerstand ist im Bau des Staates bestimmt, die finanziellen Kosten der Wehr aufzubringen, der nach Zahl der Stellen sorgfältig gehütete Bauernstand erfüllt den Zweck, das Rekrutenmaterial für die Hälfte des Heeres zu stellen, das durch ausländische Werbung vervollständigt wird. Trümmer und Reste des alten Ständestaates ragen noch hinein in die Welt des preußischen Militärstaates, dem man es 1786 so gut wie 1740 noch ansieht, daß er als „zusammengesetzter Territorialstaat“ [16]) emporgekommen ist. Ungleichartigkeiten, die man freilich als Zeichen für die dem Staate noch mangelnde Festigkeit auch nicht überschätzen darf. Denn seit überhaupt von den militärischen Machtbestrebungen aus der Aufstieg des preußischen Staates begonnen hatte, war der Hauptton weit mehr auf die Tatsache der Machtmittel als formale Einheitlichkeit gelegt worden. Und so bestanden die Unterschiede fort, zum Teil, weil man bei den tatsächlichen Interessengegensätzen auf den äußeren Anschein der einheitlichen Politik bewußt verzichtet,[17]) die ihnen allen so wenig wie heutzutage hätte gerecht werden können, zum andern Teil aber, weil eine formale Vereinheitlichung überhaupt nicht in dem Gesichtskreise der inneren Politik des Königs lag, dessen

---

[16]) Hintze in den Acta Borussica VI, 1, 1 ff. (Berlin 1901.)

[17]) Politisches Testament 1752.

Interesse doch eben von den Notwendigkeiten der äußeren Machtpolitik beherrscht wurde. Ihnen bleibt insbesondere die soziale Betätigung unterworfen. Denn keineswegs etwa schwebte dem Könige das Ideal der in den westlichen Provinzen bestehenden bäuerlichen Freiheit als Richtschnur seiner Politik vor, die deshalb unendlich weit vom Ziele entfernt geblieben wäre, sondern der erwähnte militärische Gesichtspunkt ließ von vornherein lediglich das begrenzte Ziel zu, die Zahl der Bauerngüter und -stellen und die Bauern selbst prästationsfähig zu erhalten, ohne an der grundherrlichen Stellung des Adels zu rütteln. So waren in Preußen das Allgemeine und das Besondere den Interessen der Machtpolitik untergeordnet worden, die fast als Selbstzweck aufgefaßt wurde, und den Prozeß der Zusammenschweißung von Land und Leuten zu einem gewissen Stillstande hatte kommen lassen. Jedenfalls harrte hier für den Leiter des Staatswesens noch eine bedeutsame Aufgabe, zumal als in der Zeit der französischen Revolution der Begriff des einheitlichen nationalen Volksstaates zündende Kraft gewann, und der Ausgangspunkt des politischen Denkens sich verschob, indem man die innere Politik nicht mehr so grundsätzlich der äußeren Machtpolitik unterordnete, sondern gerade in der Pflege eines ethisch hochstehenden Volkstums die wichtigste Voraussetzung für die Kraft des Staates erkannte.

Nicht minder war die formale Behördenorganisation 1786 reformbedürftig geworden.[18]) Der 1604 gegründete Staatsrat, der, von den gerichtlichen und innerkirchlichen Fragen abgesehen, als eine universale beratende Behörde geplant war, hatte diesen Platz 1723 dem Generaldirektorium abtreten müssen. Aber eben Stellung und Verfassung dieser Schöpfung Friedrich Wilhelms I. waren 1786 unhaltbar geworden: das Nebeneinander von Provinzial- und Realdepartements, die Ausschließung ganzer Provinzen, wie Schlesien und zeitweise auch Westpreußen aus seinem Kompetenzbereich, vor allen Dingen aber die Tatsache, daß Friedrich den Schwerpunkt der gesamten Staatsleitung aus dem Kollegium der

---

[18]) E. Meyer: Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg (Leipzig 1881).

Minister des Generaldirektoriums in sein Kabinet verlegte, aus dem heraus er im wesentlichen schriftlich mit seinen Ministern verkehrte, hatten das Generaldirektorium aus seiner anfangs ihm zugedachten wichtigen Rolle verdrängt. Die Konzentration der gesamten inneren und äußeren Staatsleitung in der Persönlichkeit des Königs in einer bisher nicht gekannten Ausdehnung entsprang zwar der einleuchtenden philosophischen Überlegung des Königs, daß die Einheit des Staates die möglichste einheitliche Leitung durch einen Kopf bedinge,[19]) litt aber an zwei Mängeln, die sich unweigerlich einstellen mußten: mit jeder Vergrößerung des Staatswesens — und Preußen wuchs ja durch die Erwerbungen der zweiten und dritten polnischen Teilung, sowie des Reichsdeputationshauptschlusses um die Hälfte seines Besitzstandes — steigerte sich die vorausgesetzte Riesenleistung der allumfassenden königlichen Leitung so, daß das friderizianische Ideal eine reine Utopie wurde. Und zweitens war dieses Ideal zugeschnitten auf die persönliche Größe des alten Königs, die sich doch eben nicht vererben läßt. Man wird deshalb mit Stein[20]) sagen dürfen, nicht den Nachfolgern sind Vorwürfe zu machen, daß sie die Stellung des friderizianischen Königtums nicht im alten Sinne auszufüllen vermochten, so wenig man ihn anklagen solle, nicht ein Newton zu sein, vielmehr es als bedenklich bezeichnen müssen, daß Friedrich die Staatsverwaltung auf den von ihm selbst als irrig erkannten Fall zugeschnitten hatte, einen Nachfolger von gleicher Genialität, Arbeitsfähigkeit und Vielseitigkeit zu erhalten.

Endlich ist ja bekannt genug, daß Friedrich geistig gegen Ende seines Lebens vereinsamt gewesen ist. Inmitten einer sich wandelnden Welt hielt er fest an den Idealen der französischen Aufklärung aus der Mitte des Jahrhunderts,[21]) durch

---

[19]) Politisches Testament von 1752.

[20]) Stein an Vincke 3. Januar 1806. Pertz, Leben Steins I, 327.

[21]) R. Koser: König Friedrich der Große II, 562 ff. — W. Dilthey: Die Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. (Deutsche Rundschau, Band 103.) — W. Dilthey: Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. (Ebenda 1901.) — W. Dilthey: Das Erlebnis und die Dichtung. (Abschnitte über Lessing und Goethe.) Leipzig 1906.

das Licht der Vernunft, durch Wissen und das Bewußtsein erfüllter Pflicht sein Volk zu Glück und Tugend zu erziehen. Sein ästhetisches Ziel blieb das gleiche, im heroischen Kampfe gegen die Trübungen des Lebens sich emporzuringen zu der ewigen philosophischen Heiterkeit der Seele, bis sie über das Irdische erhaben, in abgemessener Gleichheit und Vornehmheit der Gefühle über die irrationalen Leidenschaften triumphiere. So wollte er mit Hilfe seiner Akademie das Volk der Deutschen, die nichts weiter verständen als Essen und Trinken, Lieben und Raufen, aus der Rohheit ihrer Kultur und Fuhrmannsprache durch das Medium der klassischen französischen Kultur zu verfeinerten Sitten und veredelter Lebensauffassung emporführen.

Aber sowohl die französische als die deutsche geistige Entwickelung entfernte sich von diesen Idealen der älteren Aufklärungsepoche, ohne daß der König die Wandlungen mitzumachen oder zu würdigen vermocht hätte: Weder die französischen Enzyklopädisten, deren mathematischer Zahlengeist ihm zuwider war, noch Montesquieu, dessen Lehre von der Gewaltenteilung sehr begreiflich den großen Vertreter der einheitlichen Staatsmacht nicht überzeugen konnte, noch gar Rousseau, dessen Schwächen der politische Organisator und geistige Aristokrat vollauf erkannte, ohne deshalb aber die ganze bleibende und gesunde Lehre dieses „Kolumbus des inneren Sinnes" zu erkennen, haben Gnade vor dem Könige gefunden. Und vollends blieb ihm teils unbekannt, teils unverständlich die köstliche Geistesblüte unserer klassischen Literaturepoche. Gewiß lag auch dem Könige die sittliche Autonomie der Menschen am Herzen, aber sie war doch praktisch zurückgetreten vor ihrer Einordnung in das große Machtgefüge des Staates. Nun verkündete ein Kant unbekümmert um solche taktischen Erwägungen seine Lehre von der sittlichen Autonomie als Selbst- und Endzweck des Menschen. Nun setzte Herder dem Ideal der einheitlichen Menschheitskultur und der Allgemeingiltigkeit der französischen Klassizität die Berechtigung nationaler Eigenarten gegenüber, nun trat an die Stelle des heroischen Kampfes gegen die Empfindungen und Leidenschaften das liebevolle Belauschen der menschlichen Gefühlswelt und das Goethesche Ideal, im vollen Auskosten von irdischem Leid und Lust den

Reichtum des Innenlebens zu vervollkommnen. Freilich zeigte dieser individualistische und kosmopolitanische deutsche Geist zunächst noch einen bedenklichen Mangel an politischem Denken, und führte zu jener Humboldtschen klassischen Entleerung des Staatsbegriffes, der dem Staat nur die geringfügige Aufgabe beließ, für den „Königlichen Menschen" die Polizeifunktionen des Schutzes von Leben und Eigentum zu leisten, und so eine Freiheit nicht nur im Staate, sondern fast auch vom Staate forderte. Die stürmische Abkehr von der ruhigen klassischen französischen Kunstform, der extreme Individualismus, der kosmopolitanische und unstaatliche Zug unserer Literatur werden den König abgestoßen haben. Und so brach jenes Jahrzehnt von 1795—1805 an, in dem sich der Höhepunkt unseres literarischen und der Tiefpunkt unseres politischen Lebens begegnen. Die große Masse unseres gebildeten Bürgertums hat den Niedergang des nationalen und politischen Lebens gleichgiltig mit angesehen, noch 1805 stehen die meisten Wortführer unserer Nation, etwa von Gentz und Johannes Müller abgesehen, auf der Seite Napoleons.[22]) Allmählich erst beginnt unter der Einwirkung der jungen Romantik der Umschwung, den E. M. Arndt 1802 in seiner Germania mit dem dunklen Ahnen des Zusammenhanges zwischen geistiger und politischer Blüte eröffnete,[23]) und der stärker seit der Wende von 1805 und 1806 einsetzte. Erst jetzt begannen sich Preußentum und der deutsche Geist der Epoche zu durchdringen.

So kennzeichnet ein zweifaches das geistige Leben Preußens seit 1786. Die einen leben in politischer Gleichgiltigkeit gegen Staat und öffentliches Leben; die anderen, wesentlich aus den Kreisen des Beamtentums, stürzen sich mit heißem Bemühen auf eine Reform des Staatslebens, seit mit dem Tode Friedrichs die feste Hand fehlte, die alle allzulauten politischen Reformwünsche der Untertanen niedergehalten hatte, seit unter den Nachfolgern die Mängel der Staatsorganisation

[22]) P. Bailleu: Vor 100 Jahren. (Deutsche Rundschau 1905.)

[23]) Meinecke: Zeitalter der deutschen Erhebung 26. Sell: Der Anteil der Religion an Preußens Wiedergeburt vor 100 Jahren, S. 12, findet, daß von „Deutschlands Wiedergeburt" zuerst in „Des Knaben Wunderhorn" (1806) die Rede ist (Tübingen 1907).

klarer hervortraten, und seitdem die Lehren Montesquieus und Rousseaus eine wachsende Anhängerschaft auch in Deutschland gewonnen hatten. Es beginnt eine Zeit sowohl der politischen Lethargie als der politischen Denkschriften, in denen das preußische Beamtentum den Liberalismus betätigte, zu dem es durch die aufgeklärte Regierungsweise des Königs und die Königsberger Lehren eines Kant und Kraus erzogen worden war.

Eben die Entdeckung dieser Reformanläufe in dem alten Preußen[24]) hat die ältere Vorstellung, die in diesen Zeiten lediglich die Schattenseiten sah, endgültig beseitigt. Wir erblicken in der Epoche vor 1807 jetzt eine Zeit nicht nur des Niedergangs, sondern zugleich der Vorbereitung. Das alte Preußen ist nicht ohne den Versuch, sich zu regenerieren, zusammengebrochen. In den Jahren vor 1807 sind die meisten Reformgedanken gedacht worden, die später das Heil brachten, und die vor 1807 in der Sphäre des Wollens verblieben. Die geistige Kontinuität der Epochen vor und nach 1807 ist damit in überraschender Weise erkannt worden.

Auf zivilem Gebiete erstrebte man zunächst eine Reform des Generaldirektoriums und glaubte weise zu handeln, indem man die Provinzialdepartements grundsätzlicher wieder einrichtete, die durch die fortgesetzte Ausscheidung von Realdepartements unter Friedrich arg durchlöchert waren, anstatt sich grundsätzlich zu dem zukunftreichen Grundsatz der Fachabteilungen zu bekehren. Immerhin war es ein Fortschritt, daß jetzt die Kumulierung von Provinzial- und Realdepartements in einem Minister endgültig fortfiel, daß auch, von Schlesien abgesehen, alle Landesteile dem Generaldirektorium unterstellt wurden, wenngleich störend blieben die Anstachelung des provinzialen Sondergeistes durch die Provinzialdepartements, die Überlastung der Minister mit Details, die Unselbständigkeit der Mittelbehörden, die Unmöglichkeit für die Minister, allen den heterogenen Spezialaufgaben in ihrer Provinz mit gleicher Sachkenntnis obzuliegen. Einen weiteren

[24]) O. Hintze: Preußische Reformbestrebungen vor 1806 in der Histor. Zeitschrift. Neue Folge 40. P. Wittichen: Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform (in Forschungen zur brandenb. und preuß. Geschichte 18, 1, 1905).

Gegenstand der Kritik und freilich völlig vergeblicher Reformanläufe bildete die Stellung des Kabinets, das schon durch den täglichen Umgang mit dem Monarchen in demselben Maße seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. an Bedeutung gewann, je mehr infolge geringerer persönlicher Überlegenheit des Königs die Scheidewand schwand, die der Genius Friedrichs zwischen sich und seiner Umgebung aufgerichtet hatte. Zwar hat sich ergeben,[25]) daß Stein geirrt hatte, wenn er die Mitglieder des Kabinets als sittlich verkommene Subjekte bezeichnete. Wir wissen sogar, daß seit dem Eintritt Menckens — des Großvaters Bismarcks — in das Kabinet hier der eigentliche Quellpunkt der Reformbestrebungen zu suchen ist.[26]) Aber bestehen bleibt die Ungereimtheit, daß in der Tat das Kabinet sich unter dem unbedeutenderen Nachfolger Friedrichs zu einem Zwischen- und Konkurrenzorgan gegenüber den Ministern als den berufenen fachmännischen Ratgebern der Krone entwickelt hatte. Endlich aber hat der König selbst zu weiteren Reformanläufen den Anstoß gegeben, indem er am 19. Februar 1798 eine Immediatfinanzkommission zur Prüfung des gesamten Finanzzustandes einsetzte. Freilich beweist schon die wunderliche Instruktion mit ihrem „krausen Durcheinander von praktischen Reformvorschlägen und theoretischen Fragen", von lächerlichen Kleinigkeiten und bedeutsamsten Problemen, mit welcher Hilflosigkeit man an das Reformwerk heranging, bis die Kommission am 21. März 1800 im wesentlichen ergebnislos aufgelöst wurde. Und doch war sie nicht fruchtlos gewesen. Man hatte Fragen wie Reform des Generaldirektoriums durch grundsätzliche Einführung von Realdepartements, Beseitigung der adeligen Steuerfreiheit, Befreiung der Bauern, die dann im wesentlichen noch vor 1807 auf den Domänen auch tatsächlich und musterhaft durchgeführt wurde und sogar bei einigen privaten adligen Grundherren Eingang fand, Beseitigung der Binnenzölle, Entlastung des zentralen Generaldirektoriums durch selbständigere Stellung der Provinzbehörden ꝛc., doch wenig-

---

[25]) H. Hüffer: Die Kabinetsregierung in Preußen und Joh. Wilh. Lombard. Leipzig 1891.

[26]) P. Wittichen: Friedrich Gentz und Preußen vor der Reform.

stens angeschnitten, und so allmählich jene Disposition der Geister zu einer Reform hervorgerufen, die Hintze mit Recht als die wertvolle Voraussetzung dafür angesehen hat, daß nach 1807 das Reformwerk so sicher und allseitig hat begonnen werden könnnen.

Länger bekannt[27]) waren uns schon die Reformbestrebungen auf militärischem Gebiet. Nach mannigfachen Maßnahmen, die auf eine Vermehrung der leichten tiraillierenden Truppen zielten und die individuelle Tapferkeit an die Stelle der alten Korpsbravour setzen sollten, auf Verbesserung der Offizierbildung, nationale Reinigung des Offizierkorps, in dem seit der Notzeit des Siebenjährigen Krieges viele Fremde dienten, Hebung des Artillerie- und Ingenieurkorps, der Stiefkinder des großen Soldatenkönigs, Invalidenfürsorge zc. hinarbeiteten, führte der drohende Konflikt mit Rußland, den die polnischen Teilungen 1793 und 1795 in Aussicht stellten, 1795 zu einer Immediat-Militärorganisationskommission, die allerdings erst rechte Bedeutung durch den Anstoß gab, der von dem Nachfolger ausging.

Friedrich Wilhelm III. teilte das übliche stolze Vertrauen auf das friderizianische Heer nicht. Ihm erschien sein Heer als ein kranker Körper, und aus diesem Pessimismus entsprang seine Geneigtheit zu militärischen Reformen. Wiederholt hat er eigenhändig Denkschriften aufgesetzt: 1798 an Rückverlegung der alten Kernregimenter in die alten Provinzen, Schulen für die Junker und jungen Offiziere, erhöhte Naturalienverpflegung, Begründung eines besonderen Grenadierkorps, Beschränkung der ausländischen Rekrutenwerbung, 1801, in der dumpfen Erwartung eines Krieges mit Napoleon, sogar an milizartige Aufbietung des Volkes, freilich nur in ganz bestimmten und als besonders zuverlässig erprobten Gebieten gedacht, 1805 den vernünftigen Plan gehabt, die Mängel der ergebnislosen preußischen Mobilmachung zu untersuchen und abzustellen. Vor allem aber hat er in die Immediatmilitärorganisationskommission von 1795 neues Leben gebracht, indem er

[27]) C. Freiherr von der Goltz: Von Roßbach — Jena und Auerstädt. 2. Auflage, Berlin 1906. Vgl. auch das für den König interessante Publikandum von Ortelsburg vom 1. Dezember 1806 in „1806, das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse". Berlin 1906, 7 ff.

gleich 1798 neue Gutachten einforderte, die uns ein höchst bedeutsames Bild der Reformstimmung in den höheren militärischen Kreisen gaben. Da wird erwogen, Bürgerliche auch in die Reihen der Infanterie- und Kavallerieoffiziere grundsätzlich zuzulassen, die alte Kompagniewirtschaft zu beseitigen, das alle Zukunftfreudigkeit lähmende Anciennitätprinzip für Beförderungen vom Stabskapitän an fallen zu lassen, die Disziplin der Truppe nicht sowohl, wie bislang, wesentlich auf die Furcht vor entehrender Strafe, als die moralischen Faktoren der Anhänglichkeit an Staat und Fahne zu begründen, die Rekrutierung im Sinne größerer nationaler Einheitlichkeit der Truppen möglichst nur auf das Inland zu basieren. Das Interessanteste vielleicht sind die Pläne, die 1803 im Auftrage des Generales Rüchel der Major Knesebeck ausarbeitete, und die in der Anempfehlung von Vaterlandsreserve und Provinziallegionen als Ergänzung des stehenden Heeres die Vorläufer der späteren Landwehr- und Landsturmpläne Scharnhorsts geworden sind. Scharnhorst selbst hat noch im April 1806 vergeblich die Beseitigung der unfähigen Kommandierenden, der Künsteleien im Kriegswesen, die Hebung der moralischen Tugenden im Heere gefordert. Selbst die allgemeine Dienstpflicht hat bereits vor 1807 eifrige Fürsprecher gefunden.

Trotz allen guten Willens aber und trotz aller ehrlicher Kleinarbeit, die in dem altpreußischen Heere vor 1807 geleistet wurde, sank die Armee unter das Niveau der friderizianischen Glanzzeit.[28]) Es fehlte doch eben vor allem der unersetzliche König-Connétable, der unvergleichliche Feldherr, auf den seine Truppen schwuren. Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. sind keine Feldherrn gewesen; sie sind, in jähem Kontraste zu ihrem großen Vorgänger, 1792 und 1806 im Feldlager anwesend und führen das Kommando nicht. Welch unfreiwillige Selbstcharakteristik gibt Friedrich Wilhelm III. in seinem jüngst aufgefundenen eigenen Berichte[29]) über die Schlacht bei Auerstädt, wenn er kühl konstatiert, daß nach der tötlichen Verwundung des Kommandierenden, des Herzogs von Braun-

---

[28]) Diese war allerdings 1786 bereits überschritten.

[29]) P. Bailleu: Die Schlacht bei Auerstädt. (Deutsche Rundschau 1899.)

schweig, alle Leitung aufgehört habe, da alle, doch also auch er selber, den Kopf verloren hätten. Welch unfriderizianisches Bild bietet die oberste Heeresleitung unmittelbar vor der Schlacht, wo einheitlicher Wille so dringend nötig gewesen wäre, und Kriegsräte über Kriegsräte Berufener und Unberufener stattfinden. Eins der großen friderizianischen Kraftgeheimnisse war die einzigartige Vereinigung politischer und militärischer Oberleitung gewesen, die jetzt fortfiel. Und so gewiß frische Politik militärische Freudigkeit erzeugt, so gewiß hat die zaghafte schwankende Politik Friedrich Wilhelms III. den militärischen Schwung gedämpft. Dazu dann die entsetzliche Verödung der Strategie durch das Eindringen philosophischer Künsteleien, des Glaubens, durch Manöverkunststücke dem großen Schlachtenschlager beikommen zu können, die traurige Verunstaltung der friderizianischen Manöver und Revuen zu zwecklosen Paradekunststücken, bei denen mit einer Hilflosigkeit ohne Gleichen jede Truppenbewegung vorher beredet wurde; die aus falscher Humanität und Sparsamkeit entsprungene Überalterung des Offizierkorps, das man in seinen höheren Vertretern nicht mit Unrecht eine Mumiensammlung genannt hat. So war der friderizianische Geist in der Tat aus dem preußischen Heere geschwunden, der militärische Elan gewichen. Die Maschine, sagt Clausewitz, klapperte nur noch. Napoleon, der die nationale Volkskraft in seiner Hand erst eigentlich geformt hatte, traf ein Heer, das diese nationalen Fortschritte nicht nur nicht mitgemacht hatte, sondern erheblich unter den Stand des friderizianischen Heeres zurückgesunken war.

Warum aber ist nun so viel ehrlicher Reformeifer auf zivilem wie militärischem Gebiete so fast ergebnislos geblieben im Gegensatze zu der Epoche nach 1807? Eine große Erschwerung für die nationalere Ausgestaltung des preußischen Heeres bildete zunächst der große polnische Besitz,[30]) den Preußen zu seinem Glücke 1807 verlor, dessen Bevölkerung aber bis dahin Zweifünftel der Gesamtheit ausmachte. Ein zweites schweres Hindernis war die Finanzfrage. Friedrichs Söldnerheer, aus gedrillten Troupiers bestehend, konnte sich eben aus diesem Grunde für den größten Teil des Jahres

---

[30]) H. Delbrück: Historisch-politische Aufsätze (1887) 325.

bis auf einige Wach- und Pferdekommandos auflösen, und war bei seiner Größe nur durch dieses ausgedehnte Beurlaubungssystem finanziell zu ertragen. Ein Heer auf der Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht muß für die kurze Zeit des Dienstes des Einzelnen alle Mannschaft beisammen halten, da es eben die militärische Schulung der eingewohnten Troupiers nicht besitzt. Die finanziellen Mehrkosten aber ohne ständische Befragung auszuschreiben, entsprach dem Sinn Friedrich Wilhelms III. ebensowenig, als überhaupt in die Lage versetzt zu werden, Stände zu berufen.[31]) Dazu hatte man in einer Zeit, die mehr Sinn für Entmilitarisierung als noch größere Aufwendungen zu militärischen Zwecken besaß, wie ja in der militärischen Reorganisationskommission 1798 — zum erstenmale seit vielen Jahrzehnten — von preußischen Generalen der höchst unpreußische Gedanke geäußert werden konnte, die Geldmittel für die angestrebte Solderhöhung schlimmstenfalls durch eine Reduktion der Armee um 20,000 Mann zu beschaffen. Ein drittes großes Hindernis lag in dem festen systematischen Aufriß des friderizianischen Staats- und Heerwesens begründet. Sein System der politischen Arbeitsteilung der drei Stände war ein so einheitlicher Bau, daß es nicht anging, einzelne Steine auszubrechen.[32]) Die allgemeine Dienstpflicht aller Stände brachte eine ständische Nivellierung mit sich, die auf die Dauer mit bäuerlicher Grundhörigkeit nicht verträglich war. Die Grundsätzlichkeit der friderizianischen Heeresorganisation erlaubte nicht, sich mit Stückwerk zu behelfen, sondern verlangte grundsätzliche Änderungen, wenn man an ihr rütteln wollte.

Gerade aber an der grundsätzlichen Ausdehnung, die eine konsequent durchgeführte Reform mit sich gebracht haben würde, hat sich die Reform verblutet. Denn schließlich fehlte es doch an dem klaren Bewußtsein der Allgemeinheit und der Tiefe der Mängel, an deren Reform man arbeitete. Dadurch unterscheiden sich die Reformentwürfe vor 1807 ganz wesentlich von den Reformen nach 1807, so viel Ähnlichkeit sie auch im einzelnen haben: was vor 1807 geplant wird, ist doch

---

[31]) v. d. Goltz 522 ff.

[32]) Max Lehmann, Scharnhorst II, 82 ff.

wohl zumeist und im wesentlichen je als selbständige Maßregel und Selbstzweck gedacht gewesen. Die Eigenart des Reformwerks nach 1807 hat man[33]) mit Recht darin erblickt, daß alle Einzelmaßnahmen in bewußter Zweckbeziehung zu der großen Zentralidee stehen, das Volk in Waffen in Erscheinung treten zu lassen. Den Übergang zu diesem zielbewußten Reformwerk aber hat die drastische Lehre von 1806/07, die Größe der unerwarteten Niederlage, die Ungeheuerlichkeit der zwingenden Not gebracht. Die Größe der Not erforderte große und ungewöhnliche Mittel. Jetzt erst war die Bahn frei, den alten Einwand, die Berufung auf eine ganz unfriderizianische[34]) Pietät dem großen Toten gegenüber, über Bord zu werfen, die wir als letzte Erscheinung der Reformen berühren. Noch 1803 wies das friderizianische Selbstbewußtsein eine so eingreifende Bindung, wie sie Knesebecks Milizplan im Schilde führte, eisig zurück, da es der Kommission „ganz unbegreiflich erscheine, wie jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuten kann". Das bestätigt nur von neuem die alte Erfahrung, daß große Reformen selten Kraft gewinnen „ohne das Leiden und ohne den Kampf".[35])

Wohl ließe sich ja nun der Fall denken, daß ein rücksichtslos durchgreifender königlicher Wille auch vor der Katastrophe alle diese Schwierigkeiten überwunden hätte. Und gewisse Voraussetzungen dafür waren in Friedrich Wilhelm III. vorhanden, insofern er den üblichen Optimismus bezüglich Preußens nicht teilte und eine lebendige Vorstellung von der überlegenen Persönlichkeit und Bedeutung Napoleons besaß. Aber es fehlte das Wichtigste, aus diesen Empfindungen heraus der Gefahr klaren Auges entgegenzugehen und für die Abrechnung Kraft und Willen aufs äußerste zusammenzunehmen. Den König führte seine Erkenntnis schließlich nur

---

[33]) Meinecke, Hermann von Boyen I., 172 f.

[34]) Friedrich hat in seinem politischen Testamente 1752 ausdrücklich davor gewarnt, seine Einrichtungen als sakrosankt zu betrachten, wenngleich er sie zur Zeit für vorzüglich hielt.

[35]) Delbrücks historische und politische Aufsätze, 119.

zu jener ängstlichen und würdelosen Neutralitäts- und Friedenspolitik, die er endlich 1806 in dem unglücklichsten Augenblicke, der sich denken läßt, verließ. Wenige Monate vorher, gegen Ende 1805, hätte das Eingreifen Preußens von entscheidendem Einfluß sein können; wenige Wochen später hätten dem Könige bereits russische Hilfstruppen zur Seite gestanden. Als er wirklich losschlug, stand er isoliert und einsam seinem Gegner gegenüber, der im frischen Strahlenglanze von Austerlitz damals auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn stand, durch seinen glänzenden Sieg von 1805 die leisen Stimmen des Unmutes in Frankreich zum Schweigen gebracht hatte, der österreichischen und russischen Gegnerschaft für den Augenblick ledig war und als der glanzvolle Träger der Ideen der Revolution, als ihr Vollender und Organisator Preußen gegenübertrat. Und so unterlag Preußen: halb das friderizianische, ständisch geschichtete Altpreußen, das die neue nationale Kraftquelle, aus der Napoleon schöpfte, entbehrte, halb aber doch der Staat und das Königtum Friedrich Wilhelms III., der weder fähig gewesen war, das Alte fest zusammenzuhalten, noch das Neue führend zu gestalten. Der Absolutismus Friedrichs bestand nur noch dem Namen nach fort. Indem bei dem Duell zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm III. der Preuße unterlag, ist mit ihm zugleich die alte Form des dynastisch-absoluten Königtums erschüttert worden.

II.

Die Wiedergeburt Preußens.

Ein Jahr unvergänglicher Reformen, allseitigen Fortschrittes, reicher Erfolge und weiterer Anregungen für die Zukunft beginnt nach dem Tilsiter Frieden, mit der Rückberufung Steins an die Spitze des preußischen Staatswesens. Aber das großartige Tempo des Anfangs verlangsamte schnell, und das allseitig in Angriff genommene Reformwerk blieb ein Torso. Die Persönlichkeit des Königs, die Gegensätze zwischen den führenden Staatsmännern, gewisse Eigenheiten des Reformprogramms erklären diese Entwicklung.

Gehen wir von der Feststellung aus, daß das Königtum den alten Nimbus und die alte Rolle aus der Zeit Friedrichs des Großen verloren hatte, als es in die Reformzeit Preußens eintrat. Die Forderungen,[36]) die in gänzlich unfriderizianischer Weise von Untertanen an den König gerichtet wurden, Art und Sprache, mit der man versucht, den König zur Auflösung seines Kabinets zu zwingen, der Konflikt[37]) vor allem, der zu Steins erster Entlassung führte, zeigen die gänzlich veränderte Stellung des Königtums aufs klarste. Der König fordert auf Grund einer Behördeneinrichtung, die gegen Steins Ansicht ein Stück des alten Kabinets zu wahren suchte, Gutachten von Stein, die dieser trotz wiederholten Befehles nicht erstattete, bis den preußischen König der Zorn übermannt und er jenen Brief vom 3. Januar 1807 an Stein schreibt, der zu Steins Entlassungsgesuch führt und Stein einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener nennt, der auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und persönlichem Haß handelt". Das alte Königtum, das die Minister schlechthin als ausführende willenlose Organe behandelt, mit denen man nach König Friedrichs Ausdruck ebenso selten wie mit Hunden und Flöhen wechselt, trifft hier mit dem modernen Staatsminister zusammen, der bestimmte sachliche Überzeugungen auch im Amte vertritt. Der Brief des Königs ist ganz aus dem Geist des alten Königtums geschrieben. Wie umgekehrt dagegen mutet das Nachspiel an, daß dieser selbe König diesen selben so abgeschilderten Minister nach dem Frieden von Tilsit als den einzigen Retter in der Not zurückruft. Daß der König sich soweit zu überwinden wußte, wird ihn — trotz der politischen Notlage, in der er handelte — menschlich hoch ehren. Daß er aber unbewußt ein so beredtes Zeugnis seiner eigenen Hilflosigkeit ablegen mußte, ist sachlich nichts anderes als die Bankerotterklärung des friderizianischen absoluten Königtums.

---

[36]) Max Lehmann: Scharnhorst I, 396 ff. Pertz: Stein I, 330 ff. und passim.

[37]) Max Lehmann: Stein I, 454.

Welche Bedeutung dem Könige in der folgenden Reformepoche zuzuschreiben ist, bildet bis heute den Gegenstand gelehrter Kontroversen. Dem Wortführer[38]) derer, die da glauben, daß in der Reformzeit das Königtum in den Schatten vor dem Kreise der leitenden Reformer, Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen rc. getreten und auf den Weg der Größe halb wider Willen gezogen worden sei, ist jüngst eindrucksvoll im Sinne der älteren königsfreundlicheren Treitschkeschen Ansicht Thimme[39]) entgegengetreten, der geneigt ist, als den geistigen Mittelpunkt der Reformen den König anzuerkennen, der mit vollem Herzen bei dem Reformwerk ist, und gegenüber den stürmischen, oft widerspruchvollen Ratschlägen seiner zu vorzeitigem Bruche mit Napoleon drängenden Umgebung überlegene Ruhe bewahrt, bis das Zögern des Königs seine Früchte trägt und er 1813 unter glücklicheren Auspizien den Kampf wagen kann.

Thimme ist zu seiner Auffassung vor allem durch einen höchst wertvollen Quellenfund angeregt worden, der uns zeigt, daß Friedrich Wilhelm III. im August 1812 seinen Flügeladjutanten v. Wrangel auf dessen Drängen und nach einigem Sichwinden an den Kommandeur des preußischen Hilfskorps nach Rußland mit der Instruktion entsandte: „Sollten die Franzosen wirklich über die Grenze zurückgedrängt werden und die Russen folgen, so soll (General) Grawert suchen, sich von den Franzosen zu trennen und sich auf Graudenz zurückziehen und weder Russen noch Franzosen in die Festung hineinlassen, sondern dort meine weiteren Befehle abwarten".

Thimme erblickt daraufhin in dem König denjenigen, der die künftige Konvention von Tauroggen zuerst in das Auge gefaßt und also seinen Verdienstanteil an Yorks Tat zu beanspruchen hat. Aber so wertvoll auch Thimmes Fund ist, die Nutzanwendung für Tauroggen vermag ich nicht mitzumachen. Denn weder York noch der König haben ihren Entschließungen später diese Instruktion zu Grunde gelegt.

---

[38]) Max Lehmann vornehmlich im Scharnhorst und im Stein.

[39]) Thimme: König Friedrich Wilhelm III., sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und der Reform von 1807—1812. (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 18, 17. 1900.)

York nicht, denn er ließ ja gerade für sein Verhalten bei und vor Tauroggen durch seinen Adjutanten v. Seydlitz beim Könige um Weisungen nachsuchen; der König nicht, weil er weder York noch Seydlitz auf die einst gegebene Instruktion verwies, sondern im Gegensatze zu ihr eine ausweichende Antwort auf die präzise Frage Yorks, was er tun und ob er abschließen solle, gab. Der König selbst ist denn auch weit entfernt gewesen, sich einen Anteil an der Tat von Tauroggen zuzuschreiben, und hat vielmehr eigenhändig York Ehre und Ruhm zugewiesen[40]: „Diese Konvention bietet ein bedeutsames Beispiel, wie ein treuer Diener, durch die Umstände zu einem selbständigen Entschluß gedrängt, seinem Könige Vorteile sichern und Nachteile abwenden konnte."

Friedrich Wilhelm III. selbst hat uns wertvolle Anhaltspunkte gegeben, um einen Einblick in sein Wesen und Charakter zur Zeit seiner Thronbesteigung zu gewinnen. Nach dem Tode seines Vaters begrüßte er seine Minister mit den Worten, sie hätten in dem Verstorbenen ihren besten Freund verloren; ob sie ihn statt seiner als solchen annehmen wollten? In gleicher Situation hatte einst Friedrich Wilhelm I. so gesprochen:[41] „Meine Herren, Sie haben alle meinem verstorbenen Vater treu gedient. Wenn Sie fortfahren, werde ich Ihnen nicht nur ein guter Herr, sondern Bruder und Kamerad sein. Aber an etwas muß ich Sie erinnern; die Gewohnheit der Kabalen muß abgestellt werden, sonst soll Er weggejagt werden, daß er erstaunen soll." Beide Anreden sind überaus charakteristisch für ihre Verfasser: bei Friedrich Wilhelm I. die köstliche Mischung familiärer Kameradschaftlichkeit und drakonischen Herrentums; bei Friedrich Wilhelm III. keine Spur des gestrengen Selbstherrschers, nur das weiche Herz seines biederen und freundlichen Wesens. Einen anderen Vergleich drängen förmlich Friedrich Wilhelms „Gedanken über die Regierungskunst, zu Papier gebracht im Jahre

---

[40]) Vergl. Pertz, Leben Steins III, 308.

[41]) Flemmings Bericht vom 28. Februar 1713 in Acta Borussica, Behördenorganisation I., 317.

1796—97" auf, die wir dem Finderglück Max Lehmanns[42]) verdanken: eine Programmschrift, die der Kronprinz kurz vor seinem Regierungsantritt (1797) niederschrieb, wie einst in gleicher Lage und fast im gleichen Lebensalter[43]) Kronprinz Friedrich im März 1739 seinen „Antimacchiavell" begonnen hatte. Gewiß finden sich auch Ähnlichkeiten zwischen beiden Verfassern: Beide fühlen sich als die verpflichteten ersten Diener des Staates, und beide stimmen darin überein, daß ihre hohe Stellung ihnen als nobile officium eine ganz exemplarische Übung von Tugend und Moral auferlegen. Aber unendlich größer sind doch die Gegensätze. Friedrich schwelgt förmlich in idealistischer aber leidenschaftlicher und selbst Eroberungskriege, wenn sie aus Staatsnotwendigkeiten entstehen, verteidigender Betrachtung der hohen Politik. Friedrich Wilhelm's III. Geist ist ausgesprochen unpolitisch, er preist als das größte Glück des Landes einen fortdauernden Frieden und warnt vor Bündnissen und den Lockungen „eines eingegebildeten chimärischen Ruhmes". Friedrich vermaß sich in großartigem Schwunge, der erste Wächter der Justiz, der Oberbefehlshaber der Streitmacht, der Leiter der Finanzverwaltung, die Seele seines Staates zu sein, wie Atlas die Welt trug. Friedrich Wilhelm III. lehnte es in nüchterner Selbsterkenntnis ab, gleich seinem großen Ohm „alles selbst übersehen" zu wollen, da ihm „die Natur seine Größe versagt hat". Friedrich fühlte den gottbegnadeten Kriegsfürsten in sich, der durch seine Persönlichkeit die Truppen hinreißt, so daß der Sieg von seiner Kriegskunst unzertrennlich ist, „daß sein Scharfblick das Glück gefesselt hielt". Friedrich Wilhelm III. erwähnt das Militär nur kurz unter dem Gesichtspunkte anzuempfehlender möglichster Sparsamkeit. Friedrich kündigt den idealistischen Philosophen auf dem Throne an, indem er von dem Herrscher tatkräftige Pflege aller Wissenschaften, der Geometrie, Philosophie, Beredsamkeit, Poesie und der Gesamtheit der schönen Künste verlangt. Friedrich Wilhelm III. schätzt die Wissen-

---

[42]) Max Lehmann: Ein Regierungsprogramm Friedrich Wilhelms III. Historische Zeitschrift Bd. 61, 442ff. Vgl. dazu Koser: Friedrich der Große als Kronprinz. 2. Auflage.

[43]) Friedrich geb. 12. Januar 1712; Friedrich Wilhelm III. geb. 3. August 1770.

schaften nicht wegen ihres Lichts, sondern nur falls sie greifbar nützlich sind, und verurteilt „solche abstrakte Wissenschaften, die nur einzig und allein in das gelehrte Fach einsetzen und zur Aufklärung der gelehrten Welt beitragen“, als „zur Wohlfahrt des Staates ohnmöglich von wahrem Nutzen“. Friedrichs Geist schwingt sich im Antimacchiavell zu den höchsten Problemen der Politik und Moral empor, Friedrich Wilhelms Gemüt haftet am Irdischen und ergeht sich in Deklamationen gegen die Gefahren des höfischen Luxus, der Erbärmlichkeiten der Höflinge, der Verschwendung für Musici und Operisten. Friedfertig und tugendhaft, bieder und bescheiden und vom redlichsten Willen beseelt, aber dem Kleinen zugewandt und am Kleinen haftend, schwunglos, nüchtern und jeder Poesie bar: so etwa zeichnet sich Friedrich Wilhelms Charakter aus seinen Regierungsbetrachtungen ab.

Der König ist kein anderer als der Kronprinz gewesen. Und soviel wenigstens hat die Forschung [44]) festgestellt, daß der König bis 1806/07 eine ganz ausgesprochen eigene Politik getrieben hat und die schweren Vorwürfe, die man gegen den lähmenden Einfluß des Kabinets in jener Zeit gerichtet hat, teils irrig, teils richtiger an die Adresse des Königs selbst zu richten sind. Graf Haugwitz hat wiederholt, 1799, vor allem aber in der Entscheidungsstunde 1803, als Napoleon durch die Besetzung Hannovers den Anspruch Preußens, eine norddeutsche Schutzmacht zu sein, verhöhnte, vergeblich dem Könige zu festen, auch kriegerischen Entschlüssen geraten. Wesentlich friedsüchtiger sind Lombard und Lucchesini gewesen, aber sie haben sich nicht auf krummen Wegen in das Kabinet des Königs eingeschlichen, sondern verdanken ihren Einfluß der Seelenverwandtschaft mit dem flügellahmen Könige, der in diesen zaghaften Männern förmlich sein Gewissen wiederfand, und an ihrem Kleinmute in seiner „einsiedlerischen Gewissenhaftigkeit“ [45]) stetes Verständnis fand. So gestaltet sich der Kampf um das Kabinet zu einem Kampfe um die Seele des Königs, der die eigentlichen Entscheidungen bis 1806 höchst

[44]) H. Ulmann: Russisch-preußische Politik unter Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., Leipzig 1899. — P. Bailleu: Preußen und Frankreich a. a. O.

[45]) Charakteristik Talleyrands.

persönlich gab, und deshalb vor der Geschichte auch die Verantwortung für den Gang der Politik zu tragen hat. Als Motto aber für den König darf die Charakteristik des englischen Gesandten Jackson dienen: „Das Fehlen von Unruhe und Sorgen ist die hauptsächlichste Glückseligkeit des Königs". In friedlichen Zeiten, in dem königlichen Kleindienst, kamen seine Tugenden zur Geltung, seine Gewissenhaftigkeit, sein Wohlwollen, auch sein gesunder Menschenverstand. In den großen kriegerischen Krisen dagegen versagte er mit seiner Entschlußscheu, Energielosigkeit und Schwerfälligkeit, seinem Pessimismus und der eigentümlichen Gabe, überall leicht die Fehler und Mängel zu entdecken. Woran es ihm eben gebrach, war, wie Gneisenau einmal sagt, die Poesie. Schwung und Heroismus zu aktivem Handeln hat er nicht gezeigt, der „Ton der Trompete", um mit Bismarck zu sprechen, hat ihn nicht gereizt, die Gefahr nicht die Bedeutung der „sieglockenden Glocke" für ihn besessen. Und so ist er doch wohl auch inmitten der „Festtagstimmung" der Reformepoche und der Freiheitkämpfe der nüchterne Mann geblieben, gern zum Pessimismus sich neigend, getreu seiner „unglücklichen Anlage zur Schwäche", wie Stein sagt, und im tiefsten Grunde seiner Seele der Zentralidee der Reformer, das ganze Volk zu politisch-militärischer Wirksamkeit heranzurufen, geteilten Herzens gegenüber[46]), so weit er in Einzelheiten auch mit ihnen ging, und so gewiß er auch in einer Reihe von Details mit seiner Sachkenntnis die Initiative gegeben hat. Wie hätte ein König, der wirklich im Sinne Steins das felsenfeste Zutrauen zu den schlummernden Kräften seines Volkes besessen hätte, nach den erhebenden Zeiten der Freiheitkriege so schnell die liberalen Bahnen verlassen können, und wie hätte, wenn der König in der Tat der geistige Mittelpunkt des Reformwerkes gewesen wäre, mit Steins Ausscheiden 1808 ein so augenfälliger Stillstand in den Reformen eintreten können.

Sicherlich hat auch das Zögern des Königs, den Kampf gegen Napoleon zu beginnen, seine guten Folgen gehabt.[47]) Man glaubt jetzt allgemein, daß Preußen bei einem Losbruch

---

[46]) Meinecke: Hermann von Boyen I, 161 ff.
[47]) Thimme a. a. O.

in der Zeit zwischen 1808 und 1813 schwerlich auf Sieg hätte rechnen können, wie ja auch die Dränger zum Kriege den unglücklichen Fall sehr ernst als möglich ins Auge faßten. Aber sie wollten lieber mit Ehren unterliegen, als ein Leben in Schande länger fortsetzen. Anderseits aber wird es doch auch zu bezweifeln sein, ob jenes Zögern des Königs lediglich der bewußten Überlegung entsprang, den unabwendbaren Kampf nur zu günstiger Zeit zu führen. Gilt nicht auch von ihm, was Lefèbre von Österreich sagt: „Es liegt einmal in den Gewohnheiten dieses Hofes, zu temporisieren, selbst im Unglücke; was andere von der Energie erwarten, erhofft er von der Zeit; die Zeit ist die treue Bundesgenossin seiner Politik?" 1809 hätte der König sich sogar bis an die Oder zurückdrängen lassen, und 1813 hat er nur zögernd dem stürmischen Drängen Steins, Alexanders rc. nachgegeben. Die schließliche Politik war eben doch das Ergebnis einer Verbindung der Vorsicht des Königs mit dem stürmischen Willen der Reformer.

Immerhin anerkennt die neuere Forschung in steigendem Maße Gründe, die für das Verhalten des Königs als erheblich mildernde Umstände ins Gewicht fallen.

Zunächst soll man nicht allein daran denken, welche Unterlassungen und Fehler etwa der preußische König begangen hat, sondern berücksichtigen, daß für den Gesamtverlauf auch die anderen großen Mächte gleichermaßen verantwortlich zu machen sind.[48]) Wie merkwürdig hatte sich Alexander 1805 und in den folgenden Jahren verhalten. Im September 1805 war er drauf und dran gewesen, ungeachtet der 1802 in Memel geschlossenen Freundschaft mit dem Könige, Preußen durch militärische Überumpelung einfach zur Kampfgemeinschaft gegen Napoleon zu zwingen. Jämmerlich hatte er dann nach Austerlitz die Flinte ins Korn geworfen, 1807 in Tilsit kläglich schnell den preußischen Bundesgenossen sitzen lassen und 1809 direkt abgewinkt, als Friedrich Wilhelm III. ihn in der Frage, ob er mit Napoleon brechen sollte, angegangen hatte. Wie wenig vertrauenerweckend ferner war Österreichs Politik[49])

[48]) H. Ulmann: Preußisch-russische Politik.

[49]) Luckwaldt: Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges 1813. Berlin 1898.

gewesen. 1811 hatte man in Wien die Anfrage des Königs, ob Österreich rate, auf die Seite Frankreichs oder Rußlands bei dem bevorstehenden Kriege zu treten, zum Anschluß an Frankreich geraten, doch wohl nicht ganz ohne den Hintergedanken, daß bei einem für Rußland ungünstigen Ausgange Preußen dann jenes „kleinen Fehlers" schuldig sei, den Napoleon hatte abwarten wollen, um Schlesien von Preußen zu trennen. Noch in den ersten Monaten 1813 scheinen ähnliche Gedanken Metternich keineswegs ganz fern gelegen zu haben.

Und wie spät endlich ist Englands Politik in das richtige Fahrwasser eingelenkt. Jahrelang haben Napoleon und England geradezu aneinander vorbei gekämpft, da Napoleon sicherlich nur auf dem europäischem Festlande endgiltig zu besiegen war. Das englische Landungsprojekt auf Walcheren 1810 nahm einen geradezu kläglichen Verlauf, bis dann 1813 auch für England die richtige Erkenntnis durchbrach.

Begreiflicherweise ist auch der Ausgangspunkt des politischen Empfindens bei den Reformern und dem Könige ein verschiedener gewesen. Die Reformer leben in den Traditionen des Staates, dem sie dienen, in dem Könige kommt das persönlich-dynastische Gefühl stark zum Ausdruck. Die Reformer wollen den Staat lieber untergehen als reduziert weiter bestehen lassen; der Dynast möchte den Verlust seines angestammten Landes selbst unter weitgehenden Landopfern vermeiden. Wie ungemein stark das dynastisch-legitimistische Fürstenempfinden in dem Könige war, ergibt sich mit größter Deutlichkeit aus der jüngst wieder aufgefundenen Korrespondenz Friedrich Wilhelms III. mit der Königin Luise [50]) vor den Tagen von Tilsit. Es hat den König förmlich geekelt, mit dem kotgeborenen Sohn der Revolution, dem „monstre vomi par l'enfer", zusammenzukommen, und die Empörung über die formellen Rücksichtlosigkeiten, denen er seitens Napoleons ausgesetzt war, nimmt sich fast stärker aus, als die Trauer um die sachlichen Verluste. Und vollends aus dynastischem Empfinden heraus entsprang der unglückliche Ge-

---

[50]) P. Bailleu: Die Verhandlungen in Tilsit 1807 (in der Deutschen Rundschau 1902).

danke, durch persönlichen Bittgang der Königin Napoleon zu sachlichen Milderungen zu bewegen.

Mit diesem dynastischem Empfinden aufs engste verknüpft, ist bei dem Könige das Vorherrschen des preußischen Interesses. Und wiederum öffnet sich hier eine Kluft zwischen dem preußischen Könige und den Reformern,[51]) die, mit Ausnahme Boyens, nicht geborene Preußen waren. Sie alle sind von deutschen Idealen erfüllt und stehen dem spezifischen Preußentum „eine Nuance kühler" als ein Boyen oder später Bismarck gegenüber. Das gilt vor allen, von dem größten unter ihnen, dem Reichsfreiherrn vom Stein. Der Mann paßte wenig in die Schablone eines in Gehorsam und Königstreue aufgehenden preußischen Staatsbeamten hinein.[52]) Er entwickelte auch im Staatsdienst nicht sein „genialisches Wesen" den „imperatorischen königlichen Mann", den „kühnen und geschwinden Atem seiner Natur",[53]) den Menschen des Sturmwindes, der reinfegen und niederstürzen sollte und dessen fast revolutionäre Entschlossenheit so gar nicht zu der nüchternen Bedächtigkeit des Königs stimmte.[54]) Als dem deutschen Staate hatte er sich dem friderizianischen Preußen verschrieben, war aber niemals so weit Preuße geworden, daß er bedingungslos zu diesem Staate auch dann hielt, wenn Preußen, wie es in seinen Augen 1808—1812 geschah, seinem deutschen Berufe untreu wurde. In solchen Momenten der Enttäuschung konnte er wohl in höchstem Pessimismus von den „sandigen Steppen, diesen pfiffigen, herzlosen, hölzernen, halbgebildeten Menschen — die doch eigentlich nur zu Korporals und Kalkulatoren — gemacht sind",[55]) sprechen, es als ein „Unglück für den preußischen Staat" bezeichnen, daß die Hauptstadt in der Kurmark mit ihren dürren Ebenen liege, dem Hannoveranischen Staatsmanne von Münster gegenüber 1812 geradezu dagegen protestieren,[56]) in ihm „den Preußen"

[51]) Meinecke: Boyen, Bd. I, 248 u. sonst; Max Lehmann, Scharnhorst II, 538.

[52]) E. M. Arndt: Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein.

[53]) Goethes schöne Charakteristik bei Pertz IV, 484.

[54]) Meinecke I, 292.

[55]) Pertz II, 585, 587.

[56]) Pertz III, 226.

zu vermuten. „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig. . . . Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde . . . . Mein Glaubensbekenntnis . . . . ist Freiheit; ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang. — Setzen Sie an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen Sie es auf . . . und machen Sie Österreich zum Herrn von Deutschland, ich wünsche es; es ist gut, wenn es ausführbar ist" und ähnlich 1809: „Preußen wird unbedauert . . . untergehen und man wird es für ein Glück halten, daß eine Macht . . ., die keine Pflicht weder gegen sich selbst noch gegen den europäischen Staatenbund erfüllt hat, zu sein aufhöre".[57]) So stand ihm Preußen zurück, wenn es Deutschland galt, wie er ja auch in seinen Bestrebungen, einen festen deutschen Reichsbau herzustellen, dem preußischen Staate das Opfer der Souveränität, die Gleichstellung mit Bayern, Württemberg, Hannover und die Unterordnung unter das österreichische Kaisertum zugemutet hat, während Friedrich Wilhelm, wie sich versteht, tiefer in dem Banne der stolzen preußischen Traditionen des 17. und 18. Jahrhunderts und der mühsam errungenen souveränen Machtstellung lebte.

Bleibt nach alledem ein gewisser Abstand zwischen dem Empfinden des Königs und der Reformer sehr wohl ver- verständlich, so wäre für den schnellen Fortgang des Reformwerkes eine einheitliche Leitung für längere Zeit um so notwendiger gewesen, wie sie anfangs von dem Freiherrn vom Stein als dem geistigen Mittelpunkt des Reformkreises ausging. Stein[58]) ging von dem Grundgedanken aus, daß in dem alten Preußen für den toten Mechanismus des Staates überreichlich gesorgt gewesen sei, so daß es nun hohe Zeit wäre, an die Stelle der einseitigen Machtpflege die ethische Veredelung des Volkes in den Vordergrund zu stellen. Steins ganzes Wesen atmet einen Widerspruch gegen den friderizianischen

---

[57]) Lehmann: Scharnhorst.

[58]) Max Lehmann: Freiherr vom Stein. 3 Bände. 1902—1904; dazu aber O. Hintze: Stein und der preußische Staat. Historische Zeitschrift, Band 94.

Macht- und Militärstaat, dem er das Ideal des westdeutschen Kultur- und des altdeutschen, rosig angesehenen ständischen Freiheitstaates entgegensetzt. Als seine Gegner sah er an den „Sultanism“ oder „Despotism“ und „Mechanism“ der alten Staatsordnung, den „Buralism“ und kalten „Fiskalism“ in seiner büreaukratischen Verwaltung, den einseitigen Militarismus des ostelbischen Junkerstaates. Sein positives Reformprogramm wurzelt recht eigentlich in dem Versuche, das absolute alte Preußen in dem Volke durch die Bildung eines gesunden öffentlichen Lebens und zweckmäßiger Repräsentation tiefer zu verankern, den „Mietlinggeist“ der alten Bureaukratie durch Vermischung der Beamten mit den tüchtigsten Laienschichten und ausgedehnte Selbstverwaltung zu verscheuchen, den adelig-militärischen Standesgeist durch ein wehrhaftes allgemeines Staatsbürgertum zu überwinden. Stein hat dem Preußentum die deutsche Idee, der ständisch geschichteten Gesellschaftsverfassung die allgemeine staatsbürgerliche Gleichberechtigung, dem Absolutismus das monarchisch-ständisch-repräsentative Staatswesen, dem Militärstaat den Kulturstaat entgegengestellt, und damit Probleme angeschnitten, die das folgende Jahrhundert beschäftigen sollten. So ist er mehr noch der große Anreger als der Vollender gewesen. Denn zum Vollenden reichte die kurze Zeitspanne des einen Jahres, während dessen er an der Spitze Preußens stehen durfte, längst nicht aus. Sein eigentlicher Nachfolger, Hardenberg, aber zog keineswegs am Steinschen Strange weiter. Er vertrat das Ideal der wirtschaftlichen Freiheit und demokratischen Nivellierung unter starker obrigkeitlicher Leitung, und teilte den feurigen Idealismus Steins nicht, daß Volksrepräsentation zur zweifellosen Verstärkung der Staatsmacht führe. Doch lagen auch in dem Reformplan Steins und seiner Mitstrebenden selbst gewisse Einseitigkeiten, die den grundsätzlichen Umbau des Staates in ihrem Sinne hemmten. Es lag in ihren Plänen ein Stück politischen Utopismus verborgen.[59]) Das Extrem der alten Zwangsorganisation des Staates gedachten sie mit himmelstürmendem Idealismus durch eine neue Ordnung zu ersetzen, in der das entgegengesetzte Extrem

[59]) Meinecke: Hermann von Boyen I, 173.

der patriotischen Freiwilligkeit der sittlich autonomen Untertanen als konstitutiver Faktor vorherrschte. Ihnen war der alte preußische Staat diskreditiert, und sie unterschätzten die Festigkeit, Lebensfähigkeit und Brauchbarkeit seiner Grundlagen: des stockpreußischen Adels, des Machtgedankens, der geistig hochstehenden Bureaukratie. Dieser Gedankenbau widerstand der Woge der Reformzeit und machte eine Auseinandersetzung alter Kräfte und neuer Ideen notwendig, die noch heute nicht abgeschlossen ist.

Künstlerische Betrachtungen über Altfrankfurter Baudenkmäler.

Von Privatdozent Architekt Dr. Julius Hülsen in Frankfurt a. M.

Der Vortragende legt seinen künstlerischen Betrachtungen über die Baudenkmäler des alten Frankfurt folgende Gedanken zu Grunde: Die Entwicklung der Alt-Frankfurter Baukunst ist eine streng einheitliche, mehr von den lokalen Bedürfnissen und der eigenen einheimischen Tradition abhängige, als von allgemeinen künstlerischen Strömungen außerhalb der Stadt. Es soll der Nachweis geführt werden, daß man von einem Alt-Frankfurter Baustil reden kann, dem aber bisher wohl kaum eine besondere Beachtung noch Erkenntnis zuteil wurde, was darin seinen Grund haben mag, daß Frankfurt niemals ein Kunstzentrum, etwa wie Nürnberg, Köln und andere Städte, gewesen ist. Die den allgemeinen Stilfolgen entsprechenden Wandlungen in der Frankfurter Baukunst sind namentlich im XVIII. Jahrhundert durch bedeutsame, unmittelbare Übertragungen beeinflußt worden, ein Umstand, der ebenfalls bisher noch wenig bekannt war. Im übrigen hat Alt-Frankfurt bauliche Einflüsse nur in geringem Maße und nur soweit aufgenommen, als dieselben mit den einheimischen, vor allem auf praktisches und bequemes Bauen gerichteten Bedürfnissen sich vereinigen ließen. Am meisten zu einer dekorativen, effektvolleren Behandlung neigte man zur Zeit der Deutschen Renaissance. Zu allen Zeiten machte sich jedoch in dekorativer Hinsicht eine große Zurückhaltung bemerkbar. Diese Leitsätze sind vor allem für das Bürgerhaus in Anspruch zu nehmen, die kirchliche Baukunst steht ein wenig außerhalb dieser enggezogenen Grenzen, aber auch sie weist in gewissem Sinne, namentlich im Grundriß einen einheitlichen Grundzug auf.

Der erste Vortrag behandelte die Kirchen. Auf diesem Gebiete hat Frankfurt niemals ein Werk besessen, dem durch

großartige konstruktive Ideen der Rang eines Schöpfungsbaues hätte beigemessen werden können. Eine Ausnahme hiervon bildet nur der Domturm, der in seinem Aufbau unter den ähnlichen Türmen der Gotik als eigenartig bezeichnet werden muß. Von jener basilikalen Anordnung des Querschnittes, die einen der Keime der Entwicklung des monumentalen Deckenbaues bildet, deren erstes großartiges Beispiel in dem Glanzsaale des Tempels von Karnak erstand, die zuletzt in den mittelalterlichen Systemen bis zur äußersten Ausnutzung der Standfestigkeit und in künstlerischer Differenzierung fortgeführt wurde, war in Frankfurt nur ein einziges frühes und in den Abmessungen bescheidenes Beispiel vorhanden: die alte Salvatorkirche an der Stelle des heutigen Domes. Als Stiftung Ludwigs des Deutschen wurde sie am 1. September 852 durch den kunstsinnigen Erzbischof Hrabanus Maurus geweiht. Etwa um 1235 scheint der Abbruch wegen Baufälligkeit erfolgt zu sein. Bei Wiederherstellungsarbeiten am Dome wurden die Fundamente dieser alten Basilika im Inneren des jetzigen Langhauses und Querschiffes freigelegt. F. J. Schmitt in Karlsruhe hat eine gesicherte Rekonstruktion des Grundrisses und des Aufbaues gefunden. Hiernach war diese Basilika dreischiffig mit Querschiff und drei an das letztere angelehnten Konchen, deren mittlere als runde Apsis ausgebaut war. Vier Türme, zwei davon im Osten über den Nebenapsiden, zwei Vorhallen mit Emporen bereicherten den Bau, der am besten der Bauweise der Benediktiner angereiht werden darf. Das quadratische Langhaus hatte die bescheidene Abmessung von 18 Meter Seitenlänge und vier Stützen mit Rundbögen. Die drei Schiffe waren vermutlich mit Balkendecken überspannt, die Apsiden überwölbt, der Aufbau bewegte sich in bescheidenen romanischen Formen. Dieser Bau muß als der am meisten einheitliche unter den Kirchen des alten Frankfurt bezeichnet werden.

Eine engere Verwandtschaft mit dieser Basilika zeigt die St. Leonhardskirche in ihrer älteren, nicht mehr erhaltenen Fassung. Sie war ursprünglich ebenfalls eine dreischiffige romanische Basilika, die wohl gegen Ende des XV. Jahrhunderts in ein fünfschiffiges Langhaus verändert wurde, das eine dreischiffige Hallenkirche und zwei Emporen-Seitenschiffe

umschließt. Der Bau war gleich nach der Schenkung des Grundstückes durch Friedrich II. (15. August 1219) begonnen worden. Über die älteste Baugeschichte ist so gut wie nichts überliefert, dagegen ist der Meister der beiden romanischen Portale, Engelbertus, der vielleicht auch der Architekt des ganzen Baues ist, durch seine eigene Namensinschrift an einem derselben bekannt. Der alte Chorschluß ist nicht mehr vorhanden, dagegen die beiden Apsidentürme mit ihren achteckigen, in malerisch konvexen Umrissen gezeichneten, hohen Giebelhelmen, die dem Stadtbilde an der Mainseite sein charakteristisches Gepräge verleihen. Der Vortragende nimmt Gelegenheit an diesen Giebelhelmen über die Wirkung von solchen einfachen, in der Baumasse vereinzelten, eigenartigen Architekturlinien zu demonstrieren. Trotzdem die Leonhardskirche in ihrem heutigen Zustande das Produkt vielfacher Umbauten ist, so hat sie sich doch eine ausgezeichnete Raumwirkung bewahrt. Ihre dekorative Ausstattung ist von hohem künstlerischem Werte und bisher noch nicht genügend gewürdigt worden. Die beiden romanischen Portale, die durch das angebaute spätgotische nördliche Seitenschiff nunmehr im Innern der Kirche liegen, dürfen dem besten auf diesem Gebiete Geleisteten zugezählt werden. Der Vortragende erinnert daran, wie das Mittelalter eine immer reichere Gestaltung der Fassaden, namentlich der Hauptfassade der Kirche, erstrebte und wie man damals allmählich dazu überging, durch eine Vervielfachung der Bögen und Säulen des Portals dieses zu einer Art von perspektivischer Abkürzung einer in das Innere führenden Säulenhalle zu machen. Diese eigenartige dekorative Lösung ist eine wirkliche Schöpfung jener Zeit. Die Gotik hat dieses Motiv dann bis zur äußersten Prachtentfaltung mit Ausnutzung gewaltiger Mauerstärken weitergebildet. Auch die figürlichen Darstellungen in den beiden Bogenfeldern der Portale sind im Hinblick auf die Entwicklung der romanischen Plastik von größerem Werte. Aus spätgotischer Zeit enthält die Kirche reiche Netzgewölbe von besonders feiner Durchbildung; als Unikum darf das berühmte, 1508 vollendete, von der Familie Holzhausen gestiftete Salvator-Chörlein bezeichnet werden. Als ein Meisterstück gotischer Steinmetzenkunst befindet sich hier ein doppeltes System von freige-

arbeiteten Gewölberippen, in deren Mitten ein daran frei aufgehängter Schlußstein als freie Endigung schwebt.

Ein anderer Rest romanischer Baukunst ist noch in der Saalhofkapelle, die zu dem von Ludwig dem Frommen im Jahre 822 erbauten Kaiserpalast gehörte, erhalten. Nur der Unterbau jedoch scheint karolingisch zu sein; der Oberbau dürfte in den Anfang des XIII. Jahrhunderts verwiesen werden. Den Grundriß bildet ein stark überhöhter Halbkreis von etwa 7 Meter Durchmesser. Die Decke des unteren Kapellenraumes bildet ein unregelmäßiges Kreuzgewölbe; am Äußern fesseln die zierlichen gekuppelten Rundbogenfenster mit ihren freistehenden Säulchen und schönen Blattkapitelen, jedoch ist das Interesse an diesem bescheidenen Bau als letztem Überrest des karolingischen Palastes, ein vorwiegend historisches. Das letztere gilt auch, wenn auch nicht in gleich starkem Maße, von der vielleicht dem Anfang des XII. Jahrhunderts angehörenden Kapelle in dem Burghause des Riederhofes, die 1795 wegen Baufälligkeit niedergelegt wurde und nur noch aus einer damals angefertigten Skizze uns bekannt ist.

Die übrigen Kirchen des alten Frankfurt gehören der gotischen und späteren Epochen an und sind sämtlich Hallenkirchen mit einem oder mehreren Schiffen. Die Zahl der wichtigeren derselben beträgt etwa ein Dutzend und sie sind zum Teil durch bedeutsame historische Erinnerungen, sowie durch künstlerisch wertvollen Schmuck und Inhalt ausgezeichnet. Was das Äußere anbelangt, so ist wohl die Nikolaikirche auf dem Römerberg als die eigenartigste zu nennen. Es ist eine kleine unsymetrische, zweischiffige Hallenkirche mit schmalem Emporen-Seitenschiff. An ihrer Stelle stand früher eine um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstandene Kapelle, deren gänzlicher Umbau 1448 unter Leitung eines bekannten Architekten der damaligen Zeit, des Meisters Eberhard von Friedberg, vorgenommen wurde. Schon 1458 wurde ein Teil des Turmes wieder abgebrochen, und nach einem Modell dieses Meisters neu aufgebaut. Vom Meister Bartholomäus, der auch am Pfarrturm beschäftigt war, stammten dann (1467) der Umgang und die durchbrochenen Erkertürmchen in der Höhe des Dachgesimses mit der darunter liegenden hohen Konsolenreihe. Dieses burgliche Motiv,

das um jene Zeit an den steinernen Bürgerhäusern vielfach angewandt wurde, tritt hier seltener Weise an einem kirchlichen Baue auf, und verleiht dessen Fassade zusammen mit den in die Wandfläche eingezogenen Strebepfeilern ein ungemein malerisches Aussehen. Vielleicht ist in den einfachen Rundbogenfenstern des untersten Turmgeschosses noch ein Rest des alten romanischen Baues erhalten. Die beiden spitzbogigen Portale mit ihrer altertümlich schwer profilierten, wuchtigen, klar gezeichneten Umrahmung und dem von Figuren erfüllten Tympanon können als Kleinode ernster kirchlicher Architektur bezeichnet werden, die sich trotz größerer Einfachheit sehr wohl den romanischen Portalen der Leonhardskirche anreihen. Auch der bescheidene Chorbau ist trotz aller Einfachheit vollendet. Die kleine Kirche fügt sich dem Römerberge, einem der anziehendsten Städtebilder Deutschlands (wenn nicht Europas) das erst in neuester Zeit durch den Ausbau der Römerfassade und den Abbruch seiner Nordseite eine schwere Einbuße erlitten hat, in geradezu meisterhafter Weise ein.

Unter allen Kirchen Frankfurts ist jedoch der Dom das bedeutendste Denkmal mittelalterlicher Baukunst, nicht bloß seiner historischen Erinnerungen wegen, oder wegen seiner räumlichen Abmessungen, sondern vor allem durch den mächtigen Kathedralturm, den Domriesen. Die Kirche selbst datiert in ihren verschiedenen Teilen von der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts an, bis zur letzten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Das Langhaus, ein dreischiffiger Hallenbau, stammt noch aus dem Umbau der alten Salvatorkirche 1235 bis 1239. Der weiträumige Chor entstand 1315 bis 1338, das Querschiff 1346 bis 1354, die Wahlkapelle 1355 und der Kreuzgang von 1348 bis 1477. Verhältnismäßig spät gegenüber den großen gotischen Kathedralen in Süddeutschland schritt man in Frankfurt zum Bau des Domturmes; 1415 wird der Grundstein gelegt. Erster Werkmeister war der schon früher am Querschiffe beschäftigte Madern Gertener, nach dessen Tode, 1430, nacheinander fünf Meister berufen wurden. 1483 berief man Meister Mathäus Böblinger von Eßlingen, der am Ulmer Münster baute, als Sachverständigen hierher. Nun wurde Meister Hans von Ingelnheim angestellt, der

eigentliche Planleger des für die Vollendung des Turmes maßgebenden Entwurfes. Der Originalriß ist im Stadtarchiv noch enthalten. Zum Beginn des XVI. Jahrhunderts war der Turm bis zur Kuppel gediehen, dann stockte der Bau gänzlich. 1867 wurden der Dachstuhl der Kirche und der obere Teil des Turmes durch Brand zerstört und alsbald durch Dombaumeister Denzinger aus Regensburg nach dem alten Plane des Hans von Ingelnheim wieder ausgebaut und 1881 vollendet. Es war weniger diese hier in Kürze skizzierte, ereignisvolle Baugeschichte des Turmes, als vielmehr sein konstruktiver und künstlerischer Organismus, der vom Vortragenden eine besondere Erläuterung erfuhr und hierzu wurde der Freiburger Münsterturm, als der dem Frankfurter Turm ähnlichste, zum Vergleiche gegenüber gestellt. Das künstlerische Problem derartiger Türme beruht hauptsächlich in der Verschmelzung zweier Forderungen; erstens, der meist schon über dem Untergeschoß beginnenden Einziehung der Baumasse, die dann nach oben stetig abnimmt, und dann zweitens, in der ebenfalls über dem meist schlicht behandelten Erdgeschosse beginnenden und nach oben allmählich vielfältiger werdenden Formensprache. Die Gotik erfand zur Lösung dieses Problems ein System von aufwärts steigenden, oft kompliziert entwickelten Zweigtürmchen, die die ansteigende Masse des unteren Turmteiles nach oben hin auflösen. Meisterhaft verstanden es die mittelalterlichen Baumeister, diese Architektur-Symphonie harmonisch zu entwickeln, indem sie sich immer bewußt waren, daß in der gewaltigen Höhe dieser Türme nicht so sehr die gigantischen Abmessungen den Eindruck der Größe hervorriefen, als vielmehr das sorgfältige Abwägen der einzelnen Architektur-Motive gegeneinander und namentlich das Abstimmen der kleineren und kleinsten Einzelheiten zum ganzen Großen. Diese Erkenntnis echter Monumentalkunst, die auch im Altertum ganz ähnlich geherrscht hatte, schöpften die Meister der Gotik vielleicht hauptsächlich aus einer erneuten, tieferen Anschauung der organischen Naturformen mit ihren mannigfachen formalen und statischen Erscheinungseigenschaften. Trotzdem für den Kathedralturm der Gotik schon aus statischen Gründen ein gewisses Schema gegeben war, so weichen doch die einzelnen Denkmäler inner-

halb dieser Grenzen oft erheblich von einander ab. In Freiburg zum Beispiel schließen sich an das Untergeschoß über jeder Ecke zwei rechtwinkelig zueinander gekehrte Strebepfeiler, in Frankfurt dagegen wird die untere Ecke von einem einzigen quadratischen, darüber geschobenen Pfeiler umklammert, der dann in ein bis zur halben Turmhöhe reichendes vielgliedriges Türmchen ausläuft. In Cöln und in Straßburg beginnt ein solches Aufstreben schon dicht über dem untersten Sockel, so daß eine glatte Mauerfläche kaum noch sichtbar wird. Das achteckige Mittelteil des Frankfurter Turmes ist viel höher gestreckt als dasjenige in Freiburg und viel niedriger als letzteres ist dasjenige am Cölner Turm. Der quadratische Kern entsendet am Frankfurter Turm über dem dritten Geschosse eine zweite Garnitur von Ecktürmchen, die am dritten Geschosse selbst schon durch eine Art von Rücklage vorbereitet werden, wodurch auch zugleich der Übergang vom Viereck ins Achteck meisterhaft vermittelt wird; gerade dieser Übergang ist in Freiburg und auch an anderen gotischen Türmen nicht so glücklich und organisch gelöst, wie in Frankfurt. In Freiburg ist diese Zerteilung der Turmmasse durch dreiteilige Türmchen bewirkt, die aber etwas schwerfällig sich an das obere Achteck anlehnen. In Frankfurt dann noch als Oberabschluß die sonst nicht vorkommende spitzbogige Kuppel mit einem leichten Auslauftürmchen, das schließlich traditionell-pyramidenförmig abschließt. Südportal und Nordportal des Domquerschiffes sind reicher und prächtiger, als es an einer anderen Kirche Frankfurts der Fall war, durchgebildet. Trotzdem reichen sie in ihrer Wirkung nicht heran an das wundervolle westliche Portal der Südfassade der aus der Mitte des XV. Jahrhunderts und aus dem Beginne des XVI. Jahrhunderts stammenden Liebfrauenkirche. Hier ist der figürliche Schmuck des stark überhöhten spitzbogigen Tympanons mit monumentaler Einfachheit auf das leere, von einer tiefen, mit reichem Blätterschmuck ausgefüllten Kehle umrahmte Wandfeld gesetzt. Es ist wohl eines der edelsten gotischen Kirchenportale Deutschlands. Die Liebfrauenkirche birgt auch das schönste, inschriftlich 1509 entstandene Chorgestühl Frankfurts und herrliche spätgotische Sterngewölbe im Chor.

Eine Kirche, die durch ihren Inhalt an Kunstwerken ganz besonders hervorragte, war die Dominikanerkirche: eine spätgotische, langgestreckte, dreischiffige Hallenkirche mit breitem Mittelschiff, ungleichen, sehr schmalen Seitenschiffen und einschiffigem Chor, die trotz ihres etwas nüchternen Grundrisses dennoch, soweit man heute urteilen kann, von guter Raumwirkung gewesen sein muß. Sie wird jetzt durch eine erst in den letzten Jahren errichtete massive Querwand in zwei Hälften geteilt. Diese Trennungsmauer sollte recht bald wieder fallen. Vom Beginne des XVI. Jahrhunderts an wurde die Kirche durch Stiftungen kunstliebender Bürger geradezu zu einem Museum der neuaufblühenden deutschen Kunst. Die ersten Meister waren hier mit ihren Gemälden vertreten. Hans Holbein der Aeltere, Mathias Grünewald und vor allen Albrecht Dürer, mit dem von Jakob Heller gestifteten, 1509 vollendeten Altarbild der Himmelfahrt und Krönung Mariä. Aber nicht bloß die Dominikaner zeichneten sich um jene Zeit durch eine solche Betätigung von Kunstsinn aus, sondern auch die Karmeliter. Ihre Kirche weist eine ganze Reihe von Bauphasen von der Mitte des XII. Jahrhunderts an, bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts auf, woraus ein etwa T-förmiger, seltsamer Grundriß entstand, dessen Aufbau eine wundervolle malerische Abstufung innewohnt. Wiederum eine Hallenkirche, die leider, seitdem 1809 der Fürst-Primas Karl von Dalberg die Umwandlung zum Warenlager genehmigte, gänzlich der Profanation anheim fallen mußte und seit 1866 als Lagerhaus des Königlichen Hauptsteueramtes dient. Es ist nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb Frankfurts viel zu wenig bekannt, daß diese Kirche und ihr Kreuzgang mit einem Cyclus von Wandgemälden geschmückt war, von einer Ausdehnung, wie sie kaum bei einer anderen gleichartigen Malerei des Mittelalters anzutreffen ist. Das Verdienst, den Meister dieser Wandmalereien, Jerg Ratgeb von Schwäbisch-Gmünd aus dem Dunkel der Archive wieder namhaft gemacht zu haben, gebührt Professor Donner-von Richter, welcher über diese Kirche und ihre Malereien eine meisterhafte Monographie veröffentlichte. Die Malereien entstammen danach dem zweiten und dritten Jahrzehnte des XVI. Jahrhunderts; sie sind in Tempera-Technik

ausgeführt, was neben anderen Einflüssen zum geringeren Teil ebenfalls ein Grund ihres heutigen, gänzlichen Verfalles sein mag. Nur an der südlichen Ecke der Westwand des Querschiffes ist ein Gemälde der Beweinung Mariä noch verhältnismäßig leidlich erhalten, und hier kann man den großartigen monumentalen Stil des Jerg Ratgeb, der vermutlich auch diese Malereien in der Kirche ausführte und nicht bloß diejenigen des Kreuzganges, bewundern. Von besonders feiner Durchbildung sind die architektonischen Gliederungen des Chores mit seinen Schlußsteinen. Die Außenseite dieser Kirche war in den allereinfachsten Formen gehalten.

Einschiffige Kirchen sind auch die Weißfrauenkirche und die Deutsch-Ordenskirche, beide gotisch. Letztere mit barockem Turm über der Front. Bemerkenswert sind die prachtvollen sechsteiligen Sterngewölbe in der Weißfrauenkirche. Das für Frankfurts Kirchen typische Hallen- und Saalschema mußte auch genügen für den Bau der Katharinenkirche, der ersten Kirche, die für den evangelischen Gottesdienst insbesondere im Jahre 1678 erbaut wurde. Dieses Schema wurde dann hier mit Renaissance- und Barockformen versehen. Vor der Mitte der Längsfront erhebt sich ein überaus einfacher, klar abgestufter, massiger Glockenturm, der durch seinen sehr glücklich proportionierten, oberen achteckigen Abschluß keineswegs plump wirkt, sondern aufs Beste mit dem sonstigen Aufbau der Kirche zusammen stimmt. Ebenso gut stimmen die einfachen, halbrund geschlossenen Maßwerkfenster, die glatten pultförmig gedeckten Strebepfeiler zu den etwas reicher in Uebergangsformen von der Renaissance zum Barock gehaltenen Portale. Gerade an dieser Kirche und an ihrem Turme ist das rein konstruktive Element und das Schmuckbedürfnis zugleich auf klarste Weise von einander geschieden, und wiederum zugleich vereinigt. Den oberen Abschluß des quadratischen Turmteiles bildet eine Maßwerks-Galerie, die an diejenige der Nikolaikirche erinnert, deren Ursprung aus nicht gotischer Zeit jedoch dem Kundigen durch die dazwischen gesetzten Brüstungssockel erkennbar wird. Als Predigtkirche hat dieser Bau die ansehnliche innere Breite von 17,50 Metern erhalten. Nach dem Muster der Katharinenkirche wurde die Dreifaltigkeitskirche in Speyer und die Dreieinigkeitskirche in Worms erbaut.

Die Decke der Kirche bildet ein Kreuzgewölbe aus Holz (die modernste Zeit bewältigt derartige Spannungen mit Beton-Eisenkonstruktion, wofür Neu-Frankfurt nunmehr in der eben im Bau begriffenen neuen Synagoge an der Friedberger Anlage ein erstes Beispiel besitzt).

Auch die protestantische Hauptkirche der Stadt, die Barfüßerkirche war ursprünglich wiederum eine einfache, einschiffige gotische Halle nach dem Frankfurter Schema. Sie wurde 1786 wegen Baufälligkeit niedergelegt und an ihrer Stelle erhob sich die 1790 bis 1792 begonnene und erst 1830 fertiggewordene Paulskirche nach Plänen des alten Stadtbaumeisters Liebhardt (Erbauer des Schauspielhauses, der Bornheimer Kirche, des Roten Hauses auf der Zeil, des Hauses Behagel auf der Großen Gallusgasse). Es ist eine elliptische Rundkirche mit quadratischem, in klassizistischem Stil gehaltenem Turm, der eine innere Ähnlichkeit mit dem Katharinenkirchturm hat. Die Decke der Kirche ist aus Holz. Im Äußeren macht sich eine gewisse Nüchternheit bemerkbar, namentlich in der Behandlung der Fenster, die wahrscheinlich ihren Ursprung hat in den mannigfachen Krisen, denen die Planlegung Jahre hindurch ausgesetzt war, und die eine Gestaltung aus einem Gusse nicht aufkommen ließen. Als künstlerisch wertvollste kirchliche Bauten vom Ende des XVIII. Jahrhunderts sind uns zwei Saalkirchen im Stile Louis Seize erhalten, die Deutsch-Reformierte Kirche auf dem Großen Kornmarkt und die Französisch-Reformierte Kirche auf dem Goetheplatz, beide 1792 vollendet und beide entworfen von dem Zimmermeister Georg Friedrich Mack, dessen feinsinniger Formenbehandlung sie ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Beide Kirchen besitzen keinen Turm. Die Fassaden zeigen die Schemata der Palastarchitektur der Hochrenaissance mit den entsprechenden Zutaten des Louis Seize. Trotzdem ist auch in den Fronten eine Art von kirchlichem Charakter ausgesprochen, der an der Kirche auf dem Goetheplatze selbst durch das über dem Kirchenraume liegende, zu Wohnzwecken bestimmte Obergeschoß nicht gänzlich verwischt wird. Der Innenraum dieser Kirche ist noch vollständig im ursprünglichen Zustande erhalten und von hervorragender, vornehmer und einheitlicher Wirkung und bildet an sich vielleicht ein einziges Beispiel dieser Art. Der Aufbau

der Kanzel und der Orgelprospekt in dem verhältnismäßig engen und schmalen Raume sind geradezu musterhaft, die kleine Zierkuppel über der Kanzel dürfte als eigenartige freie Endigung im Stile Louis Seize nur wenige ähnliche Beispiele aufzuweisen haben. Nicht ganz außerhalb der Entwicklung des Frankfurter Kirchenbaues stand die alte Synagoge in der Judengasse vom Jahre 1712. Auch sie war in ihrem Hauptteile eine einfache gotische Halle, die im Grunde noch ein Überrest der 1461 erbauten Altschule war, welche 1711 zusammen mit der dicht daneben 1603 errichteten Neuschule beim Brande in der Judengasse durch Feuer zerstört wurde. Der ganze 1854 dann niedergelegte Bau hatte mit seinen mannigfachen Anbauten trotz seiner fast ganz kahlen Außenwände ein ungemein malerisches Aussehen.

Der zweite Vortrag behandelte den Profanbau der Gotik. Vom Profanbau der romanischen Epoche ist nichts mehr erhalten; die letzten spärlichen Mauerreste des Palastes Ludwigs des Frommen, auf der Stätte des heutigen Saalhofes, wurden 1842 beseitigt. Nur in dem Herrenhause der Riederhöfe hat sich ein romanischer Wohnbau erhalten, der vielleicht um 1130 entstanden ist. Die sehr einfachen Formen dieses Baues, über welchem über der anstoßenden Kapelle sich ein quadratischer, niedriger Turm erhob, lassen nur in geringem Maße einen Rückschluß auf die romanischen Bürgerbauten innerhalb der Stadt zu. Der gotische Profanbau des alten Frankfurt läßt sich im Hinblick auf die Konstruktion in drei Gruppen einteilen. Erstens: durchaus massive Quaderbauten, zweitens: Holzbauten mit hölzernem Erdgeschoß, drittens: steinerne Erdgeschosse und darüber hölzerne Obergeschosse. Die durchaus aus Holz konstruierten Bauten werden wohl die älteren sein. Auch hiervon sind nur noch wenige Vertreter übrig geblieben, der bedeutendste war der im Juli 1905 abgerissene Steinheimer, Ecke Born- und Schnurgasse. Über den drei stattlichen Überhängen erhob sich ein hohes Dach, mit zwei rechtwinklig nach Maßgabe der Straße zu einander gekehrten einfachen Giebeln. Der ganze Schmuck bestand eigentlich nur in den einfachen Kehllinien der hölzernen Knaggen, welche die Öffnungen des Erdgeschosses spitzbogig überdeckte. Erst beim Abbruch kam das alte einfache Fach-

werk unter dem seit Jahrhunderten darüber gezogenen Putz wieder zum Vorschein. Der Vortragende regt hierbei an, es möchte in zahlreichen ähnlichen Fällen, vielleicht mit Beihilfe der Stadt planmäßig diese entstellende und für die Erhaltung der Bauten nicht unbedingt notwendige Putzschicht wieder entfernt werden, wodurch dem Straßenbild anziehende und malerische Fachwerk-Fassaden wieder zurückgegeben werden könnten.

Die schönsten gotischen hölzernen Knaggen zeigt noch das Haus Zum Mohrenkopf in der Straße Hinter dem Lämmchen. Dieselben sind hier namentlich am Eck besonders großzügig und originell durchgebildet und gehören zu den besten Stücken profaner Holzbaukunst in unserer Stadt. Diese einfache Knaggenform scheint für Alt-Frankfurt typisch gewesen zu sein.

Für das massive steinerne Haus der Gotik war in Frankfurt ein bestimmter Typus beliebt, der indessen auch in anderen Städten vorkommt. Es ist die Krönung der Front durch einen Zinnenkranz, der an den Ecken in kleine Erkertürmchen ausläuft, ein Motiv, das dem Burgenbau entlehnt ist. Bei engem Grundriß und größerer Höhe bietet dann ein solcher Bau fast den Anblick eines Donjons. Berühmte auswärtige Beispiele sind die ehemalige Kaufhalle zu Mainz, das Nassauer Haus in Nürnberg, der Gürzenich und das Etzweiler'sche Haus in Cöln, dann in gesteigerter Pracht, die Hochmeisterwohnung der Marienburg, ferner die Stadthalle und das Rathaus in Brügge und einzelne oberitalienische Bauten. Die Frankfurter Fassung unterscheidet sich von diesen auswärtigen Beispielen durch verhältnismäßig große Einfachheit. Der vornehmste Vertreter ist das 1464 errichtete Steinerne Haus, welches in der allgemeinen Baugeschichte schon längst einen guten Ruf besitzt. Soweit die archivalische Forschung bisher sehen konnte, scheint der Braunfels um 1350 das früheste Beispiel dieser Art in Frankfurt gewesen zu sein. Er hatte ursprünglich in der Mittelachse im ersten Obergeschosse einen kleinen Chorerker (ähnlich dem Nassauer Haus in Nürnberg). Diese Chorerker scheinen nach aufmerksamer Durchsicht des Merian'schen Planes noch an einigen anderen Bauten vorhanden gewesen zu sein; heute ist

kein einziges steinernes Beispiel dieser Art mehr erhalten. Den steinernen Häusern gemeinsam sind mächtige spitzbogige oder rundbogige Eingänge zu der Torfahrt und zu den Verkaufsgewölben im Erdgeschosse. Sehr oft befinden sich oberhalb der Ladentüre noch kleine niedrige Fensterchen, welche bei gänzlich verschlossener Türe dem Innenraum noch genügend Licht geben sollen. Diese sogenannten „Bowellagen-Fenster" waren damals ungemein beliebt und sind für den Alt-Frankfurter spätgotischen Profanbau typisch. Die Form der Zinnen und der Erkertürmchen hielt sich in engen Grenzen; am reichsten ist dieses System am Leindwandhaus entwickelt, das ein wahres Prachtstück mittelalterlicher Profanbaukunst genannt werden darf. Vielleicht ist es dem Madern Gertener, dem ersten Werkmeister des Domturmes und dem Erbauer des Eschenheimer Turmes zuzuschreiben. Der bescheidenste noch erhaltene Bau dieses Typus ist das um 1440 erbaute Fürsteneck, das durch sein prachtvolles, jetzt im Kunstgewerbemuseum befindliches Renaissancezimmer berühmt geworden ist. Im allgemeinen kehrten die kleineren Steinhäuser fast sämtlich den Giebel nach der Straße, die größeren Häuser in der Regel die Traufseite. Die schon im romanischen Stil vorkommenden Treppengiebel werden in Frankfurt noch in spätgotischer Zeit mit Vorliebe bei Brandmauern angewandt, seltener aber auch in der Front. Das hervorragendste Beispiel hierfür bildet die Dreigiebelfassade der Römer-Baugruppe die leider durch den (an sich nicht unschönen) neuen Umbau ihre alte einheitliche und typisch frankfurterische Gestalt für immer gänzlich verloren hat. Die alte Fassade war in ihrer Art nicht minder schön, als die prunkvoll aufgeputzte neue Fassade, für deren Dasein weder konstruktiv, noch dekorativ ein wesentlicher Grund namhaft gemacht werden kann. Trotz aller guten Absichten sind hier die Anforderungen der heutigen Denkmalpflege in bedauernswerter Weise gänzlich mißverstanden worden. Die Römerhallen, die von Anfang an für Marktzwecke errichtet waren, zeigen trotz ihrer so sehr einfachen Säulen und Gewölbe eine so edle Harmonie und großartige Verhältnisse, daß sie unter den aus gotischer Zeit erhaltenen Markthallen an erster Stelle stehen. Die Stadt hatte, als 1405 das ältere, dicht am Dom stehende Rathaus auf-

gegeben werden mußte, nicht wie andere Städte jener Zeit, ein neues Rathaus erbaut, sondern die beiden Häuser Römer und Goldener Schwan angekauft, um sie nicht bloß für die Zwecke eines Rathauses, sondern auch für die Kaiserwahl, die Reichstage und für Meßhandel umzubauen. Dieser Umbau ergab zwar kein einheitliches Ganze, aber doch, nachdem weitere Häuser hinzu gekauft waren, ein Architekturbild von eigenartiger und großartiger Wirkung. Der Schuppenvorbau, der einst der Dreigiebelfassade eine so originelle Zierde war, wurde später entfernt und es ist zu bedauern, daß man beim Umbau nicht wenigstens diesen nach vorhandenen älteren Abbildungen ergänzte.

Die Profanbauten mit gemischter Konstruktion boten im allgemeinen in dieser Verbindung keine besonderen Erscheinungseigenschaften. Der steinerne Unterbau hatte meist breite, spitzbogige Oeffnungen, darüber einzelne oder gekuppelte Bowellagenfenster, der unterste Überhang setzte sich auf steinerne oder sogar hölzerne Konsolen auf. Ein Beispiel hierfür war das zugunsten des neuen Rathausbaues in der Römergruppe niedergelegte Haus Schwarzenfels. Besondere Erwähnung verdient noch die für Frankfurt typische Fassung der sogenannten Marktläden, deren schönstes Beispiel im Nürnberger Hof nunmehr der neuen Braubachstraße zum Opfer gefallen ist. Bemerkenswert sind auch die schönen spätgotischen Ziergewölbe der Hauseingänge in den steinernen Häusern; ein reich mit Wappen geschmücktes klassisches Beispiel dieser Art, dem ebenfalls der Abbruch bevorsteht, ist in dem Durchgang von der Straße Hinter dem Lämmchen zum Nürnberger Hof erhalten. Sehr oft schloß sich an diese Torgänge unmittelbar der Eingang zur Hauskapelle an, was auch bei dem letztgenannten Beispiel der Fall ist.

Ein zweites großes Gebiet zur Betätigung gotischer Profanbaukunst boten die Befestigungswerke. Die Baumeister beschränkten sich hier nicht darauf, bloß dem fortifikatorischen Prinzip Rechnung zu tragen, sondern sie schufen auch nach künstlerischen Gesichtspunkten. So entstand eine ganze Reihe wundervoller Architekturbilder, von denen namentlich die beiden prächtigen Brückentürme, das auf die Mauer aufgesetzte Salmensteinsche Haus, das Fahrtor und das Holzpförtchen

genannt seien. Die sämtlichen Türme und Tore der Flußseite sind zwischen 1449 uud 1460 entstanden. An ihnen bauten die Meister Eberhard von Friedberg, Madern Gertener, Hans von Ingelnheim und Cles Mengoz. Vom Fahrtor, dem Werke des Eberhard von Friedberg, ist der zierliche Erker, der über dem ehemaligen Spitzbogen saß, noch erhalten, allerdings jetzt, nachdem das Tor gefallen ist, an den kleinen daneben stehenden Sandsteinbau versetzt und wieder aufgebaut. An ihm befinden sich noch zwei alte Wahrzeichen der Stadt, die beiden Fratzen, die als Steinkonsolen den kleinen Erker zu tragen haben. Sie sind hervorragende Beispiele für die phantasievolle, plastische Gestaltungskraft der damaligen Steinmetzen. Der Vortragende regt an, es möchte gerade diese volkstümliche Kunst des alten Frankfurt seitens aller Schulen im Lehrbetriebe eine größere Beachtung als bisher finden und diese köstlichen Kunstschätze der Jugend nicht vorenthalten werden.

Das hervorragendste Bauwerk der Stadtbefestigung ist jedoch der baugeschichtlich berühmte Eschenheimer Turm, dessen Grundstein 1400 durch Meister Mengoz gelegt wurde und der nach dem Tode jenes Meisters von Madern Gertener vollendet wurde. Unter fast völliger Vermeidung von Zierformen ist es hier gelungen, durch meisterhafte Gruppierung der Erker, der Vorkragungen und der runden Erkertürmchen des Helmes eine reiche großartig wirkende Silhouette zu schaffen. Auch an diesem Beispiel demonstrierte der Vortragende (ähnlich wie es an den Turmhelmen der Leonhards-Kirche geschehen war) die Wirkung derartiger bis zum äußersten vereinfachter, aber sorgsam verteilter Architekturlinien. Der Eschenheimer Turm, dem noch um die Mitte des XIX. Jahrhunderts ernstliche Abbruchsgefahr drohte, ist glücklicherweise bei der Niederlegung der Festungswerke stehen geblieben und läßt ahnen, wie viel Wertvolles und Unersetzliches an den anderen Türmen und Torbauten, die zum größten Teile hätten erhalten werden können, verloren worden ist.

Der dritte Vortrag war dem Bürgerhaus der Renaissance gewidmet. Es ist vor allem zu berücksichtigen, daß man zu dieser Zeit in der allgemeinen Einteilung des Grundrisses und namentlich in der Verteilung der Fenster der Ober-

geschosse sich eng an die überliefefte spätgotische Bauweise anschloß. Sowohl die durchaus von unten an aus Holz konstruierten Bauten, als auch die vollständig massiv-steinernen Bauten fehlen in dieser Epoche fast gänzlich. Wir besitzen in Frankfurt keine einzige ganz aus Stein konstruierte Front im ausgesprochenen Stile der Deutschen Renaissance. Dagegen entwickelt sich ein wiederum spezifischer Frankfurter Typus des Renaissance-Hauses mit steinernem, von großen verzierten Rundbogen durchbrochenem Erdgeschosse und Obergeschossen in Fachwerk, dessen Eckpfosten mit Vorliebe ornamental verwertet sind und dessen Giebel ebenfalls, namentlich in den Umrißlinien, Anlaß zu einer reicheren Ausschmückung geben. Als weiteres Schmuckmotiv kommt hierzu noch der oft in ein zierliches Türmchen auslaufende Fronterker, dessen Untersatz im Erdgeschoß aus Stein ist und der in den Obergeschossen naturgemäß dann aus Holz konstruiert wird. Steinerne Fronterker in den Obergeschossen kommen sehr selten (im XVIII. Jahrhundert) vor. Eine unmittelbare Verwendung antiker Motive, wie sie in den großen Kunstzentren der damaligen Zeit zu beobachten ist, fehlt ebenfalls in Frankfurt; wir besitzen keine einzige Fassade, an der das Säulenwerk in akademischer Auffassung vorherrscht, was erst späteren Jahrhunderten vorbehalten blieb. Auch an manchen spätgotischen Einzelheiten (so zum Beispiel den Einfassungen der Türlaibungen) hat man in Frankfurt während der ganzen Zeit der Renaissance bis in die Barockzeit hinein zäh festgehalten; eine besonders liebevolle und ungemein abwechslungsreiche Durchbildung im Sinne der neuen Kunst wurde dagegen den Tragsteinen und den Schlußsteinen in den Rundbogen zuteil. Diese beiden bilden sehr oft den einzigen Schmuck der einfacheren Fassaden und sind an manchen Stellen der Altstadt für das Straßenbild tonangebend. Im übrigen wird von dem Rüstzeug der Ornamentik der deutschen Renaissance ein verhältnismäßig sehr sparsamer Gebrauch gemacht und sehr selten begegnen wir frei in die Fläche gesetztem Ornament, es ist größtenteils den Tragsteinen oder den Hauptteilen des Holzbaues angeheftet. Dafür wird die Formenwelt im Innern an den Decken, Wandvertäfelungen, Kaminen und namentlich an dem Schmiedewerk eine belebtere (dasselbe gilt schon von

der spätgotischen Hausausstattung). Ein vorzügliches Beispiel der Übergangszeit, das aber längst verschwunden ist und an der Stelle des späteren Darmstädter Hofes auf der Zeil stand, war das auf dem Belagerungsplane noch sichtbare, von Reiffenstein rekonstruierte Haus des Claus Bromm aus dem Jahre 1541. Es ist noch ganz mit Reminiszenzen an die spätgotischen Holzbauten mit sehr einfachem steinernem Untergeschoß errichtet und besaß in der Mittelachse ein zierliches mit einem hohen, spitzen Helm gekröntes Erkertürmchen, dessen steinerner Untersatz unmittelbar über dem Rundbogen der Haustüre herauskragte. Dieses äußerlich bescheidene Haus war als vornehmer Patriziersitz eingerichtet, in dem sehr oft Fürstlichkeiten (wie überhaupt mit Vorliebe in Häusern der Zeil) Absteigequartier nahmen. Auch von den steinernen Erkeruntersätzen finden sich noch einige vortreffliche Beispiele: so am ehemaligen Kaffee Schierholz in der Großen Gallusgasse mit großgezeichneten Profilen und einer Traube als unterer Endigung, dann mit darunter gesetzten Ecksäulen am Lutherhaus auf dem Domplatz und am Würzburger Eck (1540) in der Fahrgasse.

Ein von unten auf ganz in Holz konstruiertes Erkertürmchen besitzt das durch seine volkstümlichen Schnitzereien hervorragende Doppelhaus zu Großen und Kleinen Engel (1562). Der flache hölzerne Erkeruntersatz zeigt eine seltsam zusammengetragene, reiche Ornamentik. An dem steinernen Unterbau befindet sich ein äußerst niedriges Zwischengeschoß, dessen Fensterchen mit spätgotisch profilierten Vorhangbögen überdeckt sind. Die Obergeschosse sind reich mit figürlichen Knaggen, mit Friesen und schön geschnitzten Eckpfosten ausgestattet. In dem figürlichen Schmucke sind entsprechend dem Hausnamen die himmlischen Engel im Gegensatze zu höllischen Unholden dargestellt. Die letzteren dürften in ihrer frischen, phantasievollen Gestaltung zu den wertvollsten volkstümlichen Holzschnitzereien Süddeutschlands gehören. Das ganze Haus wirkt auch an dem schmalen Eingange zum Alten Markt an der Nordostecke des Römerberges recht glücklich, gleichsam wie ein Torpfeiler, da es einen äußerst engen Grundriß und dabei eine beträchtliche Höhe hat; es dürfte, falls es wieder gänzlich in seinem Fachwerk freigelegt wird, ein hervor-

ragender Schmuck des Römerberges werden. Ein anderes Haus der Renaissance auf dem Römerberg ist der „Schwarze Stern", dicht neben der Nikolaikirche. Im steinernen Erdgeschoß zeigt es dicht nebeneinander gesetzte, mit Eierstäben gezierte Rundbogen, darüber leider noch unter Putz befindliche Fachwerksgeschosse, mit einfachen, verschieferten Giebelaufbauten (auch bei diesem Hause wäre eine Befreiung von der überdeckenden Putzschicht dringend wünschenswert). Auch das an der Ecke des Römerberges mit der Wedelgasse stehende, um 1600 erbaute Salzhaus repräsentiert in seinem Unterbau den spezifischen Frankfurter Renaissance-Typus. Hier sind die Sandsteinpfeiler ganz mit Diamantquadern bedeckt, die Tragsteine sind besonders reich ausgebildet, die Rundbogen mit einem flachen Zahnschnittfries verziert. Diesem reich behandelten Unterbau entspricht auch die Dekoration des Oberbaues, die aber stellenweise überladen ist, und unter italienischem Einflusse steht. Der Oberbau enthält gleichsam ein ganzes Musterbuch ornamentaler Motive, die zum größten Teil nicht traditionell-frankfurterisch genannt werden können. Ein fremder Zug macht sich in diesem Baudenkmale auffällig bemerkbar. Die Ornamente des Oberbaues, zum Teil aufgeschraubte Holzplatten, überziehen wie eine Inkrustation die ganze Fläche der Front, so daß nicht das geringste Teilchen von Putz zwischen den konstruktiven Teilen übrig gelassen ist, auch sind die ornamentalen Füllungen nicht nach Maßgabe des Pfosten- und Riegelwerkes verteilt, sondern sie nehmen auf dessen Abgrenzungen keine Rücksicht und laufen darüber hinweg. Aber dieses unorganische Wesen wird reichlich aufgewogen durch die interessante, formgewandte Durchbildung der Einzelheiten, die dem Hause längst einen baugeschichtlichen Ruf verschafft haben. Echt frankfurterisch dagegen präsentiert sich der stattliche Bau der Goldenen Wage (1624) an der Ecke des Alten Marktes und der Höllgasse, da wo die alte Krönungsstraße am Dom endigt. Hier ist das Riegelwerk des Oberbaues an sich dekorativ mitwirkend, der Unterbau ist fast bis zur statischen Grenze mit prächtigen von Diamantquadern gezierten Rundbogen und Pfeilern durchbrochen, in dieser Hinsicht das kühnste Beispiel in der Altstadt, das fast an das, den modernen eisernen Unter-

bauten zugrunde liegende Bauprogramm erinnert. Das Innere der Goldenen Wage ist glücklicher Weise erhalten geblieben und ein glänzendes Beispiel für die gediegene Pracht des Hauses eines wohlhabenderen Bürgers der damaligen Zeit. Vor allem ist es in dem noch unversehrten Milieu das Empfangszimmer im ersten Obergeschoß, das bewundert werden muß. Es hat eine in Frankfurt einzigartige, reichgeschmückte Stuckdecke mit figürlichen Reliefs und dann eine reich intarsierte und geschnitzte Türe, mit prachtvoll ziseliertem großen Kunstschloß. Auf dem Dache des Hauses befindet sich eine malerisch angelegte offene Laube, ein sogenannter hängender Garten, der vielfach im Alten Frankfurt, wenn auch nicht immer in solch großartiger Anlage, vorkommt. Von den übrigen zahlreichen bemerkenswerten Teilen des Gebäudes sei hier nur noch der prachtvolle Wendelstein und ein derb geschmiedetes eisernes Tor in dem engen Höfchen erwähnt.

Zu dem Typus der Goldenen Wage gehören auch die Häuser Saalgasse 31 und das Goldene Kännchen in der alten Mainzergasse 11. An letzterem sind in jüngerer Zeit zwei Eckpfosten freigelegt worden, deren unterer volkstümliche ornamentale Schnitzereien aufweist, während der obere Pfosten von einem streng antik gezeichneten Doppel-Flechtband ausgefüllt wird, ein einzigartiges Vorkommnis in der Alt-Frankfurter Ornamentik; vielleicht ist dieses Motiv aus dem Skizzenbuche eines weit gereisten Gesellen hierher geraten. Ein anderes in Frankfurt vereinzelt dastehendes Prachtstück der Deutschen Renaissance-Architektur ist das in der Baugeschichte berühmte Treppentürmchen des Hauses Laderam-Alt Limpurg im Römerhofe aus dem Jahre 1627, das gänzlich durchbrochen, den Treppenlauf frei sichtbar macht. Es ist eines der wenigen architektonischen Prunkstücke der Altstadt, das ganz allein für sich, von dem Organismus des Hauptgebäudes losgelöst, bestehen kann und das um seiner selbst willen bewundert werden darf. Als eigenartiger Bau verdient hier auch der Große Speicher in der Rotkreuzgasse genannt zu werden, hauptsächlich wegen der Fassade eines im Hintergrunde des geräumigen Innenhofes sich erhebenden, einstöckigen Flügels (1590), dessen Obergeschoß auf das reichste

in Holz geschnitzt ist, aber so, daß die Konstruktion nicht wie am Salzhaus durch die Ornamentik verwischt wird. Neben ausgesprochenen Renaissance-Motiven in den figürlichen Hermen zwischen den Fenstern treten in den Fensterbrüstungen noch spätgotische Maßwerke auf. Das steinere Untergeschoß ist gegen diesen Formenreichtum ganz einfach gehalten. Unter den sonstigen wertvollen Einzelheiten des Großen Speichers erwähnt der Vortragende noch die alte Prunkstube im Erdgeschoß des Westflügels, deren Fensterstellung im Innern mit zierlichen Säulchen, Flachbogen und spätgotisch profilierten Fensterrahmen reich geschmückt ist. Erwähnenswert sind auch die beiden stattlichen flachgeschnitzten Holzgiebel der alten Saalhof-Fassade an der Saalgasse, bei denen ein beliebtes Kerbschnitt-Bandmotiv den Umriß einfaßt. Ein Prachtstück spezifisch Alt-Frankfurter Architektur ist auch das Haus „Silberberg" in der Römergruppe an der Limpurgergasse (1595), dessen Straßenfront und Hoffront gleich wertvoll sind. Hier sind die Obergeschosse nach Frankfurter Brauch fast gänzlich nach Maßgabe der Pfosten-Zwischenräume mit schmalen Fenstern durchbrochen, die in größerer Anzahl stellenweise durch ein volles Gefach zu einer Gruppe zusammen geschlossen werden. Auch dieser Bau ist reich an vornehm durchgebildeten Tragsteinen. Von solchen anderer Häuser führt der Vortragende eine größere Anzahl im Lichtbilde vor. Sie unterscheiden sich hauptsächlich durch die Zahl und Art ihrer horizontalen Abteilungen; sehr schöne Bildungen finden sich Fahrtor 1 und Barfüßergasse 2. Auch von den charakteristischen Masken der Schlußsteine in den Rundbogen wird eine Entwicklungsreihe vorgeführt. Bemerkenswert sind diejenigen am Hause Zum Buchsbaum Saalgasse 3, dann Saalgasse 36 am Hornek, Schnurgasse 71 und Kruggasse 8 (abgebrochen).

Ein anziehendes Kapitel in der Alt-Frankfurter Baukunst bilden die malerischen Hofarchitekturen, an denen die Stadt besonders reich war. Sie treten in einfacherer Weise schon in der spätgotischen Zeit auf, meist wird das oberste Geschoß der Hoffront nach außen hin in Form einer Loggia geöffnet, oft auch das unterste Geschoß in ähnlicher Weise zurückgezogen, wobei dann die Vorderwand der Obergeschosse durch mächtige hölzerne Säulen abgefangen wird. Von diesen

Säulen (die seltener in Stein ausgeführt wurden) gibt es noch eine Anzahl, die von den einfachsten Formen bis zur reichsten Pracht entwickelt sind. Zu den letzteren gehört als einzigartiges Schaustück die allerdings schon zum Barock hinneigende, mächtige Holzsäule des Hauses Schönstein, das sich ehemals an der Ecke der Alten Mainzergasse und des Römerberges erhob. Dieselbe befindet sich jetzt im Historischen Museum; ihr gewundener Schaft ist mit einem prächtig geschnitzten, aufstrebenden Weinornamente verziert. Diese malerischen Höfe und Höfchen waren ein besonderes Studienfeld für unsere einheimischen Künstler, wie Reiffenstein, Becker, Lindheimer und Mylius (um die ältere Generation zu nennen).

Zum Schlusse erörtert der Vortragende noch die Frage, wie sich der kunstliebende Laie gegenüber von Bauwerken der Altstadt verhalten mag, die keinerlei Kunstform aufweisen und nur durch ihr reines Gefüge, durch ihre Ueberhänge und aufstrebenden Dachlinien im Straßenbild mitwirken. An diesen Bauten gibt es abgesehen von allgemeinen kulturhistorischen Erwägungen wenig Fesselndes. An ihren Einzelformen ist gewiß oft kaum etwas Bewundernswertes. Aber trotzdem: gerade diese so überaus bescheidenen Denkmäler vergangener Zeiten sollen wir — lieben.

Der vierte Vortrag behandelte den Palastbau und das Bürgerhaus des Barock und Rokoko. Auch im Ausgange des XVII. und im XVIII. Jahrhundert steht Frankfurts Baukunst unter dem Zeichen der Mäßigung. Von der malerischen, überquellenden Art des Barock und von strenger klassizistischer Auffassung finden sich hier nur Anklänge, dafür herrscht wiederum ein durchaus lokaler Charakter als Fortbildung der älteren Tradition vor. Neben ganz massiv errichteten neuen Bauten bleibt auch noch die gemischte Bauweise mit hölzernen Obergeschossen beliebt; sehr oft ist das alte steinerne Untergeschoß dem veränderten Geschmacke angepaßt worden, ebenso die Obergeschosse, bei denen ein Auswechseln des äußeren Gewandes keine größeren Schwierigkeiten verursachte. Reichere ornamentale Formen scheinen sich mehr im Innern, zum Beispiel an Stuckdecken entwickelt zu haben, dann aber auch an bemalten Fassaden, die nach dem Dreißigjährigen Kriege üblich wurden. Von diesen ist kaum mehr etwas

erhalten; sie müssen eine Zeitlang im Straßenbilde geradezu tonangebend gewesen sein, wie wir nach Schütz' wundervollem Bilde des Liebfrauenbergs (im Städelschen Kunstinstitut) noch ahnen können. Von den Werken des Übergangs von der Renaissance zum Barock war das Rote Haus auf der Zeil, das sich an der Stelle der jetzigen Hauptpost erhob, jedenfalls das wertvollste. Seine Front hatte in der Höhe und Breite eine für die damalige Zeit bedeutende Ausdehnung, die drei massiv steinernen Geschosse waren mit ununterbrochenen Reihen gleichartiger Fenster bedeckt, über dem Dachgesims erhoben sich drei mächtige frontale Giebelaufbauten mit Säulen und Gesimsen. Eine reifere künstlerische Lösung wohnte aber dieser stattlichen Front nicht inne. Eine andere große Aufgabe bot der Neubau des Deutsch-Ordenshauses (1709). Auch hier sind die langen Fronten einfach behandelt. Die Hauptfassade an der Brückenstraße jedoch erhielt einen würdigen, der Bedeutung des Baues entsprechenden Schmuck, in dem schönen Portal, in dessen Balkon-Grundriß die eigentliche, bewegte und gebogene Barocklinie zum Ausdruck kommt, was im alten Frankfurt nur sehr selten der Fall war. Die schlichten Hoffassaden sind im Erdgeschoß von rundbogigen Hallen durchbrochen. Das weiträumige, groß angelegte Treppenhaus, die mächtigen Rittersäle mit ihren reichen Stuckdecken sind von imposanter Wirkung. Es darf nicht übersehen werden, daß hier der Frankfurter Barock noch gleichsam in einem Anfangsstadium begriffen ist, während er um dieselbe Zeit in Frankreich schon ziemlich vorüber war. Wertvolle Barockfassaden ohne Giebel sind der Brüsseler Hof in der Großen Gallusgasse (1717) und der Eberbacher Hof (1716) mit wirkungsvollem von Säulen flankiertem Eingangstor und einem zweigeschossigen Steinerker über Eck. Bei allen genannten Bauten sind die Fensterumrahmungen sehr einfach nach einem immer wiederkehrenden Schema behandelt; an den Ecken des Sturzes und der Bank ist die Umrahmung zu sogenannten Ohren herausgekröpft und zeigt oft flach gehaltene, herumlaufende Architravgliederung. Eine ganze Anzahl von Fassaden mit einheitlichen steinernen Frontgiebeln ist uns erhalten. Das Haus Zu den drei Schinken in der Saalgasse (1713 bis 1714) ist wohl das einfachste Bei-

spiel dieser Art. Über der Dachtraufe heben zwei, von einfach geschwungenen Volutenanlegern flankierte Pilaster ein flaches Giebeldreieck in die Höhe, über der niedrigen Fensterreihe zwischen den Pilastern befinden sich kleine eliptische Fenster, ein ebensolches noch im Giebeldreieck. Das Haus ist auch dadurch interessant, daß es einen steinernen Überhang besitzt, wodurch ein gewaltiger Entlastungsbogen zwischen den beiden Brandmauern und den Fensterreihen der beiden Obergeschosse nötig wurde. Das Erdgeschoß zeigt noch die altüberlieferten Renaissance-Rundbogen mit schönen Steinmasken. Die Fensterbrüstung-Flächen sind an diesem Hause besonders groß bemessen, sie boten Raum für Bemalung, die aber längst verschwunden ist. Ein ähnlicher Giebelaufbau erhebt sich auf der ganz glatten Front des Hauses Giorgi in der Bleidenstraße; hier sind die Giebelanleger reicher ausgebildet und, was sonst nirgends mehr vorkommt, mit in die Länge gegezogenen, dem Umrisse angepaßten Masken versehen. Kräftig behandelte Giebel zeigt auch der Arnsburger Hof in der Predigerstraße (1717); statt des oberen Dreiecks erscheint ein rundbogiges Feld und die Giebelfenster haben flachbogige Verdachungen mit Muschelornamenten. Neben die Anleger sind noch kleine Sockelstücke nach außen hin gesetzt. Die Linienführung der Voluten ist hier weitausladend und breit. Der wertvollste Barockbau Frankfurts ist der 1715 bis 1717 errichtete südliche Teil des Saalhofes. Seine Mainfront hat ausgesprochenen palastartigen Charakter. Auch hier kommt die Frankfurter Eigenart, in den durch keine senkrechte Teilung unterbrochenen Fensterreihen der Obergeschosse zum Vorschein. Jedes Geschoß hat sein besonderes Fensterschema, das mittlere Hauptgeschoß trägt über den Fensterstürzen flachbogige, hochgeschobene Verdachungen, die mit dem häufig hier angewandten Muschelornament verziert sind. Die Fenster des oberen Geschosses haben im Sturz und in der Bank in der Mittelachse dicht gegeneinander gekehrte aus dem Rahmen entspringende, kräftig hervorgehobene Voluten, ein in Frankfurt ebenfalls öfters angewandtes Motiv. Über dieser, in ihrer gesamten Fläche keineswegs barock gegliederten Front erheben sich im selben Sinne wie bei den vorgenannten Bauten, jedoch viel stattlicher ausgebildet, zwei zweigeschossige

Giebelaufbauten mit durchlaufenden, korinthischen Pilastern und dreifach gebrochenem, seitlich verkröpftem oberen Gesimsabschluß. Die Anleger sind reichlich mit Blattwerk verziert und die Fensterbrüstungen des unteren Giebelgeschosses mit einer Scheinbalustrade ausgefüllt; das obere Giebelfenster ist wiederum eliptisch. Die großzügigste Barockfassade in Frankfurt ist trotz aller Einfachheit das Haus Lichtenstein auf dem Römerberg (1725). Die mächtigen rundbogigen Öffnungen des Erdgeschosses mit darüber liegenden Bowellagenfensterchen sind noch ein Erbteil der älteren Epoche, darüber zwei einfach behandelte Obergeschosse mit je vier mächtigen Fenstern, die wohl die größtbemessenen ihrer Art in der Altstadt sind. Die hauptsächliche Wirkung aber liegt darin, daß der Giebelaufbau die ganze Breite der Front ausfüllt; er ist in einfachen, edlen Umrissen gehalten und wirkt wohl deshalb besonders groß, weil zwischen seinem oberen und unteren Teil kein durchschneidendes horizontales Gesims gezeichnet ist. An dieser Fassade fehlt die Verwendung des Pilasters. Es gibt nun einige Fassaden, bei welchen die geschilderten Motive in kleineren Abmessungen, in gedrängterer Anordnung, dabei aber mit einem größeren Aufwand von Zierformen wiederkehren. Es sind dann gewöhnlich die Verdachungen der Fenster des ersten Obergeschosses, welche abwechselungsreicher behandelt werden, oder auch die Portale, bei denen Figurenschmuck mit Vorliebe auf die aufgebrochenen Giebelstücke gelagert wird, während dazwischen in der Mitte eine dekorative Kartusche mit dem Hauszeichen oder einem Wappen naturgemäß Platz findet. Auch die Absätze des Frontgiebels erhalten dann Figurenschmuck oder Vasen als freie Endigung. Beispiele dieses Fassadentypus sind vor allem das Haus Wolf, Fahrgasse 16 (um 1720) und das 1899 niedergelegte Haus Pasquai-Parrot an der Zeil (um 1725), dessen Giebelaufbau und Fenster des Hauptgeschosses jedoch glücklicherweise vor dem Untergange bewahrt blieben und am Hause Untermainkai 12 wieder aufgebaut wurden. In den Einzelheiten dieses Hauses ist ein gewisser französischer Einfluß erkennbar.

Es ist merkwürdig, daß gerade bei diesen vornehmeren, palastartigen Bürgerhäusern eine direkte Anlehnung an die klassische Palastarchitektur nur in geringem Maße stattfindet.

Trotzdem haben wir, und gerade bei bescheideneren Bauten, eine Nachahmung größerer Pfeilerarchitektur, die aber immerhin in der örtlichen Tradition befangen bleibt. Das schönste Beispiel dieser Art ist das Haus Allerheiligengasse 33 (1715), bei dem die Pfeiler in allen Geschossen als Trennungen zwischen die gekuppelten Fenster gesetzt sind, und dessen Horizontalgesimse sich in den oberen Geschossen den Pfeilern entsprechend verkröpfen. Eine diesem Hause stark verwandte Fassadenbildung findet sich an dem nur drei Achsen schmalen Hause Gelnhäusergasse 13, dessen Brüstungsflächen, wie an den Drei Schinken in der Saalgasse wohl mit Malerei belebt waren. Eine Palastfassade, bei der das palladianische Motiv eines mit korinthischen durchlaufenden Pilastern besetzten Mittel-Risalites verarbeitet ist mit dem traditionellen Schema und mit schon starken Einflüssen des Rokoko ist das stattliche Haus Behagel in der Großen Gallusgasse 12 (1746); seine Stilfassung muß eigentlich schon als Barock-Rokoko bezeichnet werden. Es zeigt klassisch profilierte Gesimse und eine reiche, vornehme Ornamentik. Die Fensterstürze und Türstürze sind schon sämtlich stichbogig mit Mittel-Agraffen. Ein in seinen Formen unentschiedener Bau ist der Engeltaler Hof in der Töngesgasse (1720), der das selten (zum Beispiel auch Töngesgasse 17) vorkommende Motiv von ganz flachen, ausgekragten Erkervorlagen an den beiden äußersten Enden der Front aufweist. Die Mittelachse dieses Hauses ist durch einen Balkon und reichere Fensterverdachungen hervorgehoben. Frankfurt besitzt noch eine größere Anzahl von Bauten mit wertvolleren Einzelheiten im Barockstil, namentlich einzelnen Portalen vor einfachen altertümlichen Fassaden, und ferner ganze einheitliche Unterbauten. Als Beispiele seien hier genannt, das schöne Portal Seckbächergasse 11, ein Juwel gediegener kleinbürgerlicher Baukunst, und ein einfacheres Trierische Gasse 29, und als charakteristische Unterbauten Saalgasse 40 und Alter Markt 13; bei letzterem Beispiel sind die Türstürze zu einer wellenförmig über die ganze Fläche laufenden Linie zusammengezogen, die unter den Tragsteinen hindurch läuft, ein Motiv, das namentlich in der Gegend des Alten Marktes beliebt war. Bei dem letztgenannten Beispiel sind die schlußsteinartigen Agraffen stark vom Rokoko beeinflußt. Bei der

Gruppierung solcher Einzelmotive findet man, daß dieselben gewissen Stadtvierteln eigentümlich sind; so beachtet man etwa in dem Schnurgassenviertel und in dem Saalgassenviertel besondere Stilabarten, ähnlich den in früherer Zeit in verschiedenen Stadtteilen herrschenden Dialektvarianten.

Das Rokoko hat im alten Frankfurt einen geradezu offiziellen Einzug gehalten durch das Palais Thurn und Taxis, das Fürst Anselm Franz von 1732 bis 1741 sich durch den ersten Architekten der damaligen Zeit, durch Robert de Cotte, den Hofarchitekten Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. errichten ließ. Schon dadurch zählt dieses Palais zu den wichtigsten Baudenkmälern unserer Stadt und Süddeutschlands. Seine Erhaltung ist, nachdem es kürzlich in den Besitz der Stadt übergegangen, nunmehr gesichert. Im Grundrisse ist es durchaus den französischen Hôtels vom Ende des XVII. und Anfang des XVIII. Jahrhunderts, wie sie sich unter Levau, Lassurance und Delamaire entwickelt hatten, nachgebildet. Die Fassaden sind sehr einfach gehalten; reicher durchgebildet ist die Hoffront mit einem Risalit, welches toskanische und jonische Säulenstellungen übereinander und entsprechenden Dreieckgiebel aufweist, und dann die Gartenfront mit einem ausspringenden, den Festräumen entsprechenden, von einer Kuppel überragten Mittelteil; diese Gartenfront ist, was gut abgewogene Verhältnisse und feinste Durchbildung aller Einzelheiten betrifft, eine der schönsten und wertvollsten Architekturen der Stadt und eines de Cotte, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und eine außerordentliche Erfahrung im Palastbau besaß, durchaus würdig. Die leider nur zum Teil noch erhaltenen Dekorationen des Inneren waren in vornehmstem Rokoko durchgeführt; die Stilfassung des Äußeren ist Barock-Rokoko. Gerade diese Mischung ist nun in der Folge bis gegen Ende des Jahrhunderts mit Vorliebe in Frankfurt zur Verwendung gelangt. Stichbogen mit Rokoko-Agraffen, durchlaufende einfachere Gurtgesimse und manchmal ein flach vorspringendes Mittelrisalit mit einfachem Giebel, gequaderte Ecklisenen sind die Hauptkennzeichen dieser Gattung. Bei den Überhängen, die dann nur noch über dem Erdgeschoß gestattet sind, kommen rokokoartige Tragsteine hinzu und an den hölzernen Obergeschossen manchmal eine Inkrustation mit

maßvollen Stuckornamenten, die dann eher einen ausgesprochenen Rokoko-Charakter tragen. Das eigentliche Rokoko-Ornament erstreckt sich auf die Füllung der großen Dreieckgiebel, wo es die in spielenden Formen ausgeschnittenen, oft schräg gegeneinander geneigten Giebelfenster umsäumt; es ist dann aus Stuck oder aus geschnitzten, aufgeschraubten Holzstücken.

Dem Behagelschen Hause verwandt war der ehemalige unter Landgraf Ludwig VIII. von Hessen, 1753 bis 1757 errichtete Darmstädter Hof auf der Zeil (abgebrochen 1899) Er hatte ein stattliches Mittelrisalit mit Balkon, jedoch waren die Flügel der Front in bezug auf die allzueinfachen Fensterumrahmungen in diesem Zusammenhange etwas nüchtern ausgefallen.

Ein für Frankfurt typischer Bau im Barock-Rokoko mit einem Überhange und auf das Fachwerkgerippe aufgesetzter Architektur ist das Haus Karpfengasse 7. Ein glanzvollerer Vertreter dieser Art war das vor kurzem niedergelegte Haus Kovatschek an der Ecke des Goetheplatzes und der Junghofstraße, das einer der am anmutigsten durchgebildeten Bauten jener Zeit gewesen ist. Als eine der schönsten, echt frankfurterischen Barock-Rokoko-Fassaden verdient das Haus Schnurgasse 36 besondere Beachtung; es ist durchaus massiv mit Mittelrisalit, aber ohne Säulenstellung. Die Ecken sind von flachen Quaderstreifen eingefaßt, die Fensteröffnungen von ausgezeichneten Verhältnissen. Die Brüstungsgitter in den Fenstern sind vortreffliche Proben des damaligen, auf hoher Stufe stehenden Schmiedehandwerks. Prachtvolle geschmiedete Oberlichtgitter sind auch an dem schönen, ganz in Rokoko gehaltenen Unterbau des Hauses Saalgasse 23, Zur Hangenden Hand, erhalten. Dieser Unterbau zeigt zugleich die für Frankfurt typische Form der Rokoko-Konsole, die eine beträchtliche Höhe hat, und der reicheren Agraffen. Vortreffliche ornamentale Einzelheiten finden sich auch am Großen Kaufhaus (1749) auf der Neuen Kräme. Ein Haus mit Überhang und hölzernen Obergeschossen, dessen einziger Schmuck ein reich behandeltes Giebelfeld ist, ein guter Vertreter von einfachster Fassadengestaltung bei erheblicher Frontlänge, ist das Haus Große Gallusgasse 10.

Frankfurt besitzt unter den Baudenkmälern dieser Stil-Epoche ein einziges, das wohl den einfachsten Bürgerhäusern zugezählt werden kann und doch in der ganzen Welt bekannt geworden ist: das Goethehaus. Das Freie Deutsche Hochstift hat diesem Nationalheiligtume eine bis in das Kleinste sich erstreckende, andauernde Baupflege zu Teil werden lassen, die vorbildlich sein sollte für manche andere Baudenkmäler unserer Stadt und die nur ihresgleichen findet in dem Wirken des Dombauvereines für den Kaiserdom. Vom künstlerischen wie vom technischen Standpunkte kann man heute noch dem Umbau von 1755 bis 1756, der aus dem verständnisvollen Zusammenwirken des erfahrenen Rat Goethe und einiger tüchtiger, nach guten Traditionen arbeitenden Handwerker hervorgegangen war, das beste Zeugnis ausstellen.

Der fünfte Vortrag behandelte die italienischen Einflüsse und den Stil Louis Seize. Der Stil Louis Seize ist verhältnismäßig spät in Alt-Frankfurt zur Anwendung gekommen. Etwa ein halbes Jahrhundert nachdem das Rokoko durch das Palais Thurn und Taxis seinen Einzug gehalten hatte, wurde 1788 bis 1792 der Russische Hof an der Zeil erbaut (abgebrochen 1891) und damit ein Palast von unverkennbar italienischer Formengebung dem Kreise der einheimischen Baudenkmäler einverleibt. Diese italienischen Motive boten dann den Architekten mannigfache Anregung für den Bau stattlicher Bürgerhäuser und sie vermischten sich mit den traditionellen Motiven und mit den eindringenden Formen des Louis Seize. Aus dieser Mischung resultiert wiederum ein eigenartiger Frankfurter Typus vom Ende des XVIII. Jahrhunderts. Ähnlich wie der Fürst von Thurn und Taxis den Bau seines Palais' einem hervorragenden Architekten anvertraut hatte, so wandte sich (nach gedruckter Überlieferung) der Bauherr des Russischen Hofes, der aus Italien stammende Großkaufmann Franz Maria Schweitzer, an den Kurpfälzischen Hofarchitekten Nicolas de Pigage. Ein Zeugnis für die Wertschätzung, welche der Bau bald nach seiner Vollendung schon erfuhr, besitzen wir in den Aufzeichnungen, die Goethe, auf seiner dritten Reise in die Schweiz begriffen, bei dem Aufenthalte in seiner Vaterstadt (3. bis 25. August 1797) niederschrieb.

Nicht nur die Fassade des Russischen Hofes mit ihrem von vier toskanischen Säulen getragenen Balkon und den stattlichen Fensterumrahmungen, sondern auch die Anordnung und Ausgestaltung der Innenräume, der dreischiffigen Einfahrt, des Treppenhauses waren von klassischer Vollendung. Die Motive des Louis Seize klingen jedoch hier nur erst ganz leise an. Direkte Beeinflussung durch den Russischen Hof, namentlich durch die Architektur von dessen Hof, zeigt der Große Korb (1795) auf dem Großen Kornmarkt. Verwandtschaft mit dem Russischen Hof und beiderseitigen Einfluß von italienischer Renaissance und Louis Seize verraten auch die Häuser: Mumm, Zeil 36, erbaut 1791 bis 1793 (abgebrochen 1904) und Rothschild, erbaut 1793 bis 1797, dessen Planleger wahrscheinlich der Stadtbaumeister Heß der Ältere war. Die letztere noch erhaltene Fassade darf in ihrer vortrefflichen künstlerischen Auffassung und vornehmen Formgebung als eine der wertvollsten jener Zeit eingeschätzt werden. Am großartigsten kam die Sonderart des Frankfurter Louis Seize in dem imposanten Englischen Hof, Roßmarkt 13, erbaut 1797 (abgebrochen 1904), zum Ausdruck. Diese edle und harmonische Leistung, die mit einfachen Mitteln einen bedeutenden Eindruck erzielte, hatte ein sieben Achsen breites, von einer Balustrade gekröntes Mittelrisalit, während die Fenster der je vier Achsen breiten Flügelteile im ersten und zweiten Obergeschosse durch glatte Rücklagen senkrecht übereinander zusammengezogen waren; diese letztere Anordnung kehrt auch im Hofe des Großen Braunfels wieder. Das schon im Barock-Rokoko beliebte Motiv durchlaufender Pilaster wird auch jetzt noch mannigfach verwandt. Ein schönes Beispiel ist das Doppelhaus Brückhofstraße 2 und 4, und das diesem Paar verwandte Haus Großer Kornmarkt 18, erbaut 1789, ferner Großer Hirschgraben 10 (der beiden Louis Seize-Kirchen, deren Fassaden ebenfalls mit Pilasterstellung geschmückt sind, ist im ersten Vortrage schon gedacht worden).

Die älteren Bauten mit steinernem Erdgeschoß und hölzernen Obergeschossen, die sich so vortrefflich den Formen des Barock-Rokoko anbequemt hatten, machten mit Leichtigkeit eine ähnliche Veränderung in den bald darauf modern gewordenen Louis Seize durch. Die stichbogigen Stürze wur-

den gradlinig gemacht und statt der barocken Konsolen, solche in dem bekannten Triglyphenschema, dem die Frankfurter Steinmetzen unzählige Variationen abgewannen, eingesetzt. Dann verstand man es auch ausgezeichnet, die leeren Wandfelder mit den charakteristischen flachen Auflagen, deren Unterkante immer wieder einen rechtwinkligen Ausschnitt erhielt, zu dekorieren, und gerade in diesen strenglinigen Füllungen haben die Frankfurter Meister Vortreffliches geleistet und mit einfachen Mitteln große Wirkungen erzielt. Gerade diese Epoche läßt die Steinmetzen zu einer gewissen eleganten, anmutigen Formgebung greifen, die in den früheren Epochen in diesem Maße naturgemäß nicht vorhanden gewesen war. Auch die übrigen bekannten Requisiten des Louis Seize, die hängenden Guirlanden, hängenden Tücher, eliptischen Rosetten, Zahnschnittfriese, die sogenannten Pfeifenfriese, Vasenbildungen, Füllhörner, Fackeln, Mäander-Schemata und Akanthusranken werden gerne, namentlich in der Innenausstattung, jedoch maßvoll benutzt. Von den oben in Holz und unten in Stein konstruierten Bauten ist noch eine größere Anzahl erhalten. Als wichtigere seien genannt: Lindheimergasse 30, Ecke der Töngesgasse; das Haus Zum Falkenstein, Predigerstraße 11, Ecke Fahrgasse (erbaut 1792); Schnurgasse 67; Fahrgasse 32 und Buchgasse 4 und 6. Auch eine große Anzahl geschmackvoll geschnitzter Haustüren ist an derartigen Bauten noch erhalten. In jener Zeit entstanden bescheidenere bürgerliche Häuser von einer so feinen formalen Abrundung, daß sich auch berühmte Architekten als deren Planleger nicht hätten zu schämen brauchen. Wie verfeinert der Formensinn der damaligen Steinmetzen war, das zeigen als vortreffliche Beispiele die Denkmäler eines kleinen Sondergebietes: die Pumpensäulen des Klapperbrunnen (1789), des Löwenbrunnen (1781) und des Fischerbrunnen (1782).

Als in den letzten Jahren des XVIII. Jahrhunderts das Streben nach einer unverfälschteren Klassizität immer mehr durchdrang, da konnten sich die bürgerlichen Bauten Frankfurts auch diesen strengen Forderungen mühelos und ohne gänzliche Beseitigung der lokalen Tradition anpassen, eben weil die ganze lokale Entwicklung stets in gemäßigten und begrenzten Bahnen verlaufen war. Das vornehmste Werk

jener in den Empirestil ausklingenden Epoche ist wohl das Haus Passavant-Gontard, Bockenheimer Landstraße 42, das um das Jahr 1800 entstanden sein mag. Als Planleger gilt der französische Ingenieur-Offizier und Architekt, spätere Baudirektor des Großherzogs von Würzburg, Nicolas Alexandre Salins de Montfort, der wiederholt in Frankfurt als Privatarchitekt tätig gewesen zu sein scheint. Dieser einfach und klar disponierte Bau mit seinem von vier jonischen Säulen getragenen Balkon ist wohl eines der schönsten, künstlerisch hervorragendsten Baudenkmäler des Alten Frankfurt. Erlangers Gartenhaus in der Bockenheimer Anlage zeigt mit diesem Baue einige Verwandtschaft; vielleicht ist es ebenfalls Salins zuzuschreiben. Die folgenden Jahrzehnte vollziehen dann auch in Frankfurt den vollständigen Übergang zur direkten Nachahmung antiker Formen, die dann in vielen Fällen noch eine Vereinfachung bis fast an die Grenze der Nüchternheit erfährt. Als letztes Monumentalwerk aus dem frühen XIX. Jahrhundert besitzen wir die Stadtbibliothek von Johann Friedrich Heß dem Jüngeren, der in Paris und in Italien studiert hatte, 1820 bis 25 erbaut; sie vereinigt klassisch-römische Motive mit französischem Empire.

Ob es möglich sein wird, die Alt-Frankfurter Tradition auch im XX. Jahrhundert in modernem Gewande und den modernen Bauprogrammen angepaßt zu einer eigenartigen Blüte wiederaufleben zu lassen, bleibt kommenden Zeiten und kommenden Architekten vorbehalten.

Die Mechanik des Geisteslebens.

Von Professor Dr. Max Verworn in Göttingen.

I.

Leib und Seele.

Der scheinbare Widerspruch, der in dem Ausdruck „Mechanik des Geisteslebens" liegt, erfordert zunächst eine Erörterung über die Beziehungen von Leib und Seele; denn seit alter Zeit pflegt der Mensch das menschliche Wesen in dualistischer Weise zu spalten und das Körperliche, Mechanische zum Geistigen, zur Seele in Gegensatz zu bringen. Die Idee dieses Dualismus stammt aus einer so frühen Entwicklungsstufe des menschlichen Denkens und hat die Weiterentwicklung des letzteren so vollkommen beherrscht, daß unsere Sprach-, unsere Wortbildung sich ganz unter dem Einfluß dieser dualistischen Vorstellung vollzogen hat. Darin liegt eine große Schwierigkeit für die gegenseitige Verständigung über diese Dinge, sobald wir an eine kritische Diskussion der Berechtigung dieses Dualismus herantreten wollen; denn die dualistische Sprache stellt uns mit den unumgänglichen Ausdrücken wie Leib und Seele, Körper und Geist, Physiologie und Psychologie 2c. von vornherein schon immer auf den dualistischen Standpunkt. Diesen Übelstand müssen wir im Auge behalten, wenn wir die Beziehungen zwischen Leib und Seele vorurteilsfrei diskutieren wollen. Die Diskussion läuft aber Gefahr, noch durch einen andern Umstand beeinflußt zu werden. Es hat nicht bloß die allgemein im Volke verbreitete Vorstellung den Dualismus von Leib und Seele entwickelt und erhalten, sondern auch die wissenschaftliche Forschung hat ihn zum Teil sanktioniert mit der Lehre vom „psychophysischen Parallelismus". Diese Lehre sagt, daß mit bestimmten körperlichen Vorgängen im Gehirn stets und untrennbar auch bestimmte geistige Vorgänge parallel gehen. Sie erkennt also damit die Existenz beider Reihen von Vorgängen, d. h.

den Dualismus von Leib und Seele ohne weiteres an. Seltsamerweise aber versucht anderseits die Wissenschaft wieder diesen Dualismus zu beseitigen und in monistischem Sinne aufzulösen; denn ein Dualismus ist noch kein Endpunkt der Erkenntnis. Jeder Erkenntnisprozeß ist ein Reduktionsprozeß, eine Zurückführung von unbekannten Komplexen auf bekannte Elemente. Eine konsequent bis zu Ende geführte Erkenntnis wird also in letzter Instanz zu einem einheitlichen Prinzip führen, d. h. monistisch sein müssen. In diesem Sinne sind die verschiedenen Versuche aufzufassen, die entstanden sind, den Dualismus von Leib und Seele in monistischem Sinne aufzulösen, wie der Versuch des Materialismus, der die geistigen Vorgänge auf materielle zurückzuführen versuchte, wie in neuerer Zeit der Versuch Ostwalds, der die körperlichen wie die geistigen Vorgänge als Energieumsetzungen auffaßt, wie die seit Spinoza mannigfach modifizierten Identitätslehren, welche die körperlichen und geistigen Vorgänge nur als zwei verschiedene Seiten einer in Wirklichkeit einheitlichen Veränderung ansehen. Keiner dieser verschiedenen Versuche hat sich allgemeine Anerkennung zu erringen vermocht, weil sie alle nur scheinbare Lösungen des Dualismus liefern. Ihr gemeinsamer Fehler liegt darin, daß sie alle das Nebeneinanderbestehen der beiden Reihen, der körperlichen und der geistigen, unbesehen voraussetzen. Dagegen zeigt eine kritische Prüfung, daß in Wirklichkeit gar nicht zwei Reihen nebeneinander bestehen. Vielmehr liegt die Sache so, daß wir diese beiden Reihen nur in die Wirklichkeit theoretisch hineinkonstruiert haben.

Wie ist der Mensch zu dieser Konstruktion gekommen? Der Ursprung der Konzeption einer dualistischen Spaltung des menschlichen Wesens liegt weit in der prähistorischen Zeit, im Beginn der neolithischen, vielleicht schon im Ausgang der paläolithischen Kulturperiode. Ihre Quellen waren die Beobachtungen des Todes und des Traumlebens, ohne daß man die eine von diesen beiden als die ältere betrachten könnte. Man sah seinen Freund oder Verwandten, der vor kurzem noch sprach und handelte und empfand und sich bewegte, plötzlich kalt und stumm und regungslos ohne Empfindung, ohne Atem, ohne Herzschlag. Da lag auf einer bestimmten

Stufe des menschlichen Denkens der Gedanke nahe, daß etwas aus ihm heraus sei, etwas Unsichtbares, das vorher in ihm sprach und atmete und empfand. Man sah ferner in der Nacht plötzlich einen Freund oder Bruder, der kürzlich verstorben war und in seiner verlassenen Hütte oder Höhle lag, oder man sah einen Menschen, der weit in ferne Lande gegangen war, in der Nacht im Traume und sah ihn handeln und sprechen wie sonst. Das konnte nur so gedeutet werden, daß ein feines, hauchartiges Wesen von seiner Form und Gestalt und von seinem Empfinden und Denken und Handeln seinen Körper verlassen hatte und auf die Wanderschaft gegangen war, genau so, wie man selber im Traume auf die Wanderschaft ging in ferne Gegenden, während doch der Körper, wie alle Hüttengenossen wußten, nicht aus der Hütte herausgegangen war. Alle diese Beobachtungen mußten mit einer gewissen Notwendigkeit das primitive Denken zu der Theorie führen, daß im Menschen während des Lebens zwei Wesen miteinander vereinigt sind, ein grobes, greifbares, fühlbares Wesen, der Körper, und ein feines, luftartiges, nicht faßbares Wesen, die Seele, die sich beide im Schlaf und im Tode zu trennen vermochten. Das sind die Wurzeln der Seelenidee, des Dualismus von Körper und Seele.

Indessen die Gedanken und Theorien des prähistorischen Menschen, wenn sie auch noch so allgemein sich ausgebreitet, wenn sie auch in sämtlichen Religionssystemen sich noch so fein weiter entwickelt und bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben, können nicht maßgebend sein für unser heutiges kritisch-experimentelles Denken, wenn sie nicht etwa durch unangreifbare Gründe gestützt erscheinen. Eine genaue Prüfung zeigt uns aber, daß solche Gründe nicht existieren.

Prüfen wir, was wir in Wirklichkeit von den beiden Reihen von Vorgängen wissen und feststellen können. Die psychische Reihe zeigt uns eine Fülle von Gedanken und Gefühlen und Vorstellungen und Empfindungen. Alle komplexeren Vorgänge lassen sich in letzter Linie auf Empfindungen zurückführen oder aus Empfindungen herleiten. Die körperliche Reihe dagegen zeigt uns eine Fülle von Körpern. Aber was ist ein Körper, was wissen wir von ihm? Nehme ich irgendeinen Körper, etwa den menschlichen oder einen tierischen

oder pflanzlichen oder einen Stein, und analysiere ich, was ich von ihm weiß, so finde ich ebenfalls nichts anderes als Empfindungen. Der Körper ist hart oder weich, ist schwer oder leicht, ist weiß oder farbig, ist warm oder kalt 2c. 2c. Aber das alles sind nur Empfindungen. Nehme ich diese Empfindungen alle fort, so ist der Körper auch fort, es bleibt nichts mehr von ihm übrig, was ich nachweisen könnte. Was ich also Körperwelt nenne, besteht in Wirklichkeit aus denselben Bestandteilen wie alles, was ich als geistig bezeichne. Körper und Geist sind gar nicht verschiedene Dinge, der Dualismus ist gar nicht vorhanden, es gibt nur Dinge von einer Art, ganz gleich, wie ich sie nennen will. Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß ein Körper nur existiert, wenn ich ihn empfinde. Im Gegenteil, ich kann ja leicht nachweisen, daß ein Körper auch existiert, wenn ich ihn nicht ansehe oder anfasse; aber was ich nicht nachweisen kann, ist, daß er etwas anderes ist im einen wie im anderen Falle. Er selbst bleibt dasselbe. Was sich ändert, ist nur die Kombination, die Beziehung, in die er ein- oder aus der er austritt. Wo verschiedene Beziehungen, wo verschiedene Bedingungen existieren, kann nie das gleiche Resultat vorhanden sein. Was ich mit besonderen Namen belege und so voneinander als verschiedene Dinge unterscheide, sind nur verschiedene Bedingungskomplexe. Dasselbe Ding, z. B. der elektrische Strom, kann, je nachdem er zu meinem Auge oder zu meinem Ohr oder zu meiner Haut oder zur Zunge 2c. in Beziehung tritt, als etwas ganz Verschiedenes erscheinen, obwohl er doch immer dasselbe ist. Diese verschiedenen Beziehungen sind es, die ich mit besonderen Namen als besondere Dinge, also im vorliegenden Fall einmal als Licht, das andere Mal als Geräusch, das dritte Mal als Prickeln, das vierte Mal als Geschmack 2c. bezeichne. Also nach alledem kann wissenschaftliche Forschung nur darin bestehen, alle Bedingungen eines Vorgangs zu ermitteln. Sind alle Bedingungen ermittelt, dann ist auch der Vorgang wissenschaftlich vollständig erklärt, denn der Vorgang ist nur dieser spezifische Komplex von Bedingungen selbst. Dieses Prinzip muß selbstverständlich für die Erforschung sämtlicher Vorgänge, also auch der Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken 2c. Anwendung finden, soweit diese Erforschung überhaupt An-

spruch auf Wissenschaftlichkeit machen will. Eine andere wissenschaftliche Forschung existiert nicht.

Von diesem Standpunkte eines wissenschaftlichen Konditionismus aus fällt nun aber auch der letzte Grund hin, der heute noch immer zur Stütze des alten prähistorischen Dualismus von Leib und Seele ins Feld geführt wird. Man pflegt gewöhnlich zu sagen: es kann doch nicht geleugnet werden, daß zweierlei ganz verschiedene Arten von Dingen existieren: die einen Dinge, die man Körper nennt, sind an den anderen Menschen objektiv sinnlich wahrnehmbar, die anderen, die geistigen Dinge, wie Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, sind nicht mit unseren Sinnesorganen an anderen Menschen zu finden. Darin, meint man, liege ein fundamentaler Unterschied. Vom Standpunkte des Konditionismus aus erscheint die Herleitung eines Dualismus aus dieser Tatsache ungemein naiv. Es ist ja selbstverständlich, daß ich nicht die Empfindungen eines anderen in seinem Gehirn oder sonstwo objektiv sehen kann. Seine Empfindung einer Blume z. B. ist eben die Summe von Bedingungen, die er herstellt, wenn er die Blume ansieht oder riecht oder fühlt. Sobald er das tut, ist auch die Empfindung der Blume bei ihm vorhanden. Wenn ich aber währenddessen ihn selbst, d. h. seine Person ansehe oder untersuche, so stelle ich bei mir ganz andere Bedingungen her, und dieser andere Bedingungskomplex kann doch unmöglich dasselbe Resultat liefern wie der, welchen die Empfindung der Blume bei ihm repräsentiert. Wo verschiedene Bedingungen sind, kann nie dasselbe Resultat bestehen. Es wäre also direkt unsinnig, wenn ich erwarten wollte, die Empfindungen und Gedanken eines anderen mit meinen eigenen Augen sehen zu können. Aber darin liegt doch kein Grund zu einer dualistischen Spaltung seines Wesens.

In Wirklichkeit existiert kein Dualismus von Leib und Seele. Was existiert, ist nur eine unendliche Mannigfaltigkeit von Dingen, die wir nur nach einem einzigen Prinzip wissenschaftlich analysieren können, indem wir die sämtlichen Bedingungen eines jeden Zustands oder Vorgangs analysieren. In einer solchen Analyse der Bewußtseinsvorgänge besteht die Mechanik des Geisteslebens.

II.

Die Vorgänge in den Elementen des Nervensystems.

Unter den gesamten Bedingungen, deren Summe einen geistigen Vorgang, z. B. eine Empfindung, charakterisiert, lassen sich von vornherein zwei Gruppen unterscheiden. Die eine Gruppe von Bedingungen ist außerhalb des Organismus gelegen in den Faktoren der umgebenden Außenwelt. Ohne die Einwirkung dieser äußeren physikalischen und chemischen Faktoren, d. h. ohne die Einwirkung von Reizen, ist kein geistiger Vorgang vorhanden. Die andere Gruppe von Bedingungen liegt im Organismus selbst. Es sind die physiologischen Bedingungen, die in dem Bau und dem Lebensgetriebe des Organismus und seiner Teile gelegen sind. Unter dieser letzteren Gruppe spielen die Hauptrolle die Bedingungen, die gegeben sind in den Einrichtungen unseres Nervensystems.

Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts bereits kennt man unter den wesentlichen Strukturbestandteilen des Nervensystems zwei verschiedene Elemente, die Ganglienzellen und die Nervenfasern. Die ersteren sind fast ausschließlich in den zentralen Teilen des Nervensystems im Gehirn und Rückenmark gelegen, die letzteren sind sowohl im zentralen Nervensystem vorhanden als auch in den peripherischen Nervenstämmen, die sie allein zusammensetzen. Solange man aber diese beiden Bestandteile des Nervensystems kennt, solange ist auch über die Frage gestritten worden, in welcher Beziehung sie zueinander stehen. Mannigfaltige Anschauungen sind im Lauf der Jahrzehnte in dieser Streitfrage geäußert worden, aber erst in neuester Zeit ist Klarheit in das Verhältnis gekommen. Die Lehre, die sich gleich bei ihrem ersten Auftreten nahezu allgemeine Anerkennung zu erwerben verstand und die dann nach einzelnen späteren Angriffen in den letzten Jahren ihren definitiven Sieg errang, ist die Neuronlehre. Die Neuronlehre besagt, daß jede Nervenfibrille aus einer Ganglienzelle stammt, derart, daß sie als ein fadenförmiger Ausläufer der Zelle mit dem Ganglienzellkörper eine einzige zellulare Einheit bildet, das Neuron. Zur Aufstellung dieser Lehre haben eine ganze Reihe ver-

schiedenartiger Tatsachen geführt. Sowohl pathologische, als auch histologische wie auch entwicklungsgeschichtliche Erfahrungen haben nach ein und derselben Richtung gedrängt. Die Einwände, die Apáthy und Bethe zum Teil mit Leidenschaft gegen die Neuronlehre erhoben haben und die eine Zeitlang die Neuronlehre wirklich zu erschüttern schienen, haben sich gerade in den allerletzten Jahren als hinfällig erwiesen, und die ungemein gewissenhaften Untersuchungen, die Ramòn y Cajal und Held über die Entwicklung der Nervenfibrillen neuerdings angestellt haben, konnten unabhängig voneinander mit einwandsfreien Methoden den Beweis liefern, daß jede Nervenfibrille ihren Ursprung aus einer Ganglienzelle nimmt.

Das Neuron bildet demnach den Elementarbaustein des Nervensystems. Aus der Aneinanderreihung zahlloser, aber in strengster Ordnung miteinander verknüpfter Neurone von verschiedenartigen speziellen Eigentümlichkeiten besteht unser gesamtes Nervensystem. Sie verbinden durch ihre langen Nervenfäden die Sinnesorgane mit dem Gehirn und Rückenmark, und sie verbinden wieder Gehirn und Rückenmark mit den peripherischen Erfolgsorganen, den Muskeln und Drüsen. So stehen durch das Nervensystem alle Teile des Körpers in gesetzmäßig geordnetem Zusammenhange.

Die Frage ist aber, was geht in den Neuronen vor, welches Getriebe spielt sich in dem Netzwerk unseres Nervensystems und seinen Elementen ab? Zunächst ist es selbstverständlich, daß in den Neuronen alle die allgemeinen Lebensprozesse ablaufen, die in jeder Zelle sich abspielen, solange sie lebt, denn das Neuron ist ja eine lebendige Zelle. Die allgemeine Zellularphysiologie gibt uns also den ersten Einblick in das Lebensgetriebe der Neurone. So wissen wir, daß das Neuron, wie jede Zelle, einen Stoffwechsel und einen damit gegebenen Energiewechsel besitzt. Die lebendige Substanz des Neurons zersetzt sich fortwährend von selbst (Dissimilation) und baut sich fortwährend von selbst wieder auf (Assimilation). Die Dissimilationsprodukte (Stoffwechselprodukte) werden nach außen hin abgegeben und vom Lymph- und Blutstrom fortgespült, und ebenso werden vom Lymph- und Blutstrom die zum Wiederersatz der lebendigen Substanz notwendigen Assi-

milationsmaterialien (Nahrungsstoffe) dem Neuron zugeführt. Im ungestörten Zustande ist die Assimilationsphase und die Dissimilationsphase des Stoffwechsels von gleichem Umfang, d. h. es wird genau so viel lebendige Substanz neugebildet wie sich zersetzt; es besteht Stoffwechselgleichgewicht. Das ändert sich, sobald Reize auf das Neuron einwirken. Dann wird das Stoffwechselgleichgewicht gestört. So kann ein Reiz z. B. die Dissimilation steigern, dann haben wir eine dissimilatorische Erregung; oder ein Reiz kann die Assimilation herabsetzen, dann haben wir eine assimilatorische Lähmung. Bei dem engen Abhängigkeitsverhältnis beider Stoffwechselphasen voneinander wird immer, wenn die eine vom Reiz erregt oder gelähmt wird, die andere sekundär mit betroffen werden. Infolgedessen stellt sich, sobald der Reiz aufgehört hat zu wirken, immer von selbst das Gleichgewicht wieder her. War die Dissimilation durch den Reiz gesteigert, so überwiegt nach dem Aufhören des Reizes die Assimilation so lange bis der Verlust an lebendiger Substanz wieder gedeckt ist u. s. f. Das sind alles allgemeine physiologische Vorgänge, die sich in den Neuronen geradeso abspielen wie in jeder anderen Zelle.

Wichtig sind nun aber die Versuche, tiefer in das spezifische Lebensgetriebe der Neurone einzudringen und das Charakteristische des Geschehens in ihnen zu ermitteln. Da steht jedoch die große Schwierigkeit im Wege, daß die Neurone nicht aus ihrem intakten Zusammenhang herausgenommen und unter das Mikroskop gelegt werden können, ohne daß sie sofort absterben. Man hat daher Methoden ersonnen, um die Lebensvorgänge in den Neuronen im intakten Zusammenhange des Nervensystems zu studieren. Das ist bis zu einem gewissen Grade dadurch gelungen, daß man die Neurone in ihrem natürlichen Zusammenhange unter experimentell bestimmbare und variierbare Bedingungen gesetzt hat. Mannigfaltige Kunstgriffe sind für diesen Zweck verwendet worden. So konnten die spezifischen Eigentümlichkeiten der Neurone studiert werden. Dabei hat sich gezeigt, daß der Ganglienzellkörper und die Nervenfaser physiologisch sich sehr verschieden verhalten.

Sehr bemerkenswert ist z. B. die ungeheure Abhängigkeit der Ganglienzelle von der Sauerstoffzufuhr. Läßt man

die Ganglienzelle unter dem Einfluß von dissimilatorisch erregenden Reizen einige Zeit arbeiten und schließt man die Sauerstoffzufuhr vollständig während dessen ab, so entwickelt sich sehr schnell ein Zustand der Arbeitslähmung, den wir als Ermüdung und Erschöpfung bezeichnen und der darin besteht, daß die Ganglienzelle schließlich völlig unerregbar wird für Reize. Dieser Zustand der Ermüdung und Erschöpfung stellt sich auch im normalen Körper bei normaler Sauerstoffzufuhr allmählich ein, wenn die Ganglienzellen sehr lange und anhaltend arbeiten müssen; aber er kommt doch erst viel später zum Ausdruck, als bei Abschluß der Sauerstoffzufuhr. Was sich hier in stark ausgeprägtem Grade bei andauernder Inanspruchnahme der Ganglienzellen durch Reize entwickelt, das zeigt sich in geringem Maße schon nach jeder Inanspruchnahme der Ganglienzelle durch einen einzelnen Reizimpuls. Wir finden nämlich, daß eine Ganglienzelle unmittelbar nach einer durch einen Reizimpuls hervorgerufenen dissimilatorischen Entladung einige Bruchteile einer Sekunde lang unerregbar bleibt für einen neuen Reiz. Die Ganglienzelle ist einen Moment „refraktär". Dann erholt sie sich sofort wieder und ist sogleich wieder erregbar und leistungsfähig. Beim Menschen beträgt die Dauer des Refraktärstadiums etwa eine Achtzehntelsekunde. Der Mensch kann also nicht mehr als achtzehn Willensimpulse in der Sekunde von einer Ganglienzelle entsenden, er kann also nicht öfter als achtzehnmal in der Sekunde wollen. Ganz anders verhält sich dagegen dem Sauerstoff gegenüber der Nerv. Er ist in weitgehendem Grade unabhängig von der Sauerstoffzufuhr und kann daher andauernd angestrengt tätig sein, ohne Ermüdungs- oder Erschöpfungssymptome zu zeigen. Ja der Nerv ist im intakten Körper während des ganzen Lebens sogar unermüdbar und unerschöpfbar. Was wir gewöhnlich als Nervenermüdung, Nervenerschöpfung, Nervenüberanstrengung bezeichnen, ist in Wirklichkeit niemals eine Arbeitslähmung der Nervenfaser, sondern stets nur der Ganglienzellen.

Auf der Entwicklung eines relativen Refraktärstadiums beruhen, wie neuere Untersuchungen wahrscheinlich gemacht haben, jedenfalls auch die eigentümlichen nervösen Hemmungserscheinungen, die darin bestehen, daß die durch einen Reiz

unterhaltene Erregung einer Ganglienzelle durch einen andern Reiz, der dazutritt, unterdrückt werden kann. Solche Hemmungserscheinungen spielen in unserem Nervenleben eine außerordentlich große und wichtige Rolle, z. B. bei allen geordneten Muskelbewegungen, beim Denken u. s. f. (siehe unten Kap. IV).

Es ist nun eine höchst wichtige Tatsache, daß sich feststellen ließ, daß von allen Vorgängen, die sich in der Ganglienzelle abspielen, nur die dissimilatorische Erregung durch den Nerven hin bis zum Erfolgsorgan fortgeleitet wird, nicht dagegen die Hemmungsvorgänge oder irgendwelche andere Lähmungs- oder Absterbeprozesse. Der Nerv, dessen physiologische Funktion die Funktion der Erregungsleitung ist, vermag also keine anderen Veränderungen als eben nur dissimilatorische Erregungen der Ganglienzelle, von der er entspringt, fortzuleiten. Wenn trotzdem an den Erfolgsorganen die Wirkungen sehr verschieden sind, wenn im einen Falle eine Muskelzuckung, im anderen Falle eine Hemmung, im dritten eine Drüsensekretion rc. auftritt, so liegt das an der spezifischen Natur des Erfolgorgans selbst, wie Experimente mit kreuzweiser Verheilung zweier verschiedener Nerven gezeigt haben.

Durch diese Feststellungen vereinfacht sich das Schema der Vorgänge im Nervensystem außerordentlich. Es sind nur immer dissimilatorische Entladungen von Ganglienzellen, die durch die Nervenfasern von ihrem Ursprungsort zum Erfolgsort übertragen werden. Wie kleine Explosionen, die auf einem System von Minen durch Zündschnüre hervorgerufen werden, so erfolgen die Entladungen auf den einzelnen Ganglienzellstationen, zu denen die Erregung durch die Nervenfasern geleitet sind. In gesetzmäßiger Weise entstehen hier Erregungen, dort Hemmungen, dem streng geordneten System von Neuronen folgend. Darin besteht das Spiel der Vorgänge in den Elementen des Nervensystems.

III.

Die Bewußtseinsvorgänge.

Seit alter Zeit schon hat man den Ablauf der Bewußtseinsvorgänge mit dem Gehirn in Beziehung gebracht und

hat das Gehirn daher als den „Sitz der Seele" betrachtet. So hat Hippokrates bereits klar erkannt, daß alle geistigen Prozesse und alle krankhaften Störungen des Geisteslebens auf Vorgängen im Gehirn beruhen. Einen Schritt weiter hat erst in neuerer Zeit ein Mann getan, dessen wissenschaftlicher Name wegen der falschen und übertriebenen Konsequenzen, die er aus seiner richtigen Grundanschauung zog, leider allzusehr der Geringschätzung verfallen ist, das ist der Phrenologe Gall. Gall war der erste, der richtig erkannte, daß nur ein spezieller Teil des Gehirns, das Großhirn und vor allem die Großhirnrinde der Sitz derjenigen Vorgänge ist, die mit den höheren geistigen Leistungen verknüpft sind. In der Tat haben die Experimente am Tier und besonders die klinisch-pathologischen Erfahrungen am Menschen den zweifellosen Beweis dafür erbracht, daß speziell in der Großhirnrinde die physiologischen Bedingungen für das Zustandekommen der Empfindungen und Willensakte, der Vorstellungen und Gedanken gelegen sind. Aber man konnte noch einen Schritt weiter gehen. Es mußte die Frage entstehen, ob die ganze Großhirnrinde in bezug auf das Zustandekommen der geistigen Vorgänge gleichwertig sei oder ob bestimmte Regionen der Rinde mit ganz bestimmten geistigen Fähigkeiten verknüpft seien. Bekanntlich hatte Gall bereits die letztere Ansicht mit aller Entschiedenheit vertreten, aber das System der Phrenologie, das er und seine Anhänger ausarbeiteten, enthielt einen derartigen Unsinn, daß es einer Autorität wie dem französischen Physiologen Flourens leicht wurde, die ganze Lokalisationslehre über den Haufen zu werfen und die irrtümliche Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die gesamte Großhirnrinde funktionell gleichwertig sei. Diese falsche Vorstellung wurde nur sehr allmählich überwunden und der richtige Kern in dem phantastischen System Galls wurde erst spät seiner wunderlichen Hülle entkleidet. Es waren die Reizversuche an der Großhirnrinde des Tieres, die Hitzig und Fritsch anstellten, und die Exstirpationen bestimmter Rindenbezirke, die Hermann Munk mit mühsamer und sorgfältig ausgebildeter Technik ausführte, die hier in ihren Ergebnissen wiederum mit den klinischen Erfahrungen am Menschen zusammentrafen und den Nachweis lieferten, daß auf der Großhirnrinde eine ganz

gesetzmäßige Lokalisation verschiedener Funktionen besteht. Man konnte sehr bald in feinster Weise eine große motorische Sphäre und eine Reihe von Sinnessphären für Gesichts-, Gehör- und Tastsinn lokalisieren. Auch für Geruch und Geschmack sind, wenn auch mit geringerer Genauigkeit, die Rindensphären angegeben worden. Bei diesen Feststellungen blieben aber noch größere Rindengebiete frei, die man nicht mit motorischen oder sensorischen Leistungen in Beziehung setzen konnte, und es war erst den Untersuchungen von Flechsig in Leipzig vorbehalten, die Bedeutung dieser Sphären genauer zu ermitteln. Er erkannte in ihnen Assoziationsgebiete, welche die sensorischen und motorischen Gebiete miteinander in Verbindung setzen und dadurch selbst der Sitz derjenigen Vorgänge werden, mit denen die höheren Leistungen des Geisteslebens, die Vorstellungsassoziation, die Gedankenbildung rc. verknüpft sind.

Aber es fragt sich nun, welche Bahnen und Stationen bei den einzelnen Bewußtseinsakten beteiligt sind und was dabei auf ihnen vorgeht. Da, wie wir wissen, auf den Nervenbahnen nur dissimilatorische Erregungen fortgeleitet werden, so können längere Assoziationsreihen, wie sie für die geistigen Akte nötig sind, nur auf der Übertragung dissimilatorischer Erregungen von Station zu Station beruhen. In jeder Ganglienzellenstation ruft die ankommende Erregung entweder eine Entladung hervor, die in einer plötzlichen Entfaltung ihrer ganz spezifischen Leitung besteht, oder eine Hemmung, mit der dann der Prozeß der Assoziation an diesem Punkte zum Abschluß gelangt. Dabei sind es ganz gesetzmäßige Wege, die hier von der Erregung bei dem einzelnen Bewußtseinsakt beschritten werden. Als Paradigma für den Ablauf der Erregung bei der einfachen Empfindung kann die Entstehung einer Gesichtsempfindung dienen. Die Erregung, die ein Lichtstrahl in den Sinneszellen der Netzhaut des Auges hervorruft, wird von hier aus einer Ganglienzelle der Netzhaut mitgeteilt, die sie auf dem Wege ihres Nervenfadens zu einer zweiten Ganglienzelle im Zwischenhirn überträgt. Diese letztere befördert wiederum die Erregung durch ihren Nervenfaden zu einer Ganglienzelle in der Sehsphäre des Großhirns, die im Hinterhauptlappen der Großhirnrinde gelegen ist. Wenn dieser

ganze Vorgang sich an einer größeren Zahl von Neuronen auf den genannten Stationen abspielt, haben wir eine Gesichtsempfindung. Analog ist der Ablauf bei der Entstehung anderer Sinnesempfindungen, nur kommen hier andere Bahnen und Stationen in Betracht. An eine Gesichtsempfindung kann sich ferner eine Vorstellung anschließen, z. B. die Vorstellung einer auf den Gesichtseindruck notwendigen Handlung, etwa einer Abwehrbewegung. In diesem Falle geht die Erregung von der Sehsphäre weiter zu einer Ganglienzelle in einem der Assoziationsgebiete, denn die vorhandenen Erfahrungen sprechen dafür, daß die Vorstellungsbildung nicht an dieselben Gebiete gebunden ist wie die Empfindung, deren Erinnerungsbild die betreffende Vorstellung ist. Mit der Erregung bestimmter Ganglienzellen in den Assoziationsgebieten ist dann die Vorstellung der auszuführenden Handlung also der Abwehrbewegung gegeben. Die Bewegung wird dann ausgeführt, d. h. es erfolgt ein zweckentsprechender Willensakt, wenn die Erregung von dem Vorstellungsgebiet zu bestimmten Ganglienzellen in der motorischen Sphäre des Großhirns fortgeleitet wird, von wo sie durch die langen absteigenden Nervenbahnen zu motorischen Ganglienzellen des Rückenmarks und durch deren Nervenfasern zu den entsprechenden Muskeln gelangt, die dann auf diesen Impuls hin in Tätigkeit treten. Wenn dieser ganze Vorgang sich abspielt, erfolgt eine willkürliche Bewegung. Die komplizierteste und höchste Bewußtseinstätigkeit kommt in der logischen Gedankenbildung zum Ausdruck. Die Gedankenbildung an sich beruht auf einer Assoziation von Vorstellungen. Es liegen also hier Erregungsabläufe auf den verschiedenen Ganglienzellstationen der Assoziationszentren zugrunde. Aber es fragt sich, wie es kommt, daß nicht beliebige Assoziationen erfolgen, sondern daß die Assoziation der einzelnen Vorstellungen einen logischen Charakter trägt, d. h. daß die Erregung nur auf ganz bestimmten Bahnen und Stationen abläuft. Hier wie auch in einfacheren Verhältnissen bei dem Ablauf einer einfachen Empfindung oder eines schon etwas komplizierteren Willensaktes spielt das Moment der Übung oder des Gedächtnisses eine wichtige Rolle. Das Kind, das noch die Möglichkeit ganz unlogischer Assoziationsbildung in weitem Umfange realisiert, wird durch

die Erziehung, sei es durch Eltern und Lehrer, sei es durch die Beobachtung des täglichen Lebens in der Weise beinflußt, daß Erregungen immer nur wieder oder doch wenigstens in überwiegender Masse auf bestimmten Bahnen ablaufen, d. h. daß immer wieder bestimmte Assoziationen erweckt werden, das sind die richtigen, zutreffenden, logischen Verbindungen. Vollziehen sich einmal falsche, unzutreffende, unlogische Assoziationen, so werden diese durch die Erziehung korrigiert, während die richtigen Ideen und Gedankengänge durch Übung befestigt werden. Der Vorgang der Übung ist bisher noch recht dunkel gewesen, und man hat sich mit allerlei Worten und Allegorien ein Verständnis vorzutäuschen gesucht, das in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Man hat gesagt, die dissimilatorische Erregung hinterläßt irgendwelche Spuren oder Eindrücke, oder, wenn man besonders gelehrt erscheinen wollte, „Engramme" in den Ganglienzellen. Aber damit war der Vorgang selbst doch nicht aufgeklärt. Auch die Annahme, daß bei der Übung in den Ganglienzellen molekulare Umlagerungen entstehen, gab kein besseres Verständnis und stieß dazu noch auf die Schwierigkeit, daß bekanntlich nach jeder dissimilatorischen Erregung durch Selbststeuerung sich das Stoffwechselgleichgewicht von selbst wieder herstellt, indem die lebendige Substanz, die verbraucht ist, sich von selbst wieder ersetzt. Aber hier kommt nun für das Verständnis der Übung und des Gedächtnisses eine Tatsache zu Hilfe, die von anderen Zellformen, wie z. B. von den Muskelzellen schon längst bekannt war, die aber in neuerer Zeit auch für die Ganglienzellen nachgewiesen werden konnte, das ist die Tatsache, daß die Menge der lebendigen Substanz mit andauernder Inanspruchnahme ihrer Funktion durch Reize ganz beträchtlich zunimmt. Es konnte nachgewiesen werden, daß die Ganglienzellen bei der Übung größer werden. Dementsprechend werden die Impulse, die sie durch ihre Nervenfäden bei ihrer Entladung weiter entsenden, stärker, und dementsprechend überwinden diese Impulse auch größere Widerstände, wie sie in anderen Ganglienzellen einer Bahn gelegen sind, leichter als wenn sie schwächer wären. Es werden also die Erregungen auf diesen eingeübten Bahnen allmählich immer leichter und stärker ablaufen, als auf Bahnen, die nicht durch häufige funktionelle

Inanspruchnahme geübt sind, und darauf beruht das Gedächtnis. Hört die Übung auf, werden die Bahnen sehr lange Zeit nicht mehr von Erregungen beschritten, so nimmt die Substanz der Ganglienzellstationen wieder an Masse ab und es beginnt das Vergessen.

IV.

Schlaf und Traum.

Neben den Bewußtseinsvorgängen spielen in unserem Geistesleben auch die Vorgänge des Aufhörens oder der Unterdrückung der bewußten Tätigkeit eine wichtige Rolle. Schon die nervösen Hemmungserscheinungen sind untrennbar mit dem normalen Ablauf der Geistestätigkeit verknüpft. Ohne solche Hemmungsvorgänge kann ein geordnetes Denken nicht zustande kommen. Unser Denken besteht in einer sukzessiven Aneinanderreihung, in einer Aufeinanderfolge von Vorstellungen. Dabei besteht die wichtige Einrichtung, daß jede Vorstellung die vorhergehende auslöst, hemmt. Wir können nicht zwei oder mehrere verschiedene Vorstellungen gleichzeitig in unserem Bewußtseinsfelde haben. Wir können auch nicht gleichzeitig mit Aufmerksamkeit ein Musikstück anhören und ein Buch lesen oder eine komplizierte Handlung ausführen. Das Bewußtsein wird bei dem Versuch, das zu tun, immer umspringen von einem zum andern, aber nie wird in einem Moment Hören und Lesen und Handeln gleichzeitig mit Bewußtsein geschehen. Würde diese Hemmung nicht stattfinden, würden wir gleichzeitig mehrere Vorstellungen im Bewußtseinsfelde haben, so würde das eine völlige Anarchie des Denkens bedeuten. Ein logisches Denken wäre dabei unmöglich.

Haben wir in den Hemmungserscheinungen schnell vorübergehende Unterbrechungen der Bewußtseinsvorgänge, so zeigt uns der Schlaf eine Art des Stillstandes der Bewußtseinstätigkeit von beträchtlicher Dauer. Der Schlaf nimmt etwa ein Drittel der ganzen Lebenszeit ein. Daraus ergibt sich schon die große physiologische Wichtigkeit des Schlafes. In der Tat geht der Organismus zugrunde, wenn er am Schlafen verhindert wird. Was ist also der Schlaf? Unter den Symptomen, die ihn charakterisieren, kann als das auf-

fälligste Moment der Ausfall der Bewußtseinsvorgänge gelten. Es fragt sich aber, wie dieser Ausfall zustande kommt und wodurch er gekennzeichnet ist.

Eine Fülle von Theorien hat versucht, das Problem des Schlafes zu lösen, doch hat keine von diesen Theorien allen Tatsachen gerecht zu werden vermocht. Man hat den Schlaf auf eine Verringerung der Blutzufuhr oder auf eine Anämie des Gehirns zurückführen wollen. Man hat ihn erklären wollen durch die Hypothese, daß die Ausläufer der Ganglienzellen, die sich mit Nervenfasern andrer Neurone zu dem großen Assoziationssystem verbinden, durch die andauernde Einwirkung der Reize während des Tages zur Retraktion gebracht werden, so daß die Verbindung der Neurone untereinander unterbrochen wird und das Bewußtsein erlischt. Man hat den Schlaf als einen Willensakt aufgefaßt und geglaubt, ihn so erklärt zu haben. Man hat ihn auf eine Autosuggestion zurückgeführt. Man hat den Schlaf als eine Folge des Verbrauchs der lebendigen Substanz der Ganglienzellen durch die Arbeit des Tages betrachtet, also als eine Arbeitslähmung durch Erschöpfung, und man hat schließlich den Schlaf als eine Lähmung durch die Anhäufung von Stoffwechselprodukten, besonders von Milchsäure, im Gehirn, also als eine Ermüdung angesehen, die durch die Tagesarbeit erzeugt wird. Unter diesen verschiedenen Theorien, denen sich noch mehrere andere anreihen ließen, verdienen besondere Beachtung nur die beiden letzteren, die von Pflüger und Preyer aufgestellt wurden. Indessen auch sie enthalten nur einzelne zutreffende Punkte, die aber nicht den gesamten Bedingungskomplex des Schlafes erschöpfen. Der Fehler aller Theorien war, daß sie den Schlaf aus einem einzigen Punkte heraus erklären wollten, daß sie nach einer einheitlichen „Ursache" des Schlafes suchten. In Wirklichkeit treffen verschiedene Bedingungen zusammen, deren Gesamtausdruck eben der Schlaf ist. Eine genauere Analyse zeigt das.

Prüfen wir, was wir vornehmen, um den Eintritt des Schlafes herbeizuführen, so steht in erster Linie die Einschränkung der Sinnesreize. Wir schalten die Erregungen, die von den Gelenken und Muskeln kommen und die in unserer Körperhaltung begründet sind, aus, indem wir uns in eine bequeme Lage bringen und die Muskeln entspannen; wir

schalten die Gehörreize aus, indem wir in einem möglichst geräuschlosen Zimmer schlafen, wir schalten die Geruchsreize aus, indem wir für frische Luft im Schlafzimmer sorgen, wir schalten die Wärme- und Kältereize aus, indem wir ein mäßig temperiertes Zimmer als Schlafzimmer wählen, und wir schalten die Lichtreize aus, indem wir die Augen schließen. Das letztere Moment ist das wichtigste unter der Elimination aller Sinnesreize, denn die Gesichtseindrücke sind es, die während des ganzen Tages fast ohne Unterbrechung auf uns einwirken. Was für Veränderungen machen sich nun nach der Ausschaltung der Sinnesreize gegenüber dem vorherigen Zustande geltend? Die Ganglienzellen des Gehirns sind durch die fortdauernde Einwirkung der Sinnesreize während des Wachzustandes bis zu einem gewissen Grade erschöpft und ermüdet worden, um so mehr, je länger der Wachzustand angehalten hat. Diese Erschöpfung und Ermüdung ist charakterisiert durch eine Herabsetzung ihrer Erregbarkeit für Reize. Es bedarf bekanntlich immer stärkerer Reizmittel, um uns wach zu erhalten, je länger wir bereits gewacht haben. Hört nun die Einwirkung der Sinnesreize plötzlich auf, so beginnt nach den allgemeinen Gesetzen der Vorgänge in der lebendigen Substanz die Erholung der Ganglienzellen durch Selbststeuerung des Stoffwechsels: der Verlust an lebendiger Substanz wird wieder gedeckt und die angehäuften Ermüdungsstoffe (Stoffwechselprodukte) werden herausgespült (s. II. Kapitel). Damit steigt der Erregbarkeitsgrad der Ganglienzellen allmählich wieder an, bis er gegen Morgen seine gewöhnliche Höhe erreicht hat und das Erwachen schon bei Einwirkung schwacher äußerer oder innerer Reize erfolgt. Das Schwinden des Bewußtseins beruht also einerseits auf dem Ausschluß der Reize, welche die den einzelnen Bewußtseinsakten zugrunde liegenden Erregungen unterhalten, und andrerseits auf der Herabsetzung der Erregbarkeit, die sich durch Erschöpfung und Ermüdung entwickelt hat. Die Erregungen, die nach Ausschluß der Sinnesreize noch kürzere oder längere Zeit fortbestehen, klingen allmählich ab, und etwa eine Stunde nach dem Einschlafen ist der Erregbarkeitsgrad, wie Experimente gezeigt haben, am niedrigsten, die „Tiefe des Schlafes" am größten. Von da an beginnt die Erregbarkeit infolge der

Restitution wieder bis zum Maximum anzusteigen. Gegen Morgen ist also der Schlaf am wenigsten tief. Das wertvolle und wichtige Moment beim Schlaf ist also die Erholung, die sich in ihm vollzieht. Die Assimilationsprozesse in den Ganglienzellen überwiegen über die Dissimilationsprozesse bis das Stoffwechselgleichgewicht wieder hergestellt ist. Darin liegt ein großer und fundamentaler Unterschied zwischen Schlaf und Narkose. In der Narkose, die man vielfach selbst in ärztlichen Kreisen als Schlaf bezeichnet oder mit ihm identifiziert, bloß weil beide durch den Ausfall der Bewußtseinstätigkeit charakterisiert sind, sind die Assimilationsprozesse gelähmt, im Schlaf überwiegen sie. Daher kann die Narkose an sich keine Erholung bringen.

Was sind nun die Träume? Es kann von vornherein kein Zweifel bestehen, daß es sich bei den Träumen um Bewußtseinsvorgänge handelt, die während des Schlafes auftreten. Es sind Vorstellungen und Vorstellungsassoziationen, die den Traum kennzeichnen. Aber das Charakteristische bei ihnen ist, daß der Mensch dabei nicht das volle Bewußtsein der gegebenen Situation hat, in der er in Wirklichkeit sich befindet. Der Traum ist also nur ein partieller Wachzustand des Gehirns. Einzelne Assoziationsbahnen befinden sich im wachen Erregungszustande, andere nicht. Der Erregungszustand der gesamten Rindenstationen ist im Traum nicht gleichmäßig verändert, sondern er ist in einzelnen Gebieten größer — diese Gebiete können durch Reize zur Tätigkeit angeregt werden und träumen —, in anderen geringer — diese Gebiete schlafen. Daher kommt es, daß im Traume so sehr häufig alle Maßstäbe und Größenverhältnisse gegenüber dem Wachzustande verzerrt, bis ins Bizarre entstellt erscheinen; daher kommt es auch, daß im Traume Vorstellungen assoziiert werden können, die im normalen Wachzustande niemals miteinander in Verbindung gebracht werden würden.

Die dem Traume zugrunde liegenden Erregungen können auf den verschiedensten Wegen hervorgerufen werden. So können z. B. bestimmte Träume, Assoziationsreihen experimentell im Schlaf durch künstlich angewendete Reize erzeugt werden. Es können aber auch heftige Erregungen, die während des Wachzustandes durch Eindrücke oder Gedanken hervor-

gerufen wurden, noch nachwirken und einen gewissen Erregbarkeitsgrad der Ganglienzellen während des Schlafes bedingen. Es können schließlich auch innere Reize, wie sie namentlich bei Krankheiten von den erkrankten Körperteilen ausgehen, Träume erwecken. Die günstigsten Bedingungen für die Entstehung von Träumen sind daher im allgemeinen in der zweiten Hälfte des Schlafs realisiert, wo die Erregbarkeit bereits wieder höher gestiegen, die Tiefe des Schlafs wieder geringer geworden ist.

Auf jeden Fall haben wir im Traum typische Bewußtseinsvorgänge vor uns, denen selbstverständlich die gleichen Elementarvorgänge zugrunde liegen wie den Bewußtseinsvorgängen des Wachzustandes. Ein mystisches Moment ist im Traum nicht enthalten.

V.

Suggestion und Hypnose.

Wenn es sich im Traume um einen partiellen Wachzustand der Großhirnrinde handelt, so kann doch dieser partielle Wachzustand sehr verschiedenen Umfang haben und durch allerlei Übergänge direkt in den vollen Wachzustand sich fortsetzen. Die einzelnen Rindengebiete zeigen auch sehr verschiedene Neigung zum Träumen. Ganz überwiegend sind Gesichtsträume, also Wachzustände in der Sehsphäre und Gesichtsvorstellungssphäre. Viel seltener Gehörsträume, ganz selten Geruchsträume, kaum zu beobachten schließlich Geschmacksträume. Dagegen kann die motorische Sphäre in geringerem oder größerem Umfange träumen. Häufig kommen Sprechbewegungen im Schlafe vor, besonders häufig auch Veränderungen der Körperlage. Unter abnormen pathologischen Verhältnissen kann aber der Wachzustand der motorischen Sphäre ein so umfangreicher werden, daß die ganze motorische Sphäre wach ist. Das ist in der Somnambulie der Fall. In der Somnambulie werden die kompliziertesten Handlungen mit feinster motorischer Innervation ausgeführt. Gleichzeitig sind dabei die Sinnessphären wach, denn der Somnambule richtet sich nach seinen Gesichts- und Tastempfindungen. Hier geht der Traum fast in den totalen Wachzustand über. Aber nur

„fast“, denn vollkommen ist der Wachzustand des Gehirns auch in der Somnambulie noch nicht. Das geht daraus hervor, daß dem Somnambulen die volle Kritik seiner Lage fehlt. Er begibt sich in die gewagtesten und gefährlichsten Situationen, die er im wachen Zustande ängstlich vermeiden würde. So finden wir eine große Anzahl von Übergängen vom einfachsten, begrenztesten Traum bis hinüber zum vollen Wachzustand.

Die Zustände des partiellen Wachseins haben nun in mancher Beziehung große Ähnlichkeit mit einer Gruppe von Erscheinungen, die in den letzten Jahrzehnten viel erörtert und untersucht worden sind, mit den Erscheinungen der Hypnose.

Was die Hypnose mit der Somnambulie gemeinsam hat, ist der Umstand, daß in beiden Fällen komplizierte Handlungen der verschiedensten Art ausgeführt werden können, ohne daß sie in dem vollen Umfange wie während des normalen Wachzustandes von der Kritik korrigiert werden. Die Erscheinungen der Hypnose sind ungeheuer mannigfaltig. Wir sehen motorische Erregungen und motorische Hemmungen oder Lähmungen, wir beobachten positive und negative Sinnestäuschungen oder Halluzinationen, wir finden ein assoziatives Ausspinnen von künstlich erregten Vorstellungen, und wir konstatieren schließlich auch posthypnotische Wirkungen, welche die Handlungen nach Beendigung der hypnotischen Sitzung beeinflussen. Es fragt sich daher, wo ist das Gemeinschaftliche aller dieser mannigfaltigen hypnotischen Erscheinungen, das die Hypnose charakterisiert und definiert?

Der Ausdruck „Hypnose“ ist eigentlich sehr unglücklich gewählt für die genannten Erscheinungen, denn mit dem Schlaf (Hypnos) haben diese Dinge gar nichts zu tun, so wenig wie mit dem Magnetismus, mit dem man sie ursprünglich zusammenwarf, als man die Hypnose noch als tierischen Magnetismus bezeichnete. Es sind vielmehr die hypnotischen Erscheinungen Ausdruck eines echten Wachzustandes der Großhirnrinde wie etwa die Erscheinungen des Traumes, die ja als Wachzustände zu dem Schlaf in direktem Gegensatz stehen. Was den Zustand der Hypnose allein charakterisiert, ist nur die große Suggestibilität.

Unter „Suggestion“ verstehen wir eine Vorstellung, die bei einer Person künstlich erweckt und an ihr nicht in dem

normalen Umfange der Kontrolle der Kritik unterworfen wird. Es kann also jede beliebige Vorstellung suggeriert werden, und daraus ergibt sich dann, daß der Zustand der Hypnose sich von dem normalen Wachzustand gar nicht prinzipiell und durch eine scharfe Grenze, sondern nur graduell durch die Größe der Suggestibilität, d. h. durch die Leichtigkeit, mit der Vorstellungen unbesehen als richtig angenommen werden, unterscheidet. Suggestionen spielen aber schon im normalen Leben eine sehr große Rolle, und zwar bei jedem Menschen. So beruht die Erziehung in den ersten Jahren vollständig auf Suggestionen, denn das Kind hat anfangs noch gar nicht die Möglichkeit, die in ihm von den Erziehern erweckten Vorstellungen kritisch zu kontrollieren. Unbesehen nimmt es als richtig hin, was ihm suggeriert wird, selbst wenn es der widerspruchvollste Unsinn ist, genau wie es ein Erwachsener mit einer hochgradigen Suggestibilität im Zustande der Hypnose tut. Alle ethischen Begriffe, alles logische Denken, alle Ideale, alle Vorurteile werden dem kindlichen Geist auf suggestivem Wege beigebracht. Aber auch beim erwachsenen Menschen spielt im normalen Wachzustande noch immer die Suggestion eine hervorragende Rolle. Wieviel suggerieren die Bücher und die Zeitungen, die Versammlungsredner und die Prediger, dem Leser und Hörer an politischem, an religiösem, an wissenschaftlichem, an künstlerischem Unsinn, den er unbesehen und gläubig dahinnimmt! Wieviel Fanatismus ist von jeher auf suggestivem Wege entfacht und verbreitet worden! Aber alle diese Suggestionen des täglichen Lebens beachten wir nicht als solche, weil sie uns allzu geläufig sind und nicht auffallen. Wir werden erst aufmerksam und stutzen, wenn Suggestionen angenommen werden, die uns direkt unsinnig, paradox, lächerlich erscheinen, d. h. wenn die Suggestibilität so groß ist, daß selbst derartige offentsichtlich verkehrte Vorstellungen nicht von der Kritik kontrolliert werden. Dann beginnen wir von Hypnose zu sprechen. In Wirklichkeit ist hier aber gar keine Grenze.

Da der Zustand der Hypnose gar nicht scharf vom normalen Wachzustand zu scheiden ist, erscheint es begreiflich, daß auch in der Hypnose nicht, wie man früher glaubte, besondere oder gar geheimnisvolle Fähigkeiten auftreten. Es

kann tatsächlich nichts in der Hypnose ausgeführt werden, was nicht auch im normalen Wachzustande von der betreffenden Person willkürlich ausgeführt werden kann. Das einzige ist, daß unter Umständen manche Leistungen in der Hypnose durch Konzentration der Aufmerksamkeit und der willkürlichen Innervation unter Ausschluß jeder Ablenkung eine gewisse Intensitätssteigerung erfahren können. Daher ist es auch nur durch allersorgsamste Kritik, oft sogar überhaupt kaum möglich zu entscheiden, ob jemand nicht wissentlich die Erscheinungen der Hypnose simuliert. Und ebenso hat es sich als völlig irrig erwiesen, daß jemand in der Hypnose zu einem Verbrechen veranlaßt werden könnte, zu dem er nicht auch im wachen Zustande fähig wäre. Selbst bei größter Suggestibilität wirken bei einem Menschen, der nicht verbrecherische Neigungen besitzt, die durch die Erziehung entwickelten Vorstellungen der Ausführung des Verbrechens so stark entgegen, daß die Suggestion illusorisch wird.

Worauf beruht nun die größere Suggestibilität gegenüber dem normalen Wachzustande? Sie beruht lediglich auf stärkeren Hemmungen. Der ganzen Erscheinung liegt die Tatsache zu grunde, daß eine Vorstellung, die eben auftritt, eine vorhergehende hemmt, so daß nur immer eine einzige Vorstellung im Bewußtseinsfelde vorhanden ist. Je intensiver nun diese Vorstellung erzeugt wird und je fester und länger sie im Bewußtseinsfelde unterhalten wird, um so intensiver und länger dauern auch die Hemmungen anderer Vorstellungen an, die etwa eine kritische Kontrolle ausüben könnten. Das ist alles. Der Arzt oder der Hypnotiseur richtet es eben durch allerlei Mittel, die er je nach der Persönlichkeit seiner Versuchsperson wählen muß, so ein, daß die von ihm suggerierten Vorstellungen mit großer Intensität und voller Festigkeit auftreten. Je mehr ihm das gelingt, um so mehr werden auch die kritischen Gegenvorstellungen gehemmt und um so seltsamere Erscheinungen kann er in der Hypnose wachrufen.

Also auch die Erscheinungen der Hypnose haben durchaus nichts Geheimnisvolles an sich und müssen analysiert werden wie alle Erscheinungen des Geisteslebens durch Zurückführung auf die elementaren Vorgänge in den Bestandteilen des Nervensystems.



II.

Aus den Fachabteilungen.





Richard Wagner und Fouqué.

Von Professor Dr. Friedrich Panzer in Frankfurt a. M.

Von allen Seiten melden sich die Zeichen, daß endlich die Zeit reif zu werden beginnt für eine leidenschaftslose, rein geschichtliche Würdigung der menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit Richard Wagners. Länger und heftiger, als wir es sonst zu sehen gewohnt sind, ward ihr reines Bild von Gunst und Haß der Parteien verzerrt und verdunkelt. Zwischen dem gellen „Hosiannah!" der einen, dem wütenden „Kreuzige!" der anderen Seite gab es keine Ruhe, kein Besinnen. Nicht mit einem Schlage wird und kann sich das ändern, aber langsam weicht doch allenthalben die trübe wogende Dämmerung dem hellen, ruhigen Licht: „es nahet gen dem Tag."

Nicht ohne weiteres aber wird auch ein von keiner Leidenschaft beirrtes Auge dem Künstler in alle Falten seines vielverschlungenen Wesens blicken. Noch bedarf es vielfältiger, geduldiger Arbeit, wollen wir je in den Stand kommen, Art und Entstehung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mit der Klarheit zu erkennen, die vor dem Geheimnis des Genies erreichbar bleibt. Und doch kann es kaum eine dringendere und lockendere Aufgabe geben, als die Erforschung dieser, mit Nietzsches treffendem Worte zu reden, ganz großen Kulturgewalt, die einen so unermeßlichen Einfluß auf das gesamte Geistesleben des abgelaufenen Jahrhunderts geübt hat, wie sie noch unsere Tage als ein lebendiges Wasser in tausend offenen und versteckten Rinnsalen befruchtend durchströmt. Die verschiedensten Disziplinen werden an dieser Arbeit sich be-

teiligen müssen, um der erstaunlichen Vielseitigkeit dieser einzigartigen Erscheinung gerecht zu werden. Und auch der Literaturgeschichte bleibt, so viel gerade sie vor anderen schon geleistet haben möchte der Kunst Richard Wagners ihre Stellung innerhalb der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung anzuweisen, im einzelnen noch genug zu tun übrig.

So ist bisher schon durch eine ganze Reihe von Arbeiten der Nachweis erbracht worden, daß Wagners Dramatik mit der romantischen Dichtung in engem Zusammenhange steht; an zahlreichen Punkten sind die Fäden aufgewiesen, die beide Reihen verbinden. Aufmerksamen Betrachtern konnte dabei nicht entgehen, daß der Künstler auch zu Fouqué Beziehungen aufweist; aber was darüber bisher bemerkt ist,[1]) reicht nicht entfernt aus, einen Begriff von der wahren Natur dieses Verhältnisses zu geben. Da nun gerade zu Wagners größtem Werke, dem Ring des Nibelungen, die Bausteine vielfach aus Fouqués Dichtungen gebrochen sind, dürfte eine genauere Untersuchung wohl einiges Interesse bieten.

Daß der Frage bisher keine größere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, mag wohl daran liegen, daß Wagner selbst sich zu ihr nicht geäußert hat. Man kann seinen vielfachen autobiographischen Mitteilungen sonst gewiß nicht den Vorwurf machen, daß sie zurückgehalten hätten mit Nennung der Männer, denen der Dichter sich literarisch verpflichtet fühlte; er hat Gozzis, Bulwers, Heines, Hoffmanns und vieler anderer Erwähnung getan. Nirgends aber begegnet uns (so viel ich sehe auch in den Briefen nirgends) der Name Fouqués. Und doch ist von vornherein nicht zu bezweifeln, daß Wagner gerade mit diesem Romantiker früh bekannt geworden ist. Es wird dafür, wenn niemand sonst, gewiß der Oheim Adolf Wagner gesorgt haben, der zu Fouqué in den herzlichsten

[1]) Zu nennen wären neben der Biographie Fouqués von Max Koch in Kürschners Deutscher National-Literatur, Band 146, 1, die Quellenuntersuchungen zum Ring von E. Meinck (Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagners, Berlin 1892) und besonders W. Golther (Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners, Charlottenburg 1902). Überall aber sind nur verstreute Einzelheiten angemerkt.

Beziehungen stand,[2]) die auch literarisch sichtbar wurden, hat er doch die Undine ins Italienische übersetzt. Wie genau aber Wagner die Dichtungen des Romantikers gekannt hat, davon geben uns seine Werke genugsames Zeugnis.

Dreimal hat Wagner Stoffe bearbeitet, die vor ihm schon Fouqué dichterisch gestaltet hatte: im Tannhäuser, Lohengrin und Ring des Nibelungen. Wir erlauben uns, die chronologische Folge umkehrend, unsere Untersuchung mit dem letztgenannten Werke zu beginnen.

Fouqué hat seine dichterische Laufbahn in der Öffentlichkeit gerade mit einer Bearbeitung der Siegfriedsage eingeleitet. Der zweite Band von Friedrich Schlegels „Europa", 1803 in Frankfurt a. M. erschienen, brachte eine dramatische Szene „Der gehörnte Siegfried in der Schmiede", unterzeichnet mit D. L. M. F. Dem Eingange des Volksbuches vom gehörnten Siegfried folgend und Reminiszenzen aus der zweiten Aventiure des Nibelungenliedes einschaltend, schildert sie Siegfrieds Krafttaten in der Schmiede bis zu seinem Auszuge in den Wald, bei dem der Held hier mit Vorsatz den Lindwurm aufsucht, ihn zu bekämpfen:

> Ich kenne wohl der feigen Arglist Schlingen
> Und hörte deutlich, wie ihr euch berathen;
> Doch muß dem Helden alles Ehre bringen,
> Aus dunkler Arglist sprießen für uns Thaten,
> Ich gehe, mit dem Lindwurm nun zu ringen,
> Bestellend künft'ger Ehre frische Saaten.
> Lebt wohl! Ihr meint, ich solle schmählich sterben,
> Und müsset unbewußt mir Ruhm erwerben.

Die Idee der kleinen Szene ruht durchaus in der Kontrastierung des geborenen Helden mit dem Philistertum, das kein Verständnis hat für dessen Wesen und Tun. Mit trefflicher Pointe spricht sie in den Schlußworten des „Meisters" sich aus: „Hol ihn der Satan! Es wird niemals ein tüchtiger Schmidt aus ihm".

---

[2]) Man sehe nur seine Briefe an den Dichter aus den Jahren 1811—1814 in den Briefen an Fouqué, hrsg. von Albertine de la Motte Fouqué, Berlin 1848, 2. Abt., S. 539 ff.

Zu Richard Wagner führt von hier keine Brücke; er wird die Dichtung schwerlich gekannt haben. Fouqué ist aber bald nach dieser ersten Bearbeitung zu dem Stoffe zurückgekehrt, ermuntert durch A. W. Schlegel und — durch das Studium der Tragödien des Äschylus. „Dabei meinte er", so erzählt er selbst in seiner „Lebensgeschichte" (Halle 1840, S. 284), „seines Amtes wohl möge es sein, die ihm inzwischen vertraut gewordene Nibelungensage, ihn nachziehend zu den altnordischen, durch Torfaeus und andre aufbewahrten Gebilden, in Tragödien zu behandeln, in dem Sinne wie Hellenische Bühnendichter die durch Homeros angeklungenen und bewahrten Kunden nach anderweitigen Sagenzweigen bearbeitet hatten". Als Frucht dieser Bestrebungen erschien im Jahre 1808 bei Hitzig in Berlin „Sigurd der Schlangentöter", dem bald darauf „Sigurds Rache" und „Aslauga" folgten; die späteren Ausgaben vereinigen die drei „Heldenspiele" zu einer Trilogie unter dem Titel „Der Held des Nordens". Es ist aus diesen Titeln schon ersichtlich, daß Fouqué hier sich durchaus der nordischen Gestalt der Sage angeschlossen hat; die Edda und Volsungasaga waren seine hauptsächlichsten Quellen.[3]) Die Form aber, die er der Sage gegeben, ist vielfach bestimmend geworden für den „Ring des Nibelungen".

Im Frühling 1842 war Richard Wagner, der Heimat mit überquellendem Herzen zugewandt, aus Paris nach Deutschland zurückgekehrt. Mit Eifer versenkte er sich in das Studium der altdeutschen Dichtung und Sage. Endlich im ältesten „Mythus", in der Gestalt Siegfrieds, fand der von den Konventionen des Lebens so hart mitgenommene Künstler, fand der überzeugte Jünger Ludwig Feuerbachs den lange gesuchten reinen, von aller Konvention befreiten, wahren Menschen, den die Geschichte nirgends sich entfalten läßt. Vor dieser Gestalt verblichen dann rasch alle vorher zu künstlerischer Behandlung ins Auge gefaßten historischen Figuren. Mit der Vorbereitung bei seinen Dichtungen aber hat es Wagner immer ernst genommen. Eingehende literarische Studien pflegten der Ausarbeitung vorherzugehen; notwendig mußte

---

[3]) Vgl. darüber die allerdings ergänzungsbedürftigen Ausführungen von J. Krejči in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, 6. 557 ff.

er bei seiner Beschäftigung mit der Nibelungensage auf Fouqué stoßen, der lange vor ihm in den gleichen Schacht gestiegen war.

Seinem Standpunkte getreu kam für Wagner aus der Nibelungensage nur deren mythischer Teil ohne den historischen, also nur die Geschichte Siegfrieds in Betracht. Er berührte sich darum stofflich nur mit dem ersten von Fouqués Heldenspielen, „Sigurd der Schlangentöter". Man weiß, daß Wagners Ringdichtung sich im wesentlichen in drei Stufen erhob. Im Jahre 1848 entstand zunächst ein sehr ausführlicher dramatischer Entwurf, der die ganze Sage umfaßte, wie Wagner sie für seine Zwecke aufgefaßt und gebildet hatte.[4]) Danach ward noch im selben Jahre „Siegfrieds Tod" als „große heroische Oper in drei Akten mit einem Vorspiel" ausgearbeitet. Sie entsprach stofflich ungefähr der späteren „Götterdämmerung", so daß hier alle die sehr verwickelten Voraussetzungen der Handlung störend und unsinnlich durch eingeschobene Erzählungen klar zu machen waren. Dieser Übelstand veranlaßte dann in Zürich die allmähliche Erweiterung der Dichtung zum „Ring",[5]) der nun wirklich die völlige Dramatisierung jenes ersten Entwurfes bot. Von seinen vier Dramen spielen „Rheingold" und „Walküre" vor der Handlung, mit der Fouqués „Sigurd" einsetzt. Wir beginnen also unsere Vergleichung mit dem „Siegfried".

In die Schmiede führt uns der Beginn beider Dramen. Sie ist bei Fouqué[7]) als eine „Halle in der Burg des Königs Hjalpreck" gedacht, bei Wagner aber als Höhle im Walde, da Wagner Siegfrieds Erzieher mit der Thidrekssaga Mime nennt, der dort im Walde wohnt. Im Entwurfe heißt der Schmied übrigens wie bei Fouqué noch Reigin (Schriften 2. 156).

Gesang des am Amboß arbeitenden Schmiedes eröffnet beide Dramen. Sofort aber zeigt Wagner sich ungleich dra-

[4]) Abgedruckt in den Schriften (ich zitiere nach der 3. Auflage) 2. 156 ff.

[5]) Schriften 2. 167 ff.

[6]) Ebd. 5. 199 ff.

[7]) Ich zitiere den „Sigurd" nach dem Abdruck in der „Ausgabe letzter Hand". Ausgewählte Werke 1, Halle 1841.

matischer als sein Vorbild. Was er bringt, ist viel notwendiger, führt uns sogleich in eine besondere Situation: Mime ist in Verzweiflung über sein Unvermögen, ein für Siegfried taugliches Schwert zu schmieden, während Fouqués Reigen, seiner Kunst vertrauend, behaglich arbeitet, obwohl auch ihm Sigurd schon Schwerter zerschmissen hat. So konnte Reigens fröhliches Schmiedelied von Wagner an dieser Stelle nicht benutzt werden; es klingt dafür später in Siegfrieds Schmiedegesang (116 ff.) teils im Wortlaut, teils in den Gedanken mehrfach deutlich wieder; die Begleitung der einzelnen Phasen der Arbeit durch entsprechende Worte, die Lust an der heißen Lohe, den sprühenden Funken, die direkte Anrede an das geschmiedete Schwert u. s. w. finden sich da und dort.

Aber auch die verzweifelnden Reden Mimes, die Wagners Drama eröffnen, lehnen an Fouqué sich an:

> Das beste Schwert,
> das je ich geschweißt,
> in der Riesen Fäusten
> hielte es fest:
> doch dem ich's geschmiedet,
> der schmähliche Knabe,
> er knickt und schmeißt es entzwei,
> als schüf' ich Kindergeschmeid'!

klagt Mime. Auch Fouqués Reigen hat Sigurd schon ein Schwert zerschmissen (S. 12). Hier aber äußert der Schmied sich zuversichtlich (S. 10):

> Das ist die allerbeste Heldenwaffe,
> Die mein geübter Arm zu schmieden weiß,
> Und, denk' ich, mein unbänd'ger Zögling soll
> An der doch endlich sein Behagen finden

und als Sigurd (S. 12) verlangt, daß es besser halte

> als wie das erste,
> Des Klinge mir beim leicht'sten Schwunge brach

antwortet Reigen:

> Sorg' nicht. Dies hier wär' einem Riesen recht.

Von „Nothungs" Trümmern weiß Reigen natürlich nichts, denn bei Fouqué bewahrt die noch lebende Mutter Sigurds Hiordisa das zerbrochne Schwert. Den Jüngling zu Fafners Tötung zu gebrauchen (Wagner 86 „Siegfried's kindischer Kraft erläge wohl Fafner's Leib: des Niblungen Ring erränge er mir") hat aber auch er bei seiner Arbeit im Auge (Fouqué 10 „Hei, welch ein hochgemuthes Heldenkind! Gewiß verhilft mir der zu Faffners Schatz, Dem theuern Goldeshort auf Gnitnahaide"), und hier wie dort wird ausgesprochen, daß der erworbene Hort nur dem klugen Schmiede dienen soll, nicht dem Helden.

Hier tritt nun beiderseits Siegfried auf die Szene, mit einem ‚Hoiho, Hoiho'! bei Wagner, ‚Ho, Reigen'! bei Fouqué.

„Das Schwerdt! Wo ist es?" ist Sigurds erste Frage. Wagner läßt den Starken mit Benutzung des Jagdscherzes aus dem Nibelungenliede einen Bären bringen, den er anweist: „Brauner, frag' nach dem Schwert!" „Dort liegt die Waffe!" antwortet Mime: „Dorten fühlt es sich" Reigen. Mime rühmt seine Arbeit, die auch Reigen als „gute Klinge", „kräft'ges Meisterstück" anpreist (die zwischenstehenden Vorwürfe Reigens, daß Sigurd Knecht sei, hat Wagner natürlich ausgelassen); der Held aber zerschlägt das Schwert auf dem Amboß bei Wagner, einem Eckstein bei Fouqué. Bis in den Wortlaut geht die Übereinstimmung:

Fouqué 17.

Sigurd.

Sieh den vermaledeiten Binsenstock!

Reigen.

Das? Binsenstock? . . .

Sigurd.

Doch wart' nur, böser ungetreuer Schmied! . .
Zerstäub nur du mit deinen schwachen Klingen! . .
Seht mir den Prahler, seht den trägen Werkmann!
Willst du nicht tüchtig schmieden? So thu' ichs,
Und zwar auf deinem Kopf an Amboß statt.
Dazu noch ist des Schwertes Trümmer gut.

Wagner 88.

Siegfried.

Hei! was ist das
für müß'ger Tand!
Den schwachen Stift
nennst du ein Schwert?
Da hast du die Stücken,
schändlicher Stümper;
hätt' ich am Schädel
dir sie zerschlagen! —
Soll mich der Prahler
länger noch prellen? . . .
Wär' mir nicht schier
zu schäbig der Wicht,
ich zerschmiedet' ihn selbst
mit seinem Geschmeid,
den alten, albernen Alp.

Siegfried macht Mime Vorwürfe, der ihm beständig

schwatzt von Riesen
und rüstigen Kämpfen,
von kühnen Thaten
und tüchtiger Wehr;
will Waffen mir schmieden,
Schwerte schaffen;
rühmt seine Kunst,
als könnt' er 'was rechtes:
nehm' ich zur Hand nun,
was er gehämmert,
mit einem Griff
zergreif ich den Quark!

Die Tat kann darum nicht vollbracht werden. Über Reigen ergeht dieselbe Klage (S. 19):

Er schmiedet, schmiedet, lobt sein eignes Werk,
Und klirr! dann bricht's bei meinem ersten Hieb, —
Und ohne Waffen ich —

Wenn also Faffner noch nicht getötet ist, so liegt die Schuld nur (S. 14) „an dir, der du das Schwert nicht fertigst ... Langsamer Werkmann! Mit deiner Zunge bist du rascher da!"

Sigurd läuft dem vor ihm fliehenden Reigen nach und will ihm an den Leib, wie Siegfried (später) Mime an die Kehle springt, der sich vorher vor dem Bären hinter dem Herde versteckt hatte. Mime verweist dem Jüngling seine Wut als undankbar (Wagner 89): „Nun tobst du wieder wie toll: dein Undank, traun, ist arg ... Willst du denn nie gedenken, was ich dich lehrt' vom Danke?" Ganz so verweist Reigen den Sigurd (S. 14): „Es ist unlöblich, wenn ein junger Degen ... dem Waffenmeister harte Reden gibt. Bedenk dich doch, mein Held! Wer lehrte dich .." „Deinen Mime" nennt sich selbst aufdringlich der Schmied (Wagner 92), „vom alten Reigen kam die Gabe", sagt er bei Fouqué S. 15; der Jüngling lehnt beiderseits die behaupteten Verdienste beharrlich ab. Die Erzählung von der Erbeutung Granis unter Odins Beistand (Fouqué 15 f.) fehlt bei Wagner, da dort Siegfried den Grani ja erst von Brunhild erhält (wie in der Thidrekssaga), ebenso wie Sigurds Vaterrache, die aber im Entwurf (Schriften 2. 159) und auch in „Siegfrieds Tod" (ebd. 2. 178) noch vorhanden war. Gripirs Weissagung, deren Sigurd (Fouqué S. 16. 30) gedenkt, ist bei Wagner in der Prophezeihung der Rheintöchter von Siegfrieds nahem Ende benützt. Daß der Held sie gelassen hinnimmt, hat Fouqué nach den Eddaliedern wie Wagner.

Siegfrieds Erkundigung nach dem Verhältnis von Männchen und Weibchen, die bei Wagner die Erzählung von Vater und Mutter herbeiführt, kennt Fouqué nicht, er bot aber wenigstens einige Anregung zu dem, was Wagner zart ausgestaltet hat. Denn auch bei Fouqué ist der unbändige junge Gesell dem hier noch lebend gedachten „holden Mütterlein" mit inniger Neigung zugetan, ihr allein zeigt er sich „freundlich lind". Wo Fouqué dann die Mutter auftreten läßt, damit sie Sigurd die Schwertstücke überreiche (Fouqué 21 [ein zerbrochenes Schwert aus dem Mantel vorziehend]: „Sieh' das war deines Vaters Siegmund Schwerdt"), bietet Wagner Mimes Erzählung von ihr und dieser holt nun die von Siegfried ihm übergebenen Schwerttrümmer herbei (Wagner 98

„Sieh' her, ein zerbrochenes Schwert! Dein Vater, sagte sie, führt' es).[8])

Die Geschichte des Schwertes, wie Hiordisa sie erzählt, ist von Wagner zwar nicht hier, aber in der „Walküre" benutzt. Schon die szenische Angabe vor dem ersten Aufzuge dieses Dramas, sowie Sieglindens Erzählung S. 14 f. trifft mit Fouqué 21 nahe zusammen. Da aber Fouqué hier ausschließlich aus der Volsungasaga schöpft und Wagner diese, wie manche Angaben über Fouqué hinaus beweisen, sicher auch unmittelbar benutzt hat, so läßt sich an dieser Stelle nicht ausmachen, wie weit er von Fouqué angeregt ist. Klar liegt dagegen in der Anrede Brünhildens an Sieglinde die Benutzung Fouqués zu Tage:

Fouqué 22.

Du trägst in deinem Schoß ein Kind
(Das warst du, Sigurd!) trägst ein Heldenkind,
Preis der Wolsungen, aller Zeiten Loblied ....
Dann gab er mir die Trümmer dieses Schwerdt's
Und sprach: bewahr' sie wohl. Die beste Waffe
Wird man d'raus schmieden, meines Sohnes Werkzeug
Zu großer That.

Wagner 69.

Den hehrsten Helden der Welt
heg'st du, o Weib,
im schirmenden Schoß!
(Sie reicht ihr die Stücken von Siegmunds Schwert.)
Verwahr' ihm die starken
Schwertesstücken;
seines Vaters Walstatt
entführt' ich sie glücklich:
der neu gefügt
das Schwert einst schwingt,
den Namen nehm' er von mir —
„Siegfried" freu' sich des Sieg's!

---

[8]) Zu Mimes Worten (ebd.) „für Mühe, Kost und Pflege ließ sie's als schwachen Lohn" vgl. Fouqué 29 „das sei der langen Pflege kurzer Lohn".

Also genaue Anlehnung an Fouqué, nur daß Wagner (sichtlich in Erinnerung an die Walküre eines Eddaliedes, der sogenannten Helgakvida Hjǫrvardssonar) mit der Schenkung des Schwerts an den künftigen Helden die Namengebung verbindet.

Siegfried verlangt nun (S. 98), nachdem er die Trümmer gesehen, sogleich von Mime: „Und diese Stücken sollst du mir schmieden!" wie Sigurd von Reigen (Fouqué 23): „O Reigen, Reigen, schmiede mir den Stahl!" und hier und dort drängt der Held auch weiter ungeduldig auf sofortige Herstellung des Schwerts. Wagner läßt seinen Siegfried indes in den Wald hinaus stürmen; die Idee ist durch Fouqué angeregt, und Siegfrieds herrlicher jubelnder Sang lehnt sich in den Worten eng an die Strophe, die Fouqué dort seinen Sigurd singen läßt, als er das fertige Schwert erhalten hat:

Fouqué 35.

Den Burgwall hinab
Wandelt, erwacht, in den Wald
Singend der Siegmund's Sohn.
Schiffe schwanken bereits am Strand,
Lustig schwellen Wellen und Wolken,
Weit fort winket die Welt![9])

Wagner 98.

Aus dem Wald fort
in die Welt ziehn ....
Wie der Fisch froh
in der Fluth schwimmt,
wie der Fink frei
sich davon schwingt:
flieg' ich von hier,
fluthe davon,
wie der Wind über'n Wald
weh' ich dahin.

---

[9]) Vgl. auch noch Wagner 113 „lernt' ich das Fürchten, dann fort in die Welt!" und andrerseits Fouqué 31 „Schau doch wie alles draußen lustig blüht!" u. s. w.

Das Wettgespräch zwischen Wotan und dem unweisen Schmied, das wieder an ein Eddalied, die Vafþrudnis mól, sich lehnt, kennt Fouqué nicht. Vielleicht aber hat er Wagner doch die Anregung gegeben, es gerade hier einzuschieben. Denn in dem Gespräch der Hiordisa mit Reigen und dem Sohn, das wir bei Fouqué an der entsprechenden Stelle finden, werden ja auch die alten Geschichten von Sigurds Ahnen und dem Fluche, der auf dem Stamme liegt, erzählt (S. 21 ff., 28 ff.); in der Tat scheinen auch Einzelheiten bei Wagner noch durchzuklingen. Vergleiche z. B.:

Fouqué 20.

Du, der Wolsungen kühnes Heldenreis . . .

Fouqué 21.

In dieses Baumes Stamm bohrt' er ein Schwerdt,
Sprach: wer's herauszuziehn vermag, behalt's!
Verschwand. — Viel Herr'n versuchten es umsonst.
Dein Vater, seiner Heldenkraft vertrauend,
Gieng allerletzt hinzu und nahm es hin.
. . . .
An seinem Riesenspeer brach Siegmunds Klinge.

Wagner 106.

Siegfried zeugten sie selbst,
Den stärksten Wolsungenspross . . .

ein neidliches Schwert,
in einer Esche Stamm
stiess es Wotan:
dem sollt' es geziemen,
der aus dem Stamme es zög'.
Der stärksten Helden
keiner bestand's:
Siegmund, der kühne,
konnt's allein,
fechtend führt' er's im Streit,
bis an Wotan's Speer es zersprang.

Mime hat von Wotan erfahren, dass nur, wer die Furcht nicht kennt, das Schwert zu schmieden vermöge: Siegfried selbst

muß also das Werk vollbringen. Fouqué hat das nicht, doch sind auch hier in seiner Darstellung schon die Keime sichtbar, aus denen Wagners Umgestaltung erwuchs. „Nicht wahr, du hättest gern den Faffner todt?" fragt Sigurd den Meister (25) und erklärt ihm: „Dazu brauchst du ein freud'ges Heldenkind,[10]) Stark, rasch wie ich". In bezug auf das zu schmiedende Schwert bemerkt Hiordisa (20) von Reigen: „Der führt's nicht aus" und bringt ihm eben darum, weil seine Kunst nicht hinreicht, die Schwertestrümmer. Bei deren Verarbeitung aber läßt Fouqué Sigurd dem Reigen helfen.[11]) Einzelheiten der Erzählung vom Entstehen des Schwerts sind dann wieder aus Fouqué in Wagner übergegangen, wie das „Häufen" von Holz und Kohlen auf den Herd Fouqué 26 = Wagner 114, die Freude des Helden am lohenden Feuer, das er angeblasen Fouqué 27 = Wagner 116, des Schmiedes Einspruch (Fouqué 27 „Ho! Was dort? Sigurd, laß ab!", Wagner 114 „Was machst Du da? Nimm doch die Löthe!"), die üblen Anschläge gegen den Jüngling, die der Schmied beiseite „murmelt" Fouqué 25 f. = Wagner 117 f. (den Gifttrank kennt Fouqué nicht), endlich der Preis des fertigen Schwertes. Hier findet sich noch eine auffallende Übereinstimmung im Wortlaut:

Fouqué 32.

Aus kranken Trümmern neu erstandnes Licht.

Wagner 122.

Todt lagst du
in Trümmern dort,
jetzt leuchtest du trotzig und hehr.

Darauf lädt der Held den Schmied ein, der Prüfung des Schwertes zuzusehen (Fouqué 32, Wagner 122) und spaltet

---

[10]) Vgl. auch, was Brynhildur zu Sigurd sagt (Fouqué 65): „Du bist der Recke, der nie Furcht gekannt".

[11]) Die allmähliche Umwandlung bei Wagner ist deutlich, da es im Entwurf (Schr. 2. 139) noch heißt: daß Siegfried „unter Mimes Anleitung das Schwert schmiedet". Uhlands „Jung Siegfried" und die Darstellung Simrocks, der seinem, Wagner wohlbekannten, „Wieland der Schmied" Siegfrieds Aufenthalt in der Schmiede und Drachenkampf als Episode eingefügt hatte, mögen zur Verschiebung mitgewirkt haben.

mit einem Streich den Amboß. Wagner schließt mit diesem dramatischen Höhepunkt den Akt, Fouqué verdirbt die Wirkung durch eine kurze, für das Ganze unnütze Fortsetzung.

Der zweite Aufzug des Siegfried entspricht Fouqués „Erster Abenteure", „Wüste Gegend auf Gnitnahaide" ist der Ort bei Fouqué, „Tiefer Wald" bei Wagner.

Die Szene zwischen Alberich, Wotan und Faffner kennt Fouqué nicht; allerdings tritt bei ihm (S. 42) gleichfalls Odin unmittelbar vor Sigurds Drachenkampf auf, doch in ganz anderer Rolle, vgl. unten. Eng aber berührt sich wieder die Darstellung der Haupthandlung. „Zur Stelle sind wir" beginnt Mime S. 129 und Siegfried beklagt sich „Fern hast du mich geleitet; eine volle Nacht im Walde selbander wanderten wir!" „Noch nicht am Ziel?" fragt Sigurd (36) „Ganz nah." „So sprichst du schon seit einer Stunde, doch immer fürder geht's durch Haidekraut. Und wiss' nur, mir mishagt der öde Pfad."

Reigen:

Siehst du, mein junger Held, den Hügel dort?
.... Dort wohnt er, des Goldes Hüter, aller Menschen Feind:
Faffner, der böse Schlangenwurm.

Mime:

Siehst du dort den dunklen Höhlenschlund?
Darin wohnt ein gräulich wilder Wurm:
Unmaßen grimmig ist er und groß.

Der Schluß von Mimes Beschreibung: „mit Haut und Haar auf einen Happ verschlingt der Schlimme dich wohl" stammt aus Faffners Gesang Fouqué 45: „Naht' auch ein Menschlein sich nah', Hascht ihn im Hui, hascht ihn, Schläng hastig den Feind hinein." Auch zu der Bestimmung Wagner 132 „steigt die Sonne zur Höh', merk auf den Wurm, aus der Höhle wälzt er sich her" hat wohl noch Fouqué 38 „Mit jedem Abendrot kreucht er zum Wasser" die Anregung gegeben.

Wenn Siegfried Mimes Liebe abwehrend ihn fortweist (Wagner 132), so beklagt auch Sigurd sich (Fouqué 40), daß

er Reigens „mürrisch Angesicht" zur Seite habe; wie Mime „im Abgehen, für sich" den frommen Wunsch äußert:

> „Faffner und Siegfried,
> Siegfried und Faffner,
> oh, brächten beide sich um!"

so „murmelt" Reigen „beiseite":

> „Schnell das Gold gewonnen und hinab,
> So lautet es für dich mein armer Bursch.
> Als Meister brech ich nach der That mein Werkzeug."

Für das einzige ‚Waldweben' und Siegfrieds Versuch, die Vogelstimmen nachzuahmen, dankt Wagner Simrock[12]) zwiefache Anregung. Wenn aber Siegfried durch das Blasen auf seinem Horn Fafner herbeilockt, so ist das deutlich eine für das Musikdrama sehr geschickte Umgestaltung der Darstellung Fouqués, nach der Faffner aus der Höhle kriecht, weil Sigurd geschrien hat, „als blies er durch ein Wisentshorn".

Odins Erscheinen vor dem Drachenkampf (Fouqué 42f.) hat Wagner nicht übernommen; doch äußert bei ihm Mime nach dem Kampfe (144) den Verdacht:

> „Weilte wohl hier
> ein weiser Wandrer,
> schweifte umher,
> beschwatzte das Kind
> mit listiger Runen Rath?"

Fafner „wälzt sich" also aus der Tiefe vor (Fouqué 44 „Es wälzt der Drache sich heran"); „Du wär'st mir ein saubrer Gesell"! begrüßt ihn Siegfried, „das ist mir gar ein seltsamer Gesell" hat Sigurd (Fouqué 38) vom Drachen gesagt.[13]) Das Zwiegespräch zwischen Siegfried und Fafner hat Wagner aus den eddischen Fafnes mól entnommen,

---

[12]) In der oben S. 169 Anm. 11 erwähnten Episode (S. 94 der 3. Aufl., Stuttg. 1851). Man vgl. aber auch den Monolog Reigens bei Fouqué S. 51:

> Schon verständlich
> Sagt mit Stimmen
> Baum und Berg und Bach
> Neues und nie Erhörtes zu mir u. s. w.

[13]) Vgl. auch Fouqué 46 „Pfui wie der häßliche Gesell sich windet!"

Fouqué kennt es nicht; doch vgl. Wagner 136 „Gut wär's den Schlund dir zu schließen" [14]) mit Fouqué 44 „Wohl ist es gut getan, solch häßlich Bildnis Hinwegzuschneiden aus der lust'gen Welt". Auch für die Unterredung Siegfrieds mit dem sterbenden Ungeheuer ist neben dem Eddaliede mehrfach die Unterredung benutzt, die Fouqué seinen Helden mit dem sterbenden Reigen führen läßt. Vgl. besonders:

Fouqué 59.	Wagner 138.
Hreidmar's schlimme Kinder	Fasolt und Fafner,
Nun allzwei liegen erschlagen ..	die Brüder fielen nun beide,
Faffner und Reigen roth,	Um verfluchtes Gold . . .
Vom Blutstrom roth,	Blicke nun hell,
Wohl um des Goldes willen.	blühender Knabe;
Hüt' dich, du Heldenkind,	des Hortes Herrn
Hüt dich vor'm herrlichen Hort!	umringt Verrath.

Fouqués „Drachenfett", das Sigurd die Vogelsprache verstehen lehrt, hat Wagner durch das Drachenblut ersetzt, doch sonst nicht ohne Anlehnung an Fouqué:

Fouqué 53.

Kaum nur, daß ich des Drachenfettes
Von ungefähr an Mund gebracht, so klang
Mir deutlich Wort aus jenen kleinen Schnäbeln.

Wagner 139.

Ist mir doch fast —
als sprächen die Vöglein zu mir:
deutlich dünken mich's Worte!
Nützte mir das
des Blutes Genuß?

Alberich und Mimes Unterredung, während Siegfried in der Höhle ist, kennt Fouqué nicht. Wagner bildete sie nach dem Streite der Brüder vor der Schatzhöhle im Nibelungenliede; sie gerade hier einzufügen, mag aber wohl Fouqués Unterhaltung zwischen Reigen und Sigurd und Reigens Monolog angeregt haben. In der Warnung der Vöglein

---

[14]) Und schon Wagner 130 „Gut ist's den Schlund ihm zu schließen."

zeigt Wagner nichts, das über die eddische Grundlage hinaus mit Fouqué zusammenträfe. Allenfalls wäre für Mimes falsche Reden, in denen Wagner mit einem genial kecken Zuge das Innere nach außen gewandt hat, um heimliche Gedanken sinnlich anschaulich zu machen, auf Fouqué 54 „Da liegt der Reigen, bespricht sich mit sich . . . Wüthig spricht er falsche Worte" zu verweisen. Mimes Vergiftungstrank ist Fouqué fremd; daß der Schmied den Helden im Schlafe morden will, erinnert entfernt daran, daß Sigurd bei Fouqué den Reigen unwürdig genug im Schlafe tötet.

Wagners dritter Aufzug entspricht dem Beginne von Fouqués zweiter Abenteure. Der Begegnung des Helden mit Brünhild geht bei Fouqué der Gesang der Nornen voraus, bei Wagner die Unterredung zwischen Wotan und Erda; in beiden ist von Brünhilds Verfehlung und Buße die Rede. Das Nornenmotiv hat Wagner für den Anfang der „Götterdämmerung" verwendet, worüber unten; doch vgl. hier auch Erdas Worte (153):

> wenn ich schlafe,
> wachen Nornen:
> sie weben das Seil
> und spinnen fromm was ich weiß.

Bei Wagner trifft Siegfried den Wanderer vor dem Brünnhildenstein. Fouqué weiß davon nichts. Doch ist oben S. 171 schon bemerkt worden, daß er Odin dem Sigurd vor der Drachenhöhle erscheinen läßt, und in der Tat ist jene Szene von Wagner hier benützt, indem Siegfried dem unbekannten Alten ganz so unwirsch keck begegnet wie Sigurd dem fremden Greis bei Fouqué, vgl. auch im einzelnen:

Fouqué 42.

Sigurd.

Nun? Was soll das? Woher du alter Herr?

Greis.

. . . jeder such' nur seinen Platz,
Vor allem solch ein junges Blut wie du . . .
Du aber kennst mich nicht . . .

Sigurd.
Ha, wer gebeut mir so? Ich hör' wohl falsch.

Wagner 159.
Siegfried.
Alter Frager,
hör' einmal auf! . . .

Wanderer.
Geduld, du Knabe!
Dünk' ich dich alt,
so sollst du mir Achtung bieten . . .
kenntest du mich,
kühner Sproß . . .

Siegfried.
Hoho! Du Verbieter!
Wer bist du denn,
Daß du mir wehren willst?

Die Schilderung der flammenumlohten schlafenden Walküre und ihrer Erweckung bei Wagner erinnert, so sehr sie ausgearbeitet und vertieft ist, in zahlreichen Einzelheiten noch an Fouqué. Ich stelle einfach zusammen; es ist gerade bei diesen Kleinigkeiten oft interessant zu sehen, was Wagner aus seiner Vorlage gemacht hat.

Fouqué 63.
Draußen lodert die Lohe wild.
Lodert im Rund allstund um's Schloß her,
Verschließt mit wallendem Schein den Eingang.
Die glühende Bahn kommt keiner heran.

Wagner 162.
Verschlossen hält
meine Macht die schlafende Maid . . .
Ein Feuermeer
umfluthet die Frau,
glühende Lohe
umleckt den Fels . . .

Strahlend offen
steht mir die Straße.

Fouqué 64.
Hier in den Sälen,
Gemächern, Höfen regt kein Leben sich.

Wagner.
Selige Öde
auf sonniger Höh'!

Fouqué.
Doch sieh, was liegt da für ein Jünglingsbild,
Geharnischt, tief im Schlaf?

Wagner.
Was ruht dort schlummernd . . .
rastend in tiefem Schlaf! . .
Ha, in Waffen ein Mann!

Fouqué.
. . . werd ich dich des Waffenschmucks entlasten,
Der Thät'gern ziemt, und dich im Schlaf nur drückt.

Wagner.
Das hehre Haupt
drückt wohl der Helm?
Leichter würd ihm
löst' ich den Schmuck.

Fouqué.
O mir! Es ist kein Knab! Ein Jungfräulein,
Das Abbild aller Huld und Lieb'sgewalt!

Wagner.
Ach! — Wie schön! . . .
Das ist kein Mann!

Fouqué.
Froher werd ich nie,
Als seit mir dieses Licht den Sinn durchblitzt.

Wagner.
Ertrüg ich das Licht?
[von Brünnhildens Augen.]

Fouqué.
Warst du so schön, so stillen Reizes voll,
Leis' athmend aus den lieblich blühnden Lippen.

Wagner.
Süß erbebt mir
ihr blühender Mund . . .
So saug' ich mir Leben
aus süßesten Lippen.

Fouqué.
thät'st du jetzt der Augen Lichter zu,
Einmal gezeigt — nie würd' ich wieder froh.

Wagner.
Heil . . . daß ich das Auge erschaut,
Das jetzt mir Seligem strahlt.

Von da an ist das Zwiegespräch zwischen Siegfried und Brünnhilde durchaus Wagners Eigentum.

In der „Götterdämmerung" dankt Wagner gleich die Idee zu seinem „Vorspiel", der Nornenszene auf dem Walkürenfelsen, wieder Fouqué, der, wie wir wissen (oben S. 173) seine „Zweite Abenteure" mit einem Wechselgesang der Nornen auf „Brynhildurs Burg auf dem Berge Hindarfiall" eröffnet (S. 61 ff.).[15] Wagner hat seine ursprüngliche Fassung der Szene für die Götterdämmerung" ganz umgearbeitet. Wie wir sie in „Siegfrieds Tod" (Schr. 2. 167 f.) lesen, ist sie von Fouqué im einzelnen verschieden,[16] in der Art gleich, da bei Wagner die Nornen das bisher Geschehene im Wechselgesang erzählen, wie sie bei Fouqué Brynhildurs Vorgeschichte

[15]) Auch später tauchen die Nornen mehrfach auf, vgl. Fouqué S. 72, 84, 88.

[16]) Doch sind Einzelheiten im „Siegfried" benutzt, oben S. 173; auch erinnert das Zwiegespräch zwischen Brünnhilde und den Walküren in der ersten Fassung in „Siegfrieds Tod" (Schr. 2. 184) mehrfach an Wurdurs Gesang (Fouqué 62).

singen. Wagner läßt die Nornen bei Wotans, Fouqué bei Sigurds Nahen verschwinden.

In der folgenden Szene, Siegfrieds Abschied von Brünnhilde, erinnert noch manches an das Zwiegespräch, das Fouqué die beiden gelegentlich ihrer zweiten Begegnung in König Heimers Lande führen läßt, die Wagners sicheres Empfinden tilgte. Als „Andenken deiner Treue“ bewahrt Brynhildur dort Sigurds Ring, wie Siegfried ihn „als Weihegruß meiner Treu'“ übergibt. Deutlich klingen die unmittelbar folgenden Worte Brynhildurs:

„Zu ew'ger Liebesflamme Brand verlobt
Das Weib aus Hindarfiall sich dir, du Held!

Sigurd (sie küssend):

O freudig heiße Gluth, in Zweien Eins.

in den Liebesbeteuerungen Wagner 185 nach:

Siegfried:

Durch sie entbrennt mir der Muth.

Brünnhilde:

So wärst du Siegfried und Brünnhilde.

Siegfried:

Wo ich bin, bergen sich beide

(„Siegfrieds Tod“: Wohin ich geh', ziehen Beide).[17])

Fouqués erste Szene an Giukes Hofe, Grimhildur Kräuter zum Zaubertranke suchend (72 ff.), blieb bei Wagner weg; ihm wurde die Figur der Giukungenmutter überhaupt überflüssig, da ihr Charakter, wie Fouqué ihn schildert, in seinem Hagen aufgegangen ist.[18]) Doch ist gleich der Eingang des

[17]) Auch Brünnhildens letzte Worte: „O heilige Götter“ u. s. w. erinnern an Brynhildurs Schlußworte Fouqué 90.

[18]) Bei Fouqué ist Högne ein gutmütiger Philister — wenigstens bis zu Sigurds Tod. Ich begreife nicht, wie Hagemeister, Fouqué als Dramatiker S. 19, diese ganz unwahrscheinliche Figur als „die lebensvollste Gestalt, die Fouqué jemals geschaffen hat“, bezeichnen konnte. Wagners Charakterzeichnung stützt sich zunächst auf die Angaben der Thidrekssaga; doch hat zugleich Grimhildur, wie Fouqué sie schildert, manche Züge geboten. So „gewann“ denn auch Hagen den Vergessenheitstrank 189 (im Entwurf Schr. 2. 160 hieß es: „der Trank war durch

ersten Aufzugs deutlich angeregt durch den sonst getilgten Beginn der dritten Abenteure bei Fouqué, S. 91 ff., wo der alte Giuke selbstzufrieden, seiner Königsmacht genießend, vor der Burg sitzt. Gunther erhält bei Wagner sogleich von Hagen den Rat, um Brünnhilde zu werben, so daß hier wiederum mit viel größerer dramatischer Spannung sogleich der Konflikt angedeutet wird, während in Fouqués epischem Gemälde viel später erst (122 ff.) Grimhildur die wie bei Wagner „vergnügt beisammen" sitzenden Recken auf Brynhildur verweist. Von Sigurd aber hat sie den Söhnen auch gleich zu Beginn (76 f.) gesprochen mit ähnlicher Zurechtweisung ihrer Ambitionen („Den gabs nur einmal") wie Hagen hier dem Bruder („Einem Stärkren noch ists nur bestimmt").

Wagners gedrängte Darstellung läßt hier sogleich Siegfried erscheinen; die Wettkämpfe, in denen Fouqué den Helden mit den Brüdern sich messen läßt, nahm er natürlich nicht auf. Sigurd kommt zu Roß, Siegfried im Nachen, doch mit Grane, an einer Stelle ist Fouqué wörtlich benutzt: Fouqué 95 „Ihr lieben Leute nehmt dies Pferd in Acht ... Denn edler Gattung ists, heischt seine Zucht" = Wagner 192 „Wohl hüte mir Grane! Du hieltest nie von edlerer Zucht am Zaume ein Roß".

Daß Siegfried sogleich (Wagner 192) einen Bund mit den Brüdern eingeht, stimmt zu Fouqué 107; hier wie dort folgt später (Wagner 196 = Fouqué 115 f.) noch der Abschluß der Blutbrüderschaft. Gunthers Eid klingt stark an den Eid an, den Gunnar bei der zweiten Gelegenheit schwört (Fouqué 116; vgl. besonders die ältere Fassung der drei Eide in ‚Siegfrieds Tod' Schr. 2. 178 f., 182, wo Wotan angerufen wird wie bei Fouqué Odin).

Brynhildurs Klage Fouqué 109 f., sowie das Festmahl nach gemeinsamer siegreicher Kriegsfahrt der Brüder konnte Wagner nicht brauchen. Daß aber der Held, nachdem er den Vergessenheitstrank getrunken, bei Gudrunas Auftreten so-

Hagens Kunst bereitet"). Die Verschmelzung lag um so näher, als auch bei Fouqué (dort sehr inkonsequent bei dem sanften Jüngling) Högne schon gelegentlich als Zauberer auftritt, da er (133) mit einem von der Mutter gelernten Zauberspruch den Gestaltentausch bewirkt.

gleich blitzartig von ihrer Schönheit getroffen und mit Liebe erfüllt wird, ist beiden Dichtern gleich. Gutrune reicht das Horn zum Willkomm statt der grüßenden Heilswünsche Fouqué 113; doch vgl. Siegfrieds Frage an Gutrune: „Was senkst du dein Auge vor mir?“ mit ihren Worten Fouqué 114 „mein ungewohntes Auge senkt die Wimper“.

Sogleich enthüllt bei Wagner Gunther seine Absichten auf Brünnhilde. Die Benutzung Fouqués wird hier ebenso im Wortlaut deutlich als in der Wiederkehr des schönen Motivs, daß dem Helden bei der Erzählung von der Walküre eine verwirrte Erinnerung leise aufdämmert; vgl. Fouqué 123:

Grimhildur.
Sie wohnt inmitten eines Flammenzauns —

Sigurd.
Was? Flammenzaun? Mir hat so was geträumt u.s.w.

mit Wagner 195:

Gunther.
Auf Felsen hoch ihr Sitz;
ein Feuer umbrennt den Saal —

Siegfried
(verwundert und wie um eines längst Vergessenen sich zu entsinnen, wiederholt leise):

„Auf Felsen hoch ihr Sitz;
ein Feuer umbrennt den Saal“..? u.s.w.[19])

Daß Siegfried zum raschesten Aufbruch drängt, hat Wagner von Fouqué übernommen, auch Einzelheiten klingen nach (Fouqué 126 Sigurd „Die Pferde warten Eu'r. Auf, liebe Schwäger!“ Gunnar „Mit der Braut im Arm kehr' ich dir heim“: Wagner 197. Siegfried „Frisch auf die Fahrt! Dort liegt mein Schiff ... die Frau führst du dann heim“; vgl. auch zu Gutrunens Frage Wagner 198 „Wohin eilen

[19]) Die Stelle ist um so interessanter, als die Zwischenreden Siegfrieds während Gunthers Bericht sich erst in der „Götterdämmerung“ finden, nicht aber in „Siegfrieds Tod“. Wagner hat also auch bei der Umarbeitung Fouqué noch einmal herangezogen. Wir wissen, daß er dafür auch sonst seine Quellen wieder nachsah, z. B. die Volsungasaga, vgl. Golther a. a. O. S. 15.

die Schnellen?" Hagen „Zu Schiff Brünnhild zu freien", die Frage Giukes Fouqué 127 „Was jagt vom Schloßberg denn so wild hinab? . . . Auf welche schlimme Fahrt jagst du sie wieder aus?" Grimhildur: „Heut gilts Brautwerbung nur.")

Brünnhildens Unterredung mit Waltraute ist ganz Wagners Eigentum; über Reminiszenzen an Fouqué in der ersten Fassung der Szene in „Siegfrieds Tod" vgl. oben S. 176, A. 16.

Breit entfaltet sich wieder die Erwerbung Brünnhildens bei Fouqué, dramatisch zugespitzt, in ihren Höhepunkten nur erscheint sie bei Wagner. Die Berührungen sind aber auch hier deutlich. Siegfried steht vor Brünnhilde Wagner 206, „betrachtet sie lange, auf seinen Schild gelehnt", Fouqué 141 redet Brynhildur den Helden an: „Du stellst dich hin vor meinen Sessel, Jüngling, dich trotzig stützend auf dein leuchtend Schwert. — „Verrath? [Verrath! Verrath! ‚Siegfrieds Tod' 2. 186] — Wer drang zu mir? ruft Brünnhilde Wagner 206, und klagt ähnlich Fouqué 142 „O Flamme, Flamme! höchst untreue Flamme!" — „Wer ist der Mann der das vermochte, was dem stärksten nur bestimmt?" fragt die Erschreckte Wagner 206 wie Fouqué 142: „Wer bist du?", der die Flamme durchritten „die nur einem einz'gen Helden Durchzug gönnt." — Wenn Brünnhilde Wagner 207 (nicht in ‚Siegfrieds Tod') den Eindringling fragt, ob er „von Hellas nächtlichem Heere" komme, so könnte das dadurch angeregt sein, daß bei Fouqué auf der Seite vorher (140) von „Helas tiefem Wohnplatz" die Rede ist. — Der Held nennt sich auf Brünnhildens Frage „Ein Gibichung bin ich und Gunther heißt der Held, dem, Frau, du folgen sollst" Wagner 207 (vorher „Ein Freier kam") wie Fouqué 142: „Gunnar, des Königs Giuke ältster Sohn .. komm ich, dich zu freien." — Brünnhilde muß nach heftigem Sträuben den Ring lassen, dann fordert der Held sie auf, ihm ins Brautgemach zu folgen Wagner = Fouqué; vgl. noch Wagner 208 „Gunthers Braut — gönne mir nun dein Gemach" mit Fouqué 145: „Nun komm mit mir, du schöne Heldenbraut!" Die Szene schließt beiderseits mit einer inhaltlich gleichen Anrede des Helden an sein Schwert. (Wagner 208: „Nun, Nothung, ... meine Treue wahrend dem Bruder, trenne mich von seinem Weib!" : Fouqué 145 „Ei, Gramur, . . . heut

auch mich wirst scheiden von des Lebens süß'ster Lust; Jedoch ein edler Recke hält sein Wort.")

Im zweiten Aufzuge der Götterdämmerung geht Siegfrieds Rückkehr die Szene zwischen Alberich und Hagen voraus, die nur in ihrer Stellung der Szene zwischen Grimhildur und Gudruna bei Fouqué entspricht. Es folgen sodann beiderseits die Ankunft des Boten, die Begrüßung durch Gudrun, die Vorbereitungen zum Empfange des Paares. Hagens Aufruf 216:

„Hoiho! Hoiho! Hoiho!
Ihr Gibichs-Mannen,
machet euch auf!"

u. s. w. ist deutlich entwickelt aus dem Rufe des Wächters Fouqué 152:

„Wohlauf! Wohlauf! Zum fei'rlichen Empfang,
Wer's treu mit meinem Herrn und König meint" u. s. w.

Daß Sigurd bei Brynhildurs Ankunft schon die Erinnerung wiederkehrt (Fouqué 153 f.), hat Wagner nicht übernommen. Doch scheint die erste Begegnung Brünnhildens mit Siegfried an Gunthers Hof in Einzelheiten noch von Fouqué angeregt zu sein. Vgl. z. B. Brünnhildens erste Worte, da sie Siegfried an Gutrunens Seite erblickt (Wagner 220 „Siegfried hier! Gutrune?") mit Sigurds Ausruf, als er Brynhildur an Gunnars Seite sieht (Fouqué 154 „Brynhildur? die dort? . . . Nun König Gunnars Weib?"). Brünnhilde schrickt heftig auf, als sie den Ring an Siegfrieds Hand erblickt, bei Fouqué zeigt Gudruna ihn bei dem Zanke der Königinnen, den Wagner übergangen hat[19]) und erschreckt auch hier die Gegnerin mit ihm („sein köstlich Leuchten bleicht die Wange dir" Fouqué 158). Brünnhilde droht erst umzusinken, bricht dann heftig aus und kündet vor dem Könige und allen Mannen ihre Schande; Fouqués Brynhildur rast erst und liegt dann drei Tage in starrem Todesschlafe, um schließ-

[19]) Er hatte das Motiv bereits im zweiten Akte des Lohengrin verwandt, aber nicht etwa nach Fouqué, der den Streit im Bade entbrennen läßt wie in der Volsungasaga, sondern nach dem Nibelungenliede (Streit vor der Kirchentür).

lich vor „Mannen und Frauen“ ihre Schande auszuschreien. Darauf wird zwischen den Brüdern Sigurds Tod beschlossen: die Ausführung im einzelnen ist beiderseits ganz verschieden, da Fouqué in übel angebrachter genauer Anlehnung an die nordische Variante den Helden durch Guttorm im Bette ermorden läßt.

Der dritte Aufzug der Götterdämmerung mußte so, indem Wagner in den Grundzügen der deutschen Überlieferung folgt, die er aber noch sehr selbständig ausgestaltet, fast ganz unabhängig bleiben von Fouqué. Nur in der Schlußszene begegnen wir nochmals dessen Spuren. Das Lachen Brünnhildens hat Wagner wie Fouqué aus den nordischen Quellen aufgenommen;[20]) auch daß Hagen den Ring fordert, war natürlich durch die Grundanlage von Wagners Drama gefordert und braucht nicht erst durch Fouqué 205 („Wir theilen Faffner's Gold“) angeregt zu sein. Dagegen sind Brünnhildens verächtliche Worte (Wagner 250): „Kinder hört ich greinen nach der Mutter, doch nicht erklang mir würdige Klage“ u.s.w., sichtlich erwachsen aus Fouqué 203 f., wo Brynhildur Gudrunas Verfluchung der Mörder als viel zu milde tadelt. „Wie die Sonne lauter strahlt mir sein Licht“, sagt Brünnhilde Wagner 252 „in den Anblick der Leiche versunken“; Fouqué läßt Brynhildur von dem Scheiterhaufen sagen, auf dem Sigurds Leiche brennt (214): „mein Liebeslicht hell lieblich funkelt durch die finstre Nacht.“

Daß zum Schlusse der Rhein die Brandstätte überflutet und Hagen mit dem Ringe verschlingt, war für Wagner durch die grandiose Anlage des Ganzen gegeben; möglich wäre wohl, daß ihm die erste Anregung zu diesem Abschlusse durch die (freilich anders, im Sinne der deutschen Überlieferung gemeinten) Worte gegeben wurde, die Brynhildur (Fouqué 214) vor Sigurds

[20]) Aber die (in der Götterdämmerung getilgten) Worte der ‚Frauen‘ in ‚Siegfrieds Tod‘ (Schr. 2. 228) „Wer folgt ihm nach, daß nicht auf die Ferse Walhalls Thüre ihm fällt“ = Sigkv. h. sk. 65 Hrynia hánom þá á hæl þeygi hlunnblik hallar u.s.w. hat Wagner zwar, wie der Wortlaut zeigt, direkt aus dem Liede, doch gewiß nicht ohne Anregung durch Fouqué 212 aufgenommen. In der alten Schlußszene erscheinen (2. 226) in Brünnhildens letzten Worten auch die Nornen, die bei Fouqué das Ganze beschließen.

Leiche spricht: „Hohl braust der Rhein durch dieser Nacht Ergraun. Schleuß auf den Wasserwall, du tiefer Rhein, denn theure Gabe wird dir bald zu eigen ..."

Daß „Sigurds Tod" wirklich einen tiefgehenden Einfluß auf Wagners Trilogie geübt hat,[21]) dürfte durch diese Zusammenstellung wohl erwiesen sein. Wir sehen „Siegfried" beinahe Szene für Szene, die „Götterdämmerung" in großen Stücken, mit ein paar Einzelheiten auch die „Walküre", an Fouqué sich lehnen. Nicht zu erwähnen war in diesem Zusammenhange einzig das „Rheingold", und doch glauben wir auch hier eine Spur des älteren Dichters zu finden. Es handelt sich allerdings nicht mehr um Fouqués Nibelungendrama.

Von der folgenschweren Beraubung der Rheintöchter erzählt Wagners Vorspiel. Schon in „Siegfrieds Tod" waren die mutwilligen Wasserfrauen aufgetreten, in jener Szene (Schriften 2. 210 f.), die in etwas veränderter Gestalt in die „Götterdämmerung" übernommen ist; sie prophezeien hier dem jagenden Siegfried den nahen Tod, ohne den Furchtlosen zu schrecken.

Die Quelle für diese Szene ist vollkommen klar. Sie floß in der Erzählung des Nibelungenliedes von den drei Wasserfrauen, die Hagen den nahen Untergang der Burgunden im Heunenlande prophezeien. Die Weissagung aber auf Siegfried zu übertragen, war nahegelegt durch die übereinstimmende Angabe der deutschen und nordischen Sage (Seifriedslied und Grípesspá), daß diesem Helden sein junger Tod vorher gesagt ward.

---

[21]) Eine Untersuchung für sich verdiente auch noch die metrische Form des Rings in Rücksicht auf ihr Verhältnis zu Fouqué. Im „Sigurd" unterbrechen den Blankvers zahlreiche Gesänge und gesangartige Monologe in alliterierenden zwei- bis vierhebigen Versen, die sich in Strophen gliedern. Fouqué hatte im Anschluß an die Eddalieder nicht ohne Zagen diese Neuerung eingeführt, um deren nachsichtige Aufnahme das Vorwort bittet; denn auch hier

> Sang er der Sage Runenworte nach,
> Fremd klingt die Weise manchmal. Das Gesetz,
> Des Buchstab's und der Sylbe, wechselnd oft,
> In kühner Freiheit ganz verhallend fast,
> Dann wieder sich verschränkend kunstgemäß —

Die weitere Ausgestaltung des Wasserfrauenmotivs ist aber doch wohl unter dem, hier allerdings nur mehr mittelbaren, Einflusse Fouqués erfolgt. Denn man darf wohl mutmaßen, daß Lortzings Oper „Undine", die Fouqués gleichnamige Erzählung dramatisiert hat,[22]) Wagner es nahelegte, die Wassergeister auf die Bühne zu bringen. Unsere Vermutung findet darin noch eine Stütze, daß der Schlußgesang der Rheintöchter im Rheingold:

Traulich und treu
ist's nur in der Tiefe:
falsch und feig
ist, was dort oben sich freut!

in seinem Grundgedanken zusammentrifft mit dem Finale in Lortzings Oper, wo die Wassergeister den Helden begrüßen in ihrem Reiche,

Wo der Meineid nimmer wohnt,
Wo nur ew'ger Friede thront!

Minor hat gelegentlich die treffende Bemerkung gemacht,[23]) daß Fouqués Wasserfrau als Motiv sich einer geschlossenen literargeschichtlichen Reihe eingliedert, die am Ausgange des 18. Jahrhunderts ersteht. Schon der Ritterroman hatte vielfach Elementargeister eingeführt, die zahlreichen Bearbeitungen des ‚Donauweibchens' hatten sie auch schon auf die Bühne gebracht. Der Romantik war die Poetisierung der Elemente nahegelegt durch ihre Beseelung in der gleichzeitigen Naturphilosophie, mit der sie aufs innigste sich

---

Fremd ward's den Ohren dieser heut'gen Welt,
Und auch der Dichter strauchelte vielleicht,
In neu heraufbeschworenen Liedes Wendung u.s.w.

Richard Wagner hat in der „Mitteilung an meine Freunde" eingehend dargelegt (Schriften 4. 326 ff.), wie er mit innerer Notwendigkeit zur Wahl des stabreimenden Verses geführt wurde, den er an derselben „urmythischen Quelle" fand, wo er auch „den jugendlich schönen Siegfriedmenschen" angetroffen hatte. Auch hier war dieser Quell für Wagner doch zunächst in Fouqués Dichtung gefaßt.

[22]) Lortzings Oper ward zuerst am 21. April 1845 in Magdeburg aufgeführt; andere Bühnen folgten rasch, Hamburg z. B. schon am 25. April.

[23]) Göttingische gelehrte Anzeigen 1903, S. 740 f.

verschlungen zeigt; eine Beseelung gerade des Wassers mußte ihr auch nahegelegt werden durch den Neptunismus eines Werner, der die Geister damals lebhaft erregte und auch in der Dichtung des größten Künstlers der Romantik, Novalis, tiefe Spuren hinterlassen hat. Auch die mehrfachen Bearbeitungen des Melusinenstoffs, den Tieck aufgegriffen, gehören hierher.

Es ist keine Willkür, wenn ich auch Wagners Rheintöchter an diese Reihe schließe. Von zwei Seiten läßt sich der Beweis erbringen, daß er selbst den Zusammenhang empfand. Es ist bekannt, daß er im Rheingold das gleiche Motiv verwendete wie Mendelssohn in der Melusinenouvertüre.[24]) Dann aber gehört hierher, was H. v. Wolzogen über den letzten Abend des Künstlers erzählt.[25]) „Am Abend vor seinem Tode hatte er ein schönes deutsches Märchen vorgelesen, das von den Elementargeistern handelt: die Undine von la Motte Fouqué. Er hatte sich, lange noch sprechend, in dieses phantastische Reich der Volkspoesie vertieft und war dann noch einmal, zum letztenmal, an das Klavier getreten, um die Schlußworte jenes wehmütigen Rheintöchtersanges anzustimmen: ‚traulich und treu ist's nur in der Tiefe'! . ."

Eine so vielfache und genaue Berührung mit Fouqué wie im Ring weist Wagner nirgends wieder auf, aber an Spuren weiterer Bekanntschaft mit dem älteren Dichter fehlt es auch sonst nicht. Der Lohengrin freilich kann, obwohl auch Fouqué die Schwanrittersage behandelt hat, hier nicht genannt werden, denn Fouqués Dichtung („Eine rheinische Sage, in Balladen", erschienen im Taschenbuch Minerva für das Jahr 1816) zeigt eine ganz seltsame, von Wagners Drama völlig verschiedene Auffassung des Stoffes. Wohl aber kommt der Tannhäuser in Betracht.

Man weiß, wie enge auch dies Werk Wagners mit der romantischen Dichtung zusammenhängt. E. T. A. Hoffmanns Novelle „Der Kampf der Sänger", 1819 erschienen, bot nicht nur den Stoff im allgemeinen, sondern auch zahlreiche An-

---

[24]) G. Adler, Richard Wagner, Leipzig 1904, S. 16.

[25]) Erinnerungen an Richard Wagner, Neue Ausgabe, Leipzig o. J., S. 5.

regungen für die szenische Gliederung, die Ausgestaltung der Charaktere und vielfache Einzelheiten bis in den Wortlaut hinein. Ja selbst die bedeutendste Erweiterung des Stoffes, die Wagners Identifizierung Heinrichs von Ofterdingen mit dem Tannhäuser bewirkte, war durch Hoffmann schon nahe gelegt, da er seinen Helden ein Lied von den Freuden des Venusberges singen ließ.

Nun war aber Hoffmann nicht der erste, der der Sage vom Sängerkrieg sich poetisch bemächtigt hatte. Novalis war es freilich nicht vergönnt gewesen, seinen Heinrich von Ofterdingen, wie er gewollt, zum Sängerstreit auf die Wartburg zu führen. Aber Fouqué hatte das Thema früh aufgegriffen und nachher mannigfach bearbeitet.

Gleich unter Fouqués ersten Dichtungen, da er „ein wegfroher Pellegrin, verschiedne Lieder von der Welt begann", in den 1804 von A. W. Schlegel zum Druck beförderten „Dramatischen Spielen von Pellegrin", findet sich im letzten Drama („Die Minnesinger" ist es betitelt) das Motiv in lieblich melodischen Versen bearbeitet. Dem „bunt phantast'schen Mantel" entsprechend, den der Dichter sich in diesen frühen Werken mit spanischer Grandezza umlegt, ist der Streit an den Hof eines Ritters Manfred verlegt. Ein Kuß seiner schönen Tochter, der vielumworbenen Claranna, winkt dem Sieger. Berengar, der Sohn von Manfreds Todfeind, doch mit Claranna längst in inniger Liebe vereint, erringt im Wettstreit gegen den Minnesänger Liebemund den Preis und die Braut. Eine genauere Bekanntschaft mit dem Wartburgkrieg mag sich in dem Wechselgesang zwischen Klingsor und Engelhard verraten, der in den mir nicht zugänglichen „Gedichten aus dem Jünglingsalter" von 1816 gedruckt ist. Eine wirkliche Bearbeitung der alten Wartburg-Sage[26]) gab Fouqué endlich 1828 (also erst nach Hoffmann) in dem umfangreichen Drama „Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Ein Dichterspiel".[27])

---

[26]) Über Fouqués Quellen vgl. die oben (S. 177) genannte Dissertation von E. Hagemeister S. 48 ff.

[27]) Das kleine Epos „Sängerprüfung", im Taschenbuch Minerva für das Jahr 1820 gedruckt, hat mit dem Motiv des Sängerstreits nichts zu tun, berührt sich aber in seinen Ausführungen über das leidvolle Wesen der Dichtkunst mehrfach mit ähnlichen Gedanken im „Sängerkrieg".

Dies Werk Fouqués hat seine Spuren nun auch in Wagners „Tannhäuser" hinterlassen. Da ich über die Quellen dieser Oper an anderem Orte ausführlich handle, kann ich mich hier mit einigen Andeutungen begnügen. In Wagners erstem Akte weist auf Fouqué nur die plötzliche Versetzung Tannhäusers aus dem Götterreich des Venusberges in das frühlingsgrüne Tal vor der Wartburg. Ganz so wird bei Fouqué Heinrich von Ofterdingen plötzlich aus Klingsohrs Zauberland nach Eisenach versetzt und preist entzückt die Wunder des langentbehrten Menschenlands gegen Klingsohr, der sein Eisenach ein „Eisland oder Eisenland" schelten möchte:

Das nennt Ihr Eis? dies liebliche Geträume
Von Sonnenlicht und Schatten auf dem Rasen?
Das nennt Ihr Eisen? Diese grünen Bäume,
Von duft'gen Lüften schmeichelnd angeblasen?
Und nennt Ihr Eis die quelldurchströmten Räume,
Drauf Lamm und Schäflein fröhlich hüpfend grasen?

Es wäre wohl denkbar, daß Wagner gerade durch den letzten Vers zu seiner lieblichen Erfindung des Hirten, der die Wunder des Mais preist, geführt wäre.

Im zweiten Akte zeigt sich die äußere Einrichtung des Sängerstreits, die von Hoffmann stark abweicht, im nahen Anschluß an Fouqé gebildet. Man könnte die Bühnenanweisungen bei Fouqé: „In der Wartburg. Halle.... Trompetenstoß. Landgraf Hermann und Landgräfin Sophie treten auf im feierlichen Zuge, vor ihnen her Edelknaben und Hoffräulein; desgleichen in ihrem Gefolg. Sie nehmen Platz auf einem erhöhetem Sitz. Bald nach ihnen treten ein die Sangesmeister Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Reimar von Zweter, Heinrich der Schreiber, Biterolf von Eisenach und Heinrich von Ofterdingen. Sie grüßen die Herrschaften mit Kniebeugung. Dann nehmen sie auf niederen Sesseln Platz, dem Hochsitz gegenüber" — man könnte diese Worte geradezu auch als Anweisung vor Wagners entsprechende Szene setzen. Auch Tannhäusers Abschied erinnert mehrfach bis in den Wortlaut hinein an Fouqué, wo Heinrich von Ofterdingen ähnlich vom Sängerstreite weg als „Pilgrim" in die Ferne zieht.

Im dritten Akte hat Fouqué für Elisabeths Gebet Anregungen gegeben. In der „zweiten Abenteure“ seines Wartburgdramas wird uns sehr ähnlich die Landgräfin Sophie vorgeführt, wie sie „in die Blumen niederkniet“, für den „irren Pilger“ Heinrich zu beten, der „noch immer ferne“ weilt.

Man sieht, die Berührungen sind im Tannhäuser verstreut und mehr äußerlich geblieben. Daß aber Fouqués Sängerkrieg Wagner gleichwohl lebhaft angeregt hatte, beweist die Tatsache, daß wir noch im Parsifal einem deutlichen Nachklang dieser Dichtung begegnen. Eine vielbesprochene Szene in Wagners letztem Drama findet als Reminiszenz aus Fouqués Dichterspiel ihre überraschende Erklärung.

Der zweite Aufzug des Parsifal führt uns in „Klingsors Zauberschloß“. Klingsor sitzt in seinem Turm „auf dem Mauervorsprunge zur Seite“.

> Die Zeit ist da,“
> Schon lockt mein Zauberschloß den Thoren
> den, kindisch jauchzend, fern ich nahen seh'. —
> Im Todesschlafe hält der Fluch sie fest,
> der ich den Krampf zu lösen weiß. —
> Auf denn! Ans Werk!

Klingsor steigt dann von seinem Sitze herab und beginnt die Beschwörung:

> Herauf! Hieher! Zu mir!
> Dein Meister ruft dich Namenlose . . .
> Hieher! Hieher denn Kundry!
> Zu deinem Meister, herauf!

„In dem bläulichen Lichte steigt Kundrys Gestalt herauf.“ Klingsor verkündigt ihr Parsifals Nahen und ihre Mission den Reinen zu verführen, damit er unfähig werde zum Erlösungswerke. In längerem Wortstreit sträubt Kundry sich gegen den Auftrag, wird aber von Klingsor zum Gehorsam gezwungen. Der Zauberer versinkt mit seinem Turme, ein „Zaubergarten“ steigt auf, die Blumenmädchen strömen herein und umringen liebewerbend den nahenden Helden.

Es ist lange bekannt, daß Wagner in den Blumenmädchen ein Motiv aus einem deutschen Gedichte des 12. Jahrhunderts, dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht, aufgenommen hat. Auf seinem Zuge nach dem Ende der Welt kommt Alexander, so erzählt das Epos, einst auch zu einem großen, mit allen Entzückungen üppiger Natur geschmückten Walde. Ein wonniger Gesang schallt aus dem Dickicht. Alexander dringt mit den Seinen ein, den süßen Stimmen nach, und sie finden in der holden Wildnis die lieblichsten Mädchen, mit denen sie sich alsbald vermählen. Doch die Lust ist kurz, nach drei Monaten schon sterben die Schönen hinweg; denn sie erwachsen im Frühling nur aus Blumenkelchen, um mit dem Herbste wieder dahin zu schwinden. Die Episode fehlt in der antiken Überlieferung, soweit wir sie kennen; Lamprecht aber fand sie sicher schon in seiner uns verlorenen Quelle, dem Alberic von Besançon, da sie auch in den französischen Alexanderromanen des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay begegnet.

Richard Wagner konnte seine Kenntnis des Motivs aus der Ausgabe von Heinrich Weismann (Frankfurt a. M. 1850, 1. 281 ff.) schöpfen, die auch eine Übersetzung des alten Textes enthält. Wie aber kam er doch dazu, die Szene gerade hier einzufügen? Wie verfiel er denn überhaupt auf diesen Zaubergarten Klingsors und dies lockende Zauberschloß, von denen Wolframs Parzival, der sonst Wagners Quelle war, nichts zu sagen weiß?

Die Erklärung gibt uns Fouqués „Sängerkrieg."

Seine „Zweite Abentheure" führt uns nach „Siebenbürgen. Vor der Burg des Meisters Klingsohr im wilden Gestein. Über die Mauern des Schloßgartens sehn hohe Blumen und fruchtreiche Bäume hervor."

Meister Klingsohr, „auf einer überhangenden Felsklippe sitzend", ruft seinen höllischen Diener Egon:

Egon! — Wird's? — Egon! Sklave, komm! Ich rufe!

Egon „taucht aus dem Tale auf" und der Zauberer erkundigt sich, ob Heinrich von Ofterdingen, den er zu sich gelockt, endlich nahe.

Meister Klingsohr.

Ist er heran?

Egon.
Der deutsche Sänger?
Meister Klingsohr.
Fragst noch?

Egon kann Erwünschtes von Heinrich melden:

Er ringt und singt und klingt gewaltig her,
Und kaum noch weiß der Reigen ihn zu bannen.

Klingsohr hat anschließend noch einen längeren heftigen Disput mit seinem Diener, dann erscheint Heinrich, aus dem Tale heraufkommend.

Es kann, denke ich, schon hier keinem Zweifel unterliegen, daß die Parsifalszene nach der Eröffnungsszene des zweiten Akts in Fouqués Drama gebildet ist, mit der sie so genau übereinstimmt. Die volle Gewißheit bringt die Tatsache, daß auch Klingsors Zaubergarten bei Wagner sichtlich derselben Quelle entstammt.

Fouqué führt uns nach zwei Zwischenszenen dorthin: „Im Felsengarten des Meisters Klingsohr. Lilien, Rosen und viele Blumen sonst blühen unter den Schatten von Lorbeern, Orangen und andren südlichen Bäumen“. Heinrich von Ofterdingen ist allein im Garten, denn

Noch weilt in seiner Zauberwarte Siedelei
Der Meister ......
...... Was Heimliches er dorten wol
Beginnen mag so einsamlich in stummer Nacht!

Der Sänger klagt, daß Klingsohr ihn so lange schon festhält „mit seinen Gartenwundern“, da hört er plötzlich den Gesang einer Frauenstimme aus dem Gipfel eines hohen Lorbeerbaumes. Er wünscht das „Wunderbild“, das holde „Elfenkind“ mit Augen zu sehen; ein Greis tritt unvermutet an seine Seite und zaubert die Sängerin mit mächtiger Beschwörung aus dem Baume herab. Sie erscheint als „eine kleine Frauengestalt in grauen Gewanden“, „schlüpft scheu über den Rasen hin und bleibt unfern von den beiden stehen“. Der Greis und die Frau geben sich späterhin als Homer und Sappho zu erkennen; das Weitere interessiert uns nicht mehr.

Zwei Elemente sind aus dieser Szene in den Parsifal übergegangen. Einmal Klingsohrs Zaubergarten — eine Erfindung Fouqués, bei der deutlich der Wundergarten der Poesie in Tiecks „Zerbino" Pate gestanden hat, — sodann aber die wunderbare Frau im Baum und ihre Beschwörung. Sie gab offenbar Anregung, daß Wagners Kundry durch eine wirkliche Beschwörung zitiert wird, nicht durch den einfachen Ruf wie des Zauberers Diener Egon in der oben herbeigezogenen Szene Fouqués. Den Beweis erbringt noch eine Übereinstimmung im Wortlaut. Auch Fouqués „Frauengestalt" beschwert sich über ihren Beschwörer:

Was riefest Du,
Sangvater, mich zu neuer Schmach ans Licht hervor!

Greis.
Mein Wort, selbst frei, läßt seines Hörers Will'n auch frei.

Frauengestalt.
Mit Nichten, lieber Sangesvater! — Mich bezwingt's.

Greis.
Wohlan! Mir nach fleuch! Kühn das Firmament hindurch!

Frauengestalt.
Muß ich?

Greis.
Mußt!

Hierzu halte man Kundrys Sträuben und besonders ihre Worte (Schr. 10. 349):

O wehe! Wehe!
Erwachte ich darum?
Muß ich? — Muß?

Die Übereinstimmung springt in die Augen.

Und nun erkennen wir deutlich, aus welchen Elementen und auf Grund welcher Assoziationen Wagner den Eingang seines zweiten Aufzuges gestaltete, jetzt löst sich uns vor allem das Rätsel, wie er dazu kommen konnte, hier die Blumenmädchen aus Lamprecht einzuführen.

Wagners Dichtung folgt im allgemeinen der Erzählung von Wolframs Parzival.[28]) Hier war auch von einem Wunderschlosse Clinschors, Schastel Marveil, die Rede, auf dem der Zauberer eine Schar von Frauen gefangen hält. Wagner erinnerte diese Burg an das aus den Vorstudien zum Tannhäuser ihm wohlbekannte Schloß, in dem Fouqués Klingsohr seine Zauberkünste treibt, und er nahm von hier dann manches sonst aus den einschlägigen Szenen. So ist in die Gestalt der Kundry, die im Grunde der Gralsbotin bei Wolfram entspricht, aber wie bekannt noch sehr viel andere Elemente aufzunehmen hatte, ehe sie zur Kundry des Dramas wurde, auch der von Fouqué (offenbar nach dem Vorbilde des Mephistopheles erfundene) Diener Klingsohrs eingeschmolzen. Die Beschwörungsszene selbst aber lehnt sich näher wieder an die Beschwörung der Frauengestalt durch den Greis in Klingsohrs Zaubergarten. Auch dieser wurde ja von Wagner übernommen und mit den Blumenmädchen bevölkert, einem Gesinde Klingsors, das wohl zunächst durch die Frauen auf Schastel Marveil herbeigezogen ward. Zu Blumenmädchen aber wurden sie, weil die Frauengestalt in Fouqués Garten, die, zunächst unsichtbar, durch Gesang sich ankündigt, dann aber aus dem Baume herausbeschworen wird, den Dichter erinnerte an die aus Blütenkelchen erstehenden Mädchen des Alexanderliedes, die ebenso zunächst sich nur durch ihren Gesang verkündigen. Die Möglichkeit dieser Assoziation konnte bei Wagner natürlich nur dann gegeben sein, wenn ihm, als der Parsifal entstand, die Alexandersage lebhaft gegenwärtig war. Dies vorauszusetzen aber haben wir alle Ursache; wies doch die Einleitung von Görres zu seiner Ausgabe des Lohengrin, die, wie bekannt, für den Parsifal nicht nur benutzt, sondern geradezu sehr wichtig geworden ist, so nachdrücklich auf die Alexandersage hin,[29]) daß ihr Studium Wagner gerade damals nahe genug lag. — Diese Ausführungen waren

[28]) Über die Quellen des Parsifal und die Art ihrer Verarbeitung sind vor allem die trefflichen Ausführungen von F. Muncker in den Sitzungsberichten der philos.-philol. u. histor. Klasse der K. bayr. Akad. d. Wissensch. 1902, S. 360 ff. zu vergleichen.

[29]) Lohengrin, ein altteutsches Gedicht, hg. v. J. Görres, Heidelberg 1813, S. XXV ff.

etwas langatmig, aber es macht vielleicht doch auch dem Leser Vergnügen, die vielverschlungenen Pfade nachzuwandeln, auf denen die Phantasie eines Dichters gegangen ist.

Wir sind damit zu Ende gekommen mit dem Vergleichen. Unsere These, daß Wagner zahlreiche und tiefgehende Anregungen für die Gestaltung mehrerer seiner Dichtungen im ganzen und einzelnen, stofflich und formal von Fouqué empfangen hat, dürfte reichlich erwiesen sein. Nur ein Wort zur grundsätzlichen Beurteilung des von uns Festgestellten bliebe noch zu sagen.

Wir haben im vorhergehenden durchweg nur die Übereinstimmungen zwischen Wagner und Fouqué betont. Denn diese zu erweisen, war unser Thema; daß die Werke der beiden Dichter verschieden sind, hat noch niemand bezweifelt. Aber den Grad der Verschiedenheit zu betonen, möchte gerade nach den obigen Nachweisungen nicht ganz überflüssig erscheinen.

Gewiß: Wagner hat Fouqué aufs stärkste benützt. Siegfried, auch die Götterdämmerung in ganzen Stücken stimmen mit den betreffenden Abschnitten in Fouqués Sigurd vielfach so genau überein, daß sie wie freie Bearbeitungen der älteren Vorlage erscheinen. Und doch welch ein Unterschied! Der aufmerksame Beobachter wird so ziemlich bei allen Werken Wagners das Verhältnis einer starken stofflichen Abhängigkeit bei vollkommener Freiheit und souveräner Überlegenheit im eigentlich Dramatischen sowohl, als auch in aller höheren, der sogenannten inneren Form feststellen können. Dies Verhältnis waltet auch hier. Durch eine so eigenartige Persönlichkeit konnte nichts hindurch gehen, ohne von diesem Medium sogleich in allen Strahlen gebrochen zu werden. Unsere Vergleichung bietet zahlreiche Beispiele, wie oft durch eine geringe Veränderung des Vorgefundenen eine ganz andere, tiefere Wirkung erzielt wird. In Sonderheit hebt Wagners genialer dramatischer Instinkt von der durchaus undramatisch epischen Veranlagung Fouqués überall scharf und glänzend sich ab. Vor allem aber gehört der Ring und jedes seiner Glieder als geschlossenes Kunstwerk Wagner völlig zu als sein echtes einzigartiges Eigen; denn er umspannt eine Welt, die Wagner erschuf. Nicht aus dem Nichts erschaffen die

Menschen — das bleibt der Gottheit vorbehalten; aber die Elemente verschwinden vor dem geistigen Bande, das sie zusammenhält. Fouqués Werk diente als ein gerne und stark genützter Steinbruch, aus dem schon vorgearbeitete Blöcke zu holen waren für den Riesenbau, den der jüngere Meister türmte.

Uns aber machte es Freude, auch jenem älteren Werkmann Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Einst ein Liebling der Nation ward ihm das bittere Geschick seinen Ruhm überleben zu müssen; die Gegenwart hat sein Dichten bis auf eine kleine Erzählung völlig vergessen. Unsere Ausführungen aber konnten zeigen, daß Fouqué doch nicht allein durch die liebliche Undine unter uns fortlebt. In eine höhere Existenz übergegangen, wird er mit zahlreichen Elementen seines Wesens und Wirkens durch die Jahrhunderte weiterdauern.



III.

Festvorträge.





Zur Feier von Schillers Geburtstag.

Das Gedächtnis Schillers in seiner Heimat.

Von Geh. Hofrat Professor Otto Güntter in Stuttgart,
Vorstand des Schillermuseums in Marbach.

Zweimal ist der Name Friedrich Schiller mit mächtigem Rauschen über dem ganzen Erdball erklungen, wo nur immer Deutsche wohnen. Beidemal hat sich in gewaltigen Feiern seines Andenkens das Ausdruck verschafft, was unser Volk in seinen Tiefen bewegte. Bei der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstags im Jahr 1859 erschien er dem deutschen Volke vor allem als der Verkünder seiner Hoffnungen auf nationale Einheit und auf bürgerliche Freiheit. Unvergleichlich weiter greifend war die Feier, die der Vollendung eines Jahrhunderts seit seinem Heimgang galt, eine Huldigung von einer Allgemeinheit, wie sie zu keiner Zeit und bei keinem Volke jemals einem Dichter gewidmet worden ist. Man mag von den Wirkungen einer solchen Feier, die ja auch viel Äußerliches und Vergängliches mit sich bringt, denken wie man will: das eine bleibt bestehen, daß die große, die Nation in allen ihren Kreisen umfassende Schillerfeier des Jahres 1905 durch die Kundgebungen, die sie auslöste, ein gewaltiger Gesamtausdruck aller Strömungen wurde, die durch unser Volk gehen, seiner Not und seines Sehnens, so daß wir in ihr wie in einem Spiegelbild zu erkennen vermögen, was in unseren Tagen nach Durchsetzung ringt.

Nationale Festtage von einer Bedeutung wie die der Jahre 1859 und 1905 sind naturgemäß einzigartige Ausnahmetage. Der Zoll des Dankes, den wir unsern geistigen

Führern schulden, wird durch sie nicht abgetragen; unsere Dankesschuld wird durch solche Feiern nur der Allgemeinheit wieder deutlicher zum Bewußtsein gebracht. Dauerndes pietätvolles Gedenken knüpft sich besonders an die Stätten, von denen diese Großen ausgegangen sind. So pflegt diese Stadt, in der Goethe geboren wurde und seine Jugend verlebte, der dadurch auferlegten hohen Ehrenpflicht eingedenk, das Gedächtnis ihres großen Sohnes, so ist die Heimat Schillers immer der Mittelpunkt einer durch die Wandlungen der Tagesmeinung nie beirrten Verehrung für den Genius Schillers gewesen.

Das Freie Deutsche Hochstift, der treue Hüter der Erinnerungen an Goethe in Frankfurt, begeht alljährlich auch den Geburtstag Schillers, an dessen hundertster Wiederkehr es begründet wurde, mit einer Feier. Wenn bei dieser sonst wohl diese oder jene Seite von Schillers Persönlichkeit und Schaffen der Gegenstand der Betrachtung gewesen ist, so mag es wohl erlaubt sein, auch einmal die Blicke in Schillers Vaterstadt zu lenken. So habe ich mich dem ehrenvollen Rufe nicht versagen zu dürfen geglaubt, in dieser dem Andenken Schillers geweihten Stunde Bericht zu geben von dem, was die Heimat Schillers zu seinem Gedächtnis geschaffen hat.

Wenn heute der Wanderer von Ludwigsburg her am Neckar hin sich Marbach nähert, oder wenn er, mit der Bahn von Stuttgart kommend, den Fluß auf hochragender Brücke überschreitet, so fesselt seinen Blick über dem malerisch am Abhang hingelagerten Städtchen ein weißes Gebäude mit hoher Kuppel, das Schillermuseum. Erst drei Jahre sind verflossen, seit es seiner Bestimmung übergeben werden konnte, fast ein Jahrhundert seit den ersten Bemühungen wackerer Bürger Marbachs, in der Geburtsstadt des Dichters ein Erinnerungszeichen für ihn zu errichten.

Ähnlich wie hier in Frankfurt beim Freien Deutschen Hochstift bildet auch in Marbach den Ausgangspunkt aller mit dem Namen des Dichters verknüpften Bestrebungen das Geburtshaus, das erst aus Privatbesitz zu erwerben war, damit es als Stätte des Gedenkens pietätvoll erhalten werden könne. Ein großer Gegensatz freilich, das stattliche, wohleingerichtete Haus am Großen Hirschgraben zu Frankfurt

und das bescheidene Häuschen in Marbach, aus dem der hervorgegangen ist, den sein Lebensweg zuletzt zum segensreichen Bunde zusammenführen sollte mit dem großen Sohne Frankfurts. Aber dasselbe Gefühl der Ehrfurcht vor dem Rätsel des Genius bewegt den Beschauer der behaglichen Räumlichkeiten des Goethehauses, dem Deutschen schon durch Goethes Schilderung seiner Kindheit vertraut, wie den, der in das enge und niedere Stübchen tritt, welches die Mutter Schillers bewohnte — den Vater hatte der Krieg in die Ferne geführt — als ihr der einzige Sohn geschenkt wurde.

Es war bald nach Schillers Tod, als durch einen Marbacher Geistlichen Beiträge für ein Denkmal des Dichters in seiner Vaterstadt gesammelt wurden. Von den Einwohnern des Städtchens und von Auswärtigen kam eine ansehnliche Summe zusammen, so daß man an die Errichtung eines Denkmals hätte herantreten können. Die Ausführung unterblieb jedoch, weil die Marbacher, einer schönen Regung folgend, die gesammelten Mittel der Witwe Schillers übergaben.

Doch ruhte der Gedanke eines Erinnerungszeichens an Schiller in Marbach nicht. Im Jahr 1812 bestand die Absicht, das Geburtshaus „mit einem bereits gefertigten Denkmal zu zieren"; es war vielleicht die bescheidene Gedenktafel, welche die ältesten Abbildungen des Hauses zeigen. Um die Wohnung der Eltern Schillers in einwandfreier Weise festzustellen, wurden am 10. Juni 1812 auf Veranlassung des Gürtlermeisters Franke diejenigen Einwohner von Marbach zu protokollarischer Vernehmung vor den Oberamtmann geladen, „welche über das Haus, worin der vor einigen Jahren in Weimar gestorbene und von Marbach gebürtige Dichter, Hofrat Friedrich v. Schiller, zur Welt gekommen, Auskunft geben können". Die Aussage der fünfzehn vernommenen Personen, die zumeist in Beziehungen zu der Schillerischen Familie gestanden hatten, bestätigte, daß das Haus des ehemaligen Secklers Ulrich Schöllkopf dasjenige sei, in welchem Schiller geboren worden, und dem Antragsteller wurde bekundet, daß „kein einige Rücksicht verdienender Umstand habe angegeben werden können, welcher die Vermutung, als ob Schiller in einem andern Hause geboren worden, begründe".

Der Gedanke an ein Denkmal ruhte wieder, bis im Jahr 1824 der „Stuttgarter Liederkranz“ gegründet wurde. Sein erster Vorstand, Uhlands Freund Prokurator Albert Schott, nahm in die Satzungen des neuen Vereins die Bestimmung auf, daß der Liederkranz alljährlich um die Zeit von Schillers Todestag ein Fest zu dessen Andenken feiere und damit die Absicht verbinde, dem großen Landsmann in Marbach ein Denkmal zu errichten. Am 9. Mai 1825 fand das erste dieser Schillerfeste statt, und der Liederkranz, der allezeit rege Beziehungen zu den literarischen Kreisen Schwabens unterhalten hat, feiert seitdem Jahr für Jahr mit Rede und Gesang dieses schöne Frühlingsfest, das, wenn irgend möglich, im Freien abgehalten wird. Schon bei dieser Feier im Jahr 1825 wurde aber neben Marbach auch Stuttgart als Ort für das Denkmal genannt, und als sich am 18. Juli 1826 in Stuttgart ein besonderer „Verein für das Denkmal Schillers“ bildete, war nur noch von einem Denkmal in Stuttgart die Rede, dem „geistigen Geburtsort des vaterländischen Dichters“. Der Verein verstand es, weithin Interesse zu erwecken; waren doch an seiner Spitze die führenden Männer des damals reich entwickelten literarischen Lebens in Stuttgart. Eine Anregung der Stadt Marbach im Jahr 1833, das Komitee möge einen Teil der gesammelten Mittel zum Ankauf des Schillerhauses verwenden, wurde abschlägig beschieden. Als der Stadtrat von Marbach am 18. Mai 1835 die 1825 erregten Hoffnungen — sie gingen jetzt nur noch auf ein einfaches Denkmal neben dem großen in der Hauptstadt — dem Stuttgarter Verein in Erinnerung brachte und eine bindende Zusicherung erbat, erhielt er eine Vertröstung auf etwa übrig bleibende Mittel nach der Vollendung des Stuttgarter Denkmals. Nunmehr beschlossen die Marbacher, selbständig vorzugehen. Die Stadtgemeinde stellte einen schön gelegenen großen Platz für ein Denkmal mit Anlagen zur Verfügung; eine Sammlung unter der Bürgerschaft brachte eine ansehnliche Summe zusammen. Ein „Verein für Schillers Denkmal in Marbach“ (später „Marbacher Schillerverein“) wurde gegründet, der am 18. Juni 1835 einen Aufruf um Beiträge zu einem Denkmal und zum Ankauf des Geburtshauses erließ. Man wird es begreiflich finden, daß der Verein für das Stuttgarter Denkmal, der selbst

viele Jahre brauchte, bis er die Mittel zu dem geplanten Standbild nach Thorwaldsens Entwurf beisammen hatte, in dem Vorgehen der Marbacher eine Gefährdung seiner eigenen Sammlungen erblickte und dem Aufruf aus Marbach eine entsprechende Erklärung entgegenstellte. Nicht billigen aber wird man es, daß er in einer Eingabe an das Ministerium des Innern die Staatsgewalt anrief gegen die Bestrebungen der Stadt Marbach. Der damalige provisorische Departementschef gab auf diese Bitte dem Oberamtmann von Marbach die Weisung, dahin zu wirken, daß der Stadtrat von seinem Vorhaben abstehe und sich mit dem Stuttgarter Denkmalverein ins Benehmen setze. Als der Marbacher Aufruf trotzdem erschien, verlangte das Ministerium, daß jedenfalls die beiden Beamten, die ihn unterzeichnet hatten, „von aller Teilnahme an der Sache sich zurückziehen". Diese gaben dem Druck insoweit nach, daß sie aus dem Denkmalausschuß austraten; in der Stille wirkten sie aber eifrig weiter für ihren Gedanken. Der Stuttgarter Verein hätte diesen gehässigen Schritt gar nicht nötig gehabt: konnte doch gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Marbach dem älteren Verein gegenüber, der über weitreichende literarische Verbindungen verfügte, nicht werde aufkommen können. Während dieser sein Ziel erreichte und das gewaltige Denkmal in Stuttgart im Jahr 1839 enthüllen konnte, hatte der Aufruf der Marbacher nur mäßigen Erfolg: bis 1840 kamen rund 2500 Gulden zusammen. Der höchste Beitrag, 512 Gulden, kam von Frankfurt, als Ergebnis eines Konzerts des Frankfurter Liederkranzes im Jahr 1836, das der aus Württemberg stammende Lehrer Karl Friedrich Haug an der Musterschule angeregt hatte, wie denn die Mehrzahl der Beiträge durch auswärts wohnende Schwaben, besonders Marbacher, gesammelt worden war. Diese Mittel reichten gerade aus, um die von der Stadtgemeinde 1835 geschenkte „Schillerhöhe" in den nächsten Jahren gärtnerisch anzulegen, wozu König Wilhelm I. von Württemberg aus der Baumschule in Hohenheim die Bäume und Sträucher abgeben ließ. Aber der schöne Platz in diesen Anlagen, mit dem freien Blick in das Land hinaus, der für das Denkmal vorgesehen war, sollte noch viele Jahre leer bleiben.

Erst das Herannahen der Jahrhundertfeier von Schillers

Geburtstag gab Marbach den Mut, im Mai 1858 wieder mit einem Aufruf hervorzutreten, der nun auch von den Stuttgarter literarischen Kreisen unterstützt wurde; außer Ludwig Uhland und Justinus Kerner schlossen sich dem Aufruf an: Eduard Mörike, Gustav Pfizer, J. G. Fischer, Hackländer, Otto Elben, Gustav Rümelin, Georg v. Cotta u. a. Die Sammlung erbrachte etwas über 10000 Gulden, so daß es endlich möglich war, das Geburtshaus anzukaufen und nach vorhandenen Rissen und Zeichnungen wieder in den alten Stand zu setzen. Der dritte Tag der großen Feier des Jahres 1859 in Schillers Heimat führte die Festteilnehmer an die Geburtsstätte des Dichters. Nach einer von den vereinigten Sängerchören der Städte Stuttgart, Ludwigsburg und Marbach gesungenen Hymne hielt der Dichter J. G. Fischer die Weiherede des nunmehr zum Nationaleigentum gewordenen Hauses. In dem engen Raum, wo der gewaltige Geist der Welt geschenkt worden war, wurde alsdann von den Nachkommen Schillers und seiner Geschwister und den anderen Festgästen die Urkunde unterzeichnet, die in der sich anschließenden Feier auf der „Schillerhöhe" durch des Dichters Enkel Freiherrn Friedrich v. Schiller in den Grundstein für das Denkmal niedergelegt wurde. In das Geburtshaus stiftete die Familie des ältesten Sohnes Karl Bücher aus Schillers Bibliothek und andere Gegenstände, die in seinem Besitz gewesen waren, Schillers Tochter Freifrau Emilie v. Gleichen-Rußwurm die Originalhandschrift der von Schillers Vater verfaßten Selbstbiographie, sowie Briefe des Dichters und seiner Angehörigen. Dazu kamen eine Anzahl von Bildnissen und Erinnerungsstücken und durch die Cotta'sche Buchhandlung der Grundstock zu einer Schillerbibliothek. Diese Gegenstände, zu denen im Laufe der Jahre einzelne weitere hinzukamen, wurden teils im Geburtszimmer, teils in den Räumlichkeiten des ersten Stocks untergebracht.

Noch weitere Stiftungen knüpfen sich an jene denkwürdigen Tage. Die Deutschen in Moskau ließen für Schillers Geburtsstadt eine Glocke mit dem Reliefbild des Dichters gießen; sie wurde 1860 auf dem Turm der Alexanderkirche aufgehängt und wird seitdem, der Bestimmung gemäß, an Schillers Geburts- und Todestag geläutet. — Sieben Hanauer

Gymnasiasten, unter ihnen der jetzige Gymnasialdirektor Dr. Friedrich Heußner in Kassel, hatten 1859 eine Sammlung an den Gymnasien Deutschlands angeregt und von 55 höheren Lehranstalten für die Erwerbung des Geburtshauses über 1400 Gulden zusammengebracht. Auf Wunsch der „Hanauer Sieben" wurde von dieser Summe ein kleiner Betrag ausgeschieden, aus dessen Zinsen dem großen Dichter in seinem Geburtshaus durch Marbachs Jugend alljährlich ein frischer Lorbeerkranz gewidmet werden solle. Dies geschieht seitdem an Schillers Geburtstag in einer schlichten, aber eindrucksvollen Feier im Geburtshaus, bei welcher der Vorstand der Lateinschule eine Gedenkrede hält und mehrere Schüler, seit 1905 auch Schülerinnen, Schillersche Dichtungen vortragen. Einer der Deklamatoren bekränzt sodann Schillers Büste, nachdem er an den Ursprung der Stiftung erinnert hat, mit den Worten: „So schmücke ich denn im Namen der deutschen Jugend dein Haupt, Unsterblicher, zu dessen schönsten Ruhmestiteln es gehört, daß du ein Dichter der Jugend genannt wirst." Zur Erinnerung erhält dieser Schüler vom Marbacher Schillerverein einen Preis, der den Namen „Hanauer Preis" führt. — Seit 1867 nimmt auch der Wiener Schillerverein „Glocke" an dieser Feier Anteil, indem er einen würdigen Knaben aus Marbach mit Schillers Werken und einem Goldstück beschenkt. Bei der am Nachmittag des Geburtstages am Schillerdenkmal stattfindenden Feier der Oberklassen der Volksschule legt auf Anregung des Herrn Direktors C. F. Müller-Palleske seit 1897 ein Mädchen eine von der höheren Töchterschule in Landau gewidmete Blumenspende nieder und erhält zum Andenken die Werke des Dichters. 1905 wurde vom Marbacher Schillerverein ein gleicher Preis auch für einen Schüler der Volksschule gestiftet.

Hat so das Jahr 1859 das Geburtshaus zu einer Stätte der Erinnerung geweiht, so sollte die andere durch die Jahrhundertfeier erweckte Hoffnung, die in der Grundsteinlegung Ausdruck gefunden hatte, die Errichtung des seit Jahrzehnten angestrebten Denkmals, noch viele Jahre hindurch nicht in Erfüllung gehen. Es sammelten jetzt eben auch andere Städte für Schillerdenkmäler; es folgten Sammlungen und Veranstaltungen für die Deutsche Schillerstiftung und anderes.

Ein neuer Aufruf im November 1865 blieb fast ganz ohne Erfolg, wohl infolge der bald darauf eintretenden Ereignisse des Jahres 1866. So entschloß sich der Marbacher Schillerverein im Jahr 1870 die noch fehlenden Mittel auf dem Weg einer Lotterie aufzubringen, wie eine solche ja auch zum Besten der Deutschen Schillerstiftung von Dresden aus veranstaltet worden war. Auch dieses Unternehmen hatte unter der Ungunst der Zeit zu leiden. Es konnte erst 1872 zu Ende geführt werden, denn bald nach Ausgabe der Lose brach der Krieg aus. Dieser Krieg, der dem deutschen Volke die Einheit bringen sollte, ist aber noch in anderer Weise mit der Entstehungsgeschichte des Marbacher Denkmals verknüpft: Das Erzbild des Dichters, der unter unsern nationalen Erziehern in erster Linie steht, ist gegossen aus dem Metall eroberter französischer Geschütze, deren Überlassung für diesen Zweck Kaiser Wilhelm I. im Jahr 1874 bewilligte. Noch manche Schwierigkeit hatte der Marbacher Schillerverein und sein unermüdlich tätiger Vorstand Oberamtsarzt Dr. Foehr zu überwinden, bis am 9. Mai 1876 in den schönen, 70 Jahre früher für ein Denkmal geschaffenen Anlagen das von dem Bildhauer Ernst Rau modellierte Standbild enthüllt werden konnte.

Die kleine Sammlung von Bildnissen, Handschriften und Erinnerungsstücken im Geburtshaus hatte seit 1859 nur unerhebliche Vermehrung erfahren. Erst das Jahr 1890 brachte ihr einen Zuwachs von Bedeutung. Nach dem Ableben der Witwe von Schillers Sohn Karl stifteten dessen Schwiegertochter, Freifrau Mathilde v. Schiller in Stuttgart, heute die letzte Trägerin des Namens, und die Nichte der Verstorbenen Frau Anna Lanz mit ihrem Gatten in Mannheim, zwölf Familienbildnisse, darunter vier, die einst in Schillers Besitz gewesen waren: die von Ludovike Simanowiz während Schillers Besuch in der Heimat nach dem Leben gemalten Bildnisse des Dichters und seiner Frau und die von derselben Malerin herrührenden Bildnisse der Eltern des Dichters.

Fast gleichzeitig mit dieser wertvollen Stiftung kam für den damaligen Stadtschultheißen von Marbach, Traugott Haffner, dem als solchem auch die Obhut des Schillerhauses anvertraut war, von anderer Seite ein mächtiger Ansporn, die

so lange stockende Vermehrung der Sammlung von Bildnissen und Handschriften wieder zu betreiben. An Pfingsten 1890 tagte in Stuttgart der Vierte Deutsche Neuphilologentag. Der „Württembergische Verein für neuere Sprachen", der die aus diesem Anlaß stattfindenden Veranstaltungen vorzubereiten hatte, beschloß auf meinen Vorschlag, als Festgruß des Schwabenlandes an seine Gäste eine Ausstellung von Bildnissen, Handschriften, Briefen und seltenen Ausgaben schwäbischer Dichter zu veranstalten, und betraute mich mit der Durchführung dieser Ausstellung. Manche Schwierigkeit war zu überwinden, bis der Gedanke verwirklicht werden konnte; in den meisten Fällen galt es, erst durch mannigfache Nachfragen die Fundstellen aufzuspüren und dann die Besitzer, meist Nachkommen oder Verwandte der schwäbischen Dichter, zur Überlassung zu bewegen. Aber die Mühe war von Erfolg gekrönt: die Ausstellung umfaßte über hundert Dichter von den Zeiten der Hohenstaufen bis zur Gegenwart in rund 1200 Nummern, die von gegen hundert Besitzern zusammenzubringen waren. Mit Staunen sahen die zahlreichen Besucher der Ausstellung — unter ihnen auch Prinz Wilhelm, der jetzt regierende König von Württemberg, — wieviel an kostbaren handschriftlichen und bildlichen Schätzen noch unbekannt in Familienbesitz sich befinde und welch ein belehrendes und anregendes Bild da entstanden war. Zu denen, die diese Ausstellung mit dem allergrößten Interesse besichtigten, gehörte auch Stadtschultheiß Haffner von Marbach. Sah er doch hier zahlreiche Briefe Schillers und der Seinen und eine Reihe von Schriftstücken, Bildnissen und Gegenständen, die auf den großen Sohn Marbachs Bezug hatten, darunter vieles, von dessen Vorhandensein er bis dahin nichts gewußt hatte. Der Wunsch, wenigstens das eine oder andere Stück für das Schillerhaus in Marbach zu gewinnen, mußte sich in ihm regen. Er gab diesem Gedanken, als ich ihn durch die Ausstellung führte, auch sofort Ausdruck und bat mich, ihm später einmal den handschriftlichen Katalog der Ausstellung zu überlassen, in dem die ausgestellten Gegenstände und ihre Besitzer verzeichnet waren. Bei der Kürze der Vorbereitungszeit wie der Ausstellungsdauer, und da die Mehrzahl der Stücke meist erst ganz kurz vor dem Eröffnungstag übergeben wurde,

manche noch während der Ausstellungszeit nachfolgten, hatte ein gedruckter Katalog nicht hergestellt werden können.

An größere Erwerbungen durch Kauf war bei den bescheidenen Mitteln des Marbacher Schillervereins nicht zu denken. Haffner besprach die in ihm wachgerufenen Hoffnungen auch mit dem alten Freund der Marbacher Schillersache, mit J. G. Fischer, und regte dabei die Frage an, ob nicht vielleicht in Stuttgart ein großmütiger Förderer zu finden wäre. Fischer wandte sich an den Geh. Kommerzienrat Dr. Kilian v. Steiner. Dieser zeigte sich der Sache geneigt und ließ schon auf den 9. Mai 1891 durch J. G. Fischer dreizehn Briefe von Schillers Schwester Christophine dem Schillerhaus zugehen. Diese Stiftung führte zu einem Besuch Haffners bei Steiner, der die außergewöhnliche Tüchtigkeit dieses Mannes erkannte und sich bereit erklärte, zur Vermehrung der Sammlung behilflich zu sein. Haffner erbat sich nunmehr den handschriftlichen Katalog der Ausstelluug und trat dann im Auftrag Steiners in Verbindung mit der Urenkelin von Schillers Schwester Luise, Fräulein Amalie Krieger in Möckmühl, aus deren Besitz die wertvollsten Schillerstücke der Ausstellung stammten. Durch das dankenswerte Entgegenkommen des Fräulein Krieger wurde es ermöglicht, auf den 10. November 1892 einen großen Teil der von ihr bis dahin treu bewahrten handschriftlichen Stücke käuflich zu erwerben, insgesamt 123 Nummern. In der Abtretungsurkunde wurde ausdrücklich Bezug genommen auf den in Haffner durch die Stuttgarter Ausstellung angeregten Gedanken der Erweiterung der Marbacher Sammlung „zu einem Schillermuseum, mit der Zeit vielleicht zu einem literarischen Archiv für die Dichter und Schriftsteller Schwabens überhaupt". Je auf den Geburtstag und den Todestag Schillers fügte Steiner in den folgenden Jahren weitere umfangreiche Stiftungen hinzu, darunter auch eine äußerst wertvolle Sammlung von Erstdrucken.

Die Bewahrung so kostbarer Schätze in den unzulänglichen Räumlichkeiten des Schillerhauses führte von selbst zu dem Gedanken, hiefür ein besonderes Gebäude zu erstellen. Steiner fand Gelegenheit, dem König Wilhelm II. von Württemberg von den Erwägungen über eine würdige und sichere Unterbringung der vorhandenen Sammlung und deren weitere

Entwicklung Kenntnis zu geben. Der König, der sich bei wiederholten Besuchen in Marbach mit großer Freude von dem raschen Anwachsen und der erhöhten Bedeutung der Sammlung im Schillerhaus überzeugt hatte, erklärte in einem Handschreiben an Haffner vom 8. Mai 1895 seine volle Sympathie mit dem Gedanken eines Schiller-Archivs und -Museums in einem selbständigen Bau. Unter Anerkennung dessen, was Marbach bis dahin für sich allein getan, erachtete es der König „für eine Pflicht und Aufgabe des ganzen Landes, das den Ruhm genießt, die Heimat Friedrich Schillers zu sein, das Werk, welches seine Geburtsstadt begonnen hat, in einer der Bedeutung Schillers entsprechenden Weise weiter zu führen und zu vollenden", und gab daher die Anregung, den Marbacher Schillerverein umzubilden zu einem „Schwäbischen Schillerverein", der „alles in den Kreis seiner Bestrebungen ziehen solle, was die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwicklung des deutschen Volkes hervorgebracht hat, in irgend einer Weise zu fördern vermag".

Die Worte des Königs, der sich als erstes Mitglied des „Schwäbischen Schillervereins" einzeichnete, fanden freudigen Widerhall weit über die Grenzen Württembergs, ja des deutschen Reichs hinaus. In wenigen Jahren waren die Mittel beisammen für den Bau eines Schillermuseums, als dessen Stätte der Platz vor der Schillerhöhe, dem Denkmal gegenüber, gewählt wurde. Im Mai 1901 wurde der Grundstein gelegt und am 10. November 1903 fand in Anwesenheit des Königs und der Königin von Württemberg die Weihe des Hauses statt.

Leider war es dem verdienten ersten Vorsitzenden, Kabinettschef Freiherrn v. Griesinger, der schon 1899 starb, wie den beiden Männern, die in verständnisvollem Zusammenwirken so Hervorragendes geleistet hatten, nicht beschieden, diesen Tag zu erleben. Im Juni 1903 erlag Haffner seinem schweren Leiden, das ihn nicht abgehalten hatte, bis zuletzt für die Erreichung des hohen Ziels zu wirken, und im September desselben Jahres folgte ihm der treu verbundene Steiner im Tode nach. Ihr Andenken lebt für alle Zeiten

fort in dem schönen Werke, um das sie sich unvergängliche Verdienste erworben haben.

Das Gebäude, das für das Schillermuseum und das Archiv schwäbischer Dichter nach den Plänen von Oberbaurat Eisenlohr mit einem Aufwand von 260 000 Mark erstellt wurde, erhebt sich auf beherrschender Anhöhe über dem Neckar. In seinen Formen erinnert es an die Solitüde, den anfänglichen Sitz der späteren Karlsschule. Durch eine Vorhalle mit breiter Treppenanlage, geschmückt mit der von Adolf Donndorf nach Danneckers unübertrefflichem Vorbild geschaffenen Kolossalbüste Schillers, gelangt man in den großen Hauptsaal des Gebäudes. Er ist ausschließlich Schiller und seiner Zeit gewidmet. Die freistehenden Schränke in der Mitte des Saals führen dem Beschauer in fortlaufender Reihe in Handschriften, Briefen und Bildnissen den ganzen Lebensgang Schillers, die bedeutendsten Persönlichkeiten, mit denen er in Verkehr gestanden, und die Stätten, an denen er geweilt, lebendig vor Augen. In den Schaukästen an der Eingangswand finden wir Schillers schwäbische Zeitgenossen Wieland und Schubart, Hölderlin, Hegel und Schelling in Bildnissen und Handschriften vertreten. Die Wände schmücken eine Reihe von Ölgemälden, vor allem die schon genannten von Ludovike Simanowiz. Oben läuft um den Saal ein Fries mit großen Reliefs von Robert Haug, die Szenen aus Schillers Dichtungen darstellen. Die einzige Büste in diesem Saal ist zurzeit die von Andreas Streicher, dem selbstlos hilfsbereiten Gefährten Schillers bei der Flucht nach Mannheim, der auch sein treuer Begleiter bei Schillers erstem Aufenthalt in Frankfurt war. Unter dieser Büste befindet sich die von dem Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung gewidmete Marmortafel mit der an Schillers eigene Worte anklingenden Inschrift: „Andreas Streicher, dem Helfer in der Not, dem auf jeder Probe ausharrenden treuen Freund Schillers."

Tritt man von dem Festsaal hinaus auf die dem Gebäude in seiner ganzen Breite vorgelagerte Terrasse, so ist der Beschauer betroffen von dem herrlichen Bild, das sich seinem Auge darbietet. In der lieblichen Landschaft, die man von hier aus überschaut, bleibt der Blick an gar mancher Stätte haften, mit der der Name eines schwäbischen Dichters

verknüpft ist. Links grüßen die Türme von Ludwigsburg herüber, wo Schiller nicht nur einen Teil seiner Kindheit, sondern auch den größten Teil der Zeit verlebt hat, die er 1793/94 in der Heimat zubrachte. Aber auch die Erinnerung an Justinus Kerner, Eduard Mörike, Friedrich Vischer und David Friedrich Strauß, deren Wiege dort gestanden, ruft der Blick auf Ludwigsburg in uns wach. Gerade gegenüber erhebt sich der Hohenasperg, auf dem Schubart zehn schwere Jahre gefangen saß, und zur Rechten blickt der Wunnenstein herüber, der in Uhlands Balladendichtung verwoben ist. So ziehen sich von hier aus unsichtbare Fäden zu Stätten der Erinnerung an manchen der Dichter und Denker, die in Bild und Wort nunmehr hier vereinigt sind unter der Führung und dem Namen des größten unter ihnen. Sollen doch die Sammlungen des Schillermuseums bestimmungsgemäß „in möglichst weitem Umfang auch ein Bild davon geben, wie sich in der Heimat Friedrich Schillers und unter seiner Einwirkung das geistige Leben und Schaffen entwickelt hat". Diese Männer alle sind unter Schillers Einfluß herangewachsen, und fast jeder von ihnen hat in der einen oder anderen Weise der Verehrung für den großen Meister seine Stimme geliehen. So schließen sich denn im ersten Nebensaal an Schiller an: Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab, Graf Alexander von Württemberg, Wilhelm Hauff und Eduard Mörike, jeder aufs reichste vertreten durch Handschriften seiner Werke und eine Reihe von Briefen von seiner Hand oder von bedeutenden Männern an ihn gerichtet. Es folgen im nächsten Saal die Freunde Mörikes: Ludwig Bauer, Wilhelm Waiblinger, Friedrich Vischer und David Friedrich Strauß, weiter Wilhelm Zimmermann, Hermann Kurz, Paul und Gustav Pfizer, Friedrich Notter, Max Schneckenburger, der Dichter der „Wacht am Rhein", Georg Herwegh, Ludwig Pfau, Johannes Scherr, Reinhold Köstlin, Carl Grüneisen, die religiösen Dichter Albert Knapp und Karl Gerok, dann Berthold Auerbach, J. G. Fischer, Karl Weitbrecht, Wilhelm Hertz, die Frauen Ottilie Wildermuth, Charlotte Birch-Pfeiffer und Josefine Scheffel, die Mutter des Dichters und selbst Verfasserin gemütvoller Dichtungen.

Auch die reich entwickelte Dichtung in schwäbischer Mundart ist hier zur Anschauung gebracht. Von den Wänden

der beiden kleineren Säle grüßen uns eine Reihe von Originalgemälden, Reliefs und Büsten der hier vertretenen Dichter, während in den Wandschränken die große Schillerbibliothek, die Werke des Dichters in Einzel- und Gesamtausgaben und die Schriften über ihn enthaltend, untergebracht ist, sowie die Bibliothek der schwäbischen Dichter, für welche, wie für die Schillerbibliothek möglichste Vollständigkeit angestrebt wird. Besonders reich ist die Sammlung der Schillerschriften aus dem Jahr 1859 und wohl einzig in ihrer Vollständigkeit die viele tausende von Nummern umfassende Sammlung der Festschriften und der Schillernummern von Zeitschriften und Zeitungen aller Länder aus dem Jahre 1905.

Was die Schaukästen des Schillermuseums dem Auge des Besuchers darbieten, ist natürlich nur eine kleine Auslese aus dem, was das Archiv an handschriftlichen und bildlichen Schätzen bewahrt. Die auf Schiller bezüglichen Sammlungen bestehen aus einer großen Anzahl Briefe von und an Schiller, aus Manuskripten seiner Werke, hunderten von Briefen seiner Eltern, seiner Geschwister, seiner Frau, seiner Kinder, einem größeren Teil des literarischen Nachlasses seiner Schwägerin Karoline v. Wolzogen, und vielen Schriftstücken solcher, die mit Schiller in Berührung standen, dazu einer Reihe von Erinnerungsstücken aus dem Besitz Schillers und seiner Familie. Eine Anzahl der letzteren sind übrigens auch nach der Errichtung des Schillermuseums im Geburtshaus belassen worden. Eine sehr wertvolle Ergänzung dieser Schillersammlung steht in sicherer Aussicht, indem anläßlich der Weihe des Hauses Frau Amalie Kießling, geb. Krieger, die noch in ihrem Besitz gebliebenen Originalgemälde, Briefe und Erinnerungsstücke auf den Fall ihres Ablebens dem Schillermuseum bestimmt hat.

In der Sammlung von Handschriften anderer schwäbischer Dichter ist der wertvollste Gesamtnachlaß der Ludwig Uhlands, den Geh. Kommerzienrat Dr. v. Steiner im Verein mit einem weiteren Mitglied des Schillervereins 1897 für das Schillermuseum erworben hat. Er umfaßt die Handschriften sämtlicher Werke des Dichters, sowie gegen 600 Briefe von Uhland und gegen 1500 Briefe an Uhland. Ihm reiht sich an Bedeutung an der vollständige literarische Nachlaß von Justinus Kerner, 1902 ebenfalls unter Steiners Mithilfe erworben.

Er enthält außer den Handschriften der Werke Kerners und vielen auf Kerner bezüglichen Schriftstücken einen Briefwechsel von rund 3800 Nummern. Sind schon in diesen beiden Nachlässen alle deutschen Dichter und viele hervorragende Männer jener Zeit vertreten, so tritt ihnen in dieser Hinsicht mit gleicher Wichtigkeit an die Seite der Hauff-Köllesche Nachlaß. Er umfaßt den Nachlaß des Dichters Wilhelm Hauff, seines Bruders Hermann Hauff und den des Geheimrats v. Kölle. Hermann Hauff, dessen Kinder, Präsident August v. Hauff und Frl. Emma Hauff in Stuttgart, 1903 diesen Nachlaß gestiftet haben, war von 1827—1865 Redakteur des Cottaschen „Morgenblatts", das lange Zeit die erste Stelle unter den verwandten Zeitschriften behauptete. Aus dieser Tätigkeit Hauffs stammt die Mehrzahl der Handschriften des Nachlasses, rund 2600 Briefe und 1600 Manuskripte, in denen wiederum so ziemlich alle Schriftsteller Deutschlands aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vertreten sind.

Der literarische Nachlaß Berthold Auerbachs, den ebenfalls der mit Auerbach befreundete Steiner in das Schillermuseum gestiftet hat, umfaßt die Handschriften seiner Werke und den großen, einen Zeitraum von fast 50 Jahren umfassenden Briefwechsel. In ihrer Art nicht minder bedeutsam sind die ebenfalls im Schillermuseum befindlichen Nachlässe von Friedrich Haug, Graf Alexander von Württemberg, dem Freund Kerners und Lenaus, Ludwig Bauer, Wilhelm Zimmermann, Reinhold Köstlin, Friedrich Notter, Karl Grüneisen, Wilhelm Hertz, und die zum größeren Teil vorhandenen Nachlässe von Gustav Schwab, J. G. Fischer, Albert Knapp, Karl Gerok u. a. Mit einer Reihe von Handschriften, zum Teil durch ansehnliche Sammlungen vertreten, sind Wieland, Schubart, Hölderlin, Schelling, Hegel, Mörike, Waiblinger, Hermann Kurz, Friedrich Vischer, D. Fr. Strauß und andere. Diese Einzelsammlungen und die Gesamtnachlässe sind in den letzten Jahren durch Stiftungen und durch Kauf ganz erheblich vermehrt worden und ihre Ergänzung wird dauernd im Auge behalten.

Sie werden aus diesen trockenen Andeutungen, die ich geben konnte, erkennen, daß das Schillermuseum zu einer Ehrenhalle des geistigen Lebens in Württemberg geworden ist, die sichtbares Zeugnis ablegt für den außerordentlich großen

Anteil, den der schwäbische Stamm beigesteuert hat zu dem geistigen Besitzstand des deutschen Volkes. Die systematische Ordnung und Verzeichnung aller dieser Stücke, die nunmehr in Angriff genommen ist, wird natürlich längere Zeit erfordern; aber schon jetzt ist der Vorteil einleuchtend, welcher aus der Zusammenfassung so reichhaltigen Materials entspringt, das bis vor wenig Jahren in Gruppen und einzeln zerstreut und der Forschung vielfach gar nicht oder doch nur schwer erreichbar war. Der wissenschaftlichen Benutzung, die wir, soweit nicht eigene Veröffentlichungen in Betracht kommen, allen Berufenen gern gestatten, ist die Sammlung jederzeit zugänglich. Außer der kritischen Ausgabe von „Uhlands Gedichten" durch Erich Schmidt und Julius Hartmann und des Uhlandschen „Tagbuchs" durch den letzteren, hat der erste Band, der den Mitgliedern als Vereinsgabe zugehenden „Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins", das „Marbacher Schillerbuch I" (1905), aus dem Handschriften- und Bildnismaterial des Schillermuseums schöpfen können, wie dies auch bei dem 1907 erscheinenden zweiten Bande und den weiteren der Fall sein wird.

Unsere ständige Ausstellung der interessantesten Handschriften und Bildnisse wurde im Vereinsjahr 1905/06 von über 35 000 Personen besucht. Wievielen von diesen ist das Leben und Wirken der in der Ausstellung vertretenen Dichter durch den hier gewährten Einblick in ihr Schaffen und durch die Anschauung der Bildnisse erst recht lebendig geworden, hat sie von neuem hingeführt zu den Werken der Dichter selbst. Es darf wohl behauptet werden, daß fast bei keinem dieser — alle Volkskreise umfassenden — Besucher der Gang durch die Ausstellung im Schillermuseum ganz ohne Wirkung bleiben wird. Sie trägt unzweifelhaft dazu bei, „die Erkenntnis von dem höheren Wert des idealen Besitzes unserer Nation zu kräftigen und zu beleben", eine Aufgabe, die dem Schwäbischen Schillerverein in seinem Stiftungsbriefe gestellt ist und der in unsern Tagen gewiß erhöhte Bedeutung zukommt. Unser Schillermuseum und die ihm verwandten Institute, wie das Goethemuseum in dieser Stadt, dürfen daher mit Recht Volksbildungsstätten edelster Art genannt werden, von welchen in aller Stille Tag für Tag Anregungen idealer Art in die weitesten Kreise ausgehen.

Solche Unternehmen verdienen darum auch die Unterstützung derer, die sie zu fördern vermögen, sei es durch Überlassung von handschriftlichen und bildlichen Schätzen, sei es durch die Gewährung der Mittel zu käuflichen Erwerbungen. Freilich kann nicht jede Stadt „ihrem Dichter" ein Museum und Archiv erstellen. An die Namen der Größten allein können sich Archive von Bedeutung knüpfen, die nach landschaftlich oder zeitlich und geistig zusammengehörigen Gruppen ihre Interessensphären abgrenzen und dadurch die Aussicht auf eine Vollständigkeit innerhalb dieses Gebiets gewähren, wie sie bei zu weit gesteckten Grenzen nicht erreichbar wäre. Da Beziehungen mannigfachster Art zwischen den einzelnen Kreisen und Dichtern bestehen, auch zeitlich vor- oder rückwärts nur schwer mit einer Zahl abzuschneiden ist, so gilt es, freundschaftliche Übereinkommen zu treffen, um sich die Erwerbungen nicht gegenseitig zu erschweren und zu verteuern. Ja es sollte nicht unmöglich sein, gelegentlich auch Ausgleichungen schon vorhandenen Besitzes vorzunehmen und im Weg des Tausches oder der käuflichen Abtretung etwas, was an anderer Stelle sich sachgemäßer einfügt nnd dort mehr zur Geltung kommt, auch dorthin gelangen zu lassen.

Ideale Aufgaben wollen in idealem Sinne verfolgt werden. Schöne Anfänge zu solchem Zusammenwirken sind vorhanden; wir selbst haben schon in diesem Sinn gehandelt und haben ein gleiches erfahren dürfen. Auch in der ehrenden Aufforderung, bei Ihrer heutigen Feier über das Schillermuseum und sein Werden zu sprechen, darf ich das Bekenntnis zu gemeinschaftlicher Förderung der gemeinsamen großen Ziele erkennen. Von Goethes Geburtshaus ist das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt ausgegangen, aber der Tag seiner Begründung, der hundertste Geburtstag Schillers, verbindet es auch mit dem großen Sohne Marbachs. Dem wunderbaren Bunde Goethes und Schillers ist unendlicher Segen entflossen; sich wechselseitig fördernd und anregend hat jeder von ihnen auf seinem Gebiet und nach seiner Art sein Bestes gegeben. So möge denn auch derselbe Geist verbundenen Wirkens stets walten zwischen den Werken, die sich an den Stätten ihrer Geburt an ihren Namen knüpfen, damit hier wie dort „das Gute wirke, wachse, fromme"!

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Aus Suleikas hohen Tagen.

Von Professor Dr. Reinhold Steig in Berlin.

Wenn Goethe in Frankfurt vor Frankfurter Frauen und Herren zu feiern ist, so bietet sich des Stoffes dazu von vornherein eine entzückende Mannigfaltigkeit, die allein in Frankfurter Boden wurzelt. Um alles, was in Frankfurt mit Goethes Leben zusammenhängt, spinnt sich der goldene Faden seiner Dichtung. Nicht als bloße Wirklichkeit im Alltagsgewande, nein als höhere Wahrheit in poetischem Glanze steht vor unseren Augen seine Frankfurter Kindheits- und Jugendgeschichte da, wie er sie selbst geschaffen hat. Hier in Frankfurt hielt noch die folgenden Jahrzehnte, als er für damalige Zeit weit fort war, seine prächtige Mutter Haus. Ihr mütterlicher Stolz auf den großen Sohn blühte in ihrer jungen Freundin Bettina Brentano als ihn vergötternde Kindesliebe wieder auf, sie, die in Leben, Dichtung und darstellender Kunst sich seiner unsterblichen Persönlichkeit zu bemächtigen trachtete. Und der Abendröte seines Lebens erscheint hier, demütig liebend, nichts für sich begehrend, alles freudig dem Vielgeliebten zueignend, die liebeswerte Gestalt Suleikas, der Frau Mariane von Willemer. Dagegen die Dämmerung seines Alters und das Dunkel der „unbestimmten Stunde“ ist Frankfurt erspart geblieben.

So ist dieser uralten Stadt, diesem Strom, seiner Terrasse, seinem Hain der liebliche Flor von Goethes Leben einst unmittelbar zu teil geworden, und das fügt sich gut zu dem weltfreudigen Wesen des fränkischen Stammes, dessen Gelände der Main und Rhein bespült. Frankfurt war von altersher bedeutend und geehrt im westlich-deutschen Lande; vorgezogen

allen Städten, wenn der Kaiser die deutsche Krone nahm; erfüllt von reichgesegneter Tätigkeit, freier Neigung und gern hergegebenen Mitteln zur Pflege eines erhöhten städtischen Kulturlebens — alles dies, schon ehe die Stadt sich des neuen Gewinns freuen durfte, Goethes Geburtsstadt zu sein. Diesen Ruhm bewahrt sich Frankfurt und schmückt sich alljährlich damit aufs neue, indem es, wie heute, Goethes Geburtstag feiert.

Goethe feiern heißt nun freilich nicht ihn preisen bloß, sondern aus Liebe zu ihm immer neue Wege suchen, den Hauptgewinn seines Lebens uns anzueignen; aus der Notwendigkeit des täglichen Dranges uns zu der freien Möglichkeit des edelen Genusses zu erheben, der in Goethes Leben und Werken für den, der genießen will, bereit liegt; nach dem Genusse uns gestärkt und mit neuer Begierde zu der beglückenden Arbeit des Lebens zurückzusehnen. Die Tat ist doch immer mehr als die Feier; wir wissen doch von Goethe: im Anfang war die Tat, und die Tat ist der Gipfel, den sein Faust ersteigt. Die Feier ist der Schmuck der Tat. So hat es auch in Frankfurt, der in Arbeit vorwärtsstrebenden Stadt, immer gegolten. So haben es die auserwählten Frankfurter Frauen und Männer gehalten, die Goethe noch persönlich nahe standen und zu neuem Leben, Lieben und Dichten ihn begeisterten; deren Vorbild möge uns auch heute leuchten. Und war es mir vor drei Jahren hier vergönnt, an Bettina anzuknüpfen, so möge heute zu unserer Betrachtung stehen, wie Mariane von Willemer, inmitten einer nimmer rastenden Tätigkeit, immer in Goethe-Erinnerung gelebt und dadurch wahrhaft Goethe gefeiert hat.

Wir wissen von Mariane viel, und doch ziemlich wenig. Den Vollgewinn ihres Lebens bewahrt der Westöstliche Divan; und die Korrespondenz, die zwischen Mariane und Goethe bis an seinen Tod geführt wurde, liegt seit nunmehr dreißig Jahren (1877) gedruckt der Öffentlichkeit vor. Eine schöne Sammlung von Gelegenheitsgedichten Marianes und anderen ihr zugehörigen Blättern veranstaltete 1905 ihr Urenkel Jean Andreae zur Erinnerung an die Aufstellung ihrer Büste im Goethe-Museum zu Frankfurt a. M. Gerade in diesen Tagen geschieht in den Zeitungen Mitteilung aus neu ge-

fundenen Blättern, die Franz Schultz (in der Deutschen Rundschau) bekannt gibt. Ein wohl schon angerührter, aber in seiner Hauptmasse nicht bekannter Komplex Briefe Marianes, die sich in ununterbrochener Folge durch ihre zehn letzten Jahre bis kurz vor ihren Tod (1860) hinziehen, harrt noch der Erschließung. Es sind die Briefe einer geistreichen, freundlichen Frau von hohen Jahren an einen geistig aufstrebenden jungen Freund. Von ihrer Seite reine, fördernde Freude an den Arbeiten des jungen Dichters und Gelehrten, an dessen Zukunft sie glaubte; er dankbar und treu für jedes liebe Wort, das er von ihren Lippen und in ihren Briefen erhielt. Der Empfänger der jugendliche, damals die zwanziger Jahre seines Lebens durchmessende Herman Grimm.

Familienmäßige Freundschaft zwischen Mariane von Willemer und den Brüdern Grimm, den Vertrauten ihres Schwiegersohnes Thomas, war längst vorhanden, ehe Wilhelm Grimms Sohn Herman 1850 auf einer Studentenfahrt von Bonn nach der Schweiz zuerst nach Frankfurt kam und die allgemein verehrte Frau, die er fortan in seinen Briefen als „Großmütterchen" und mit „Du" anreden durfte, in der Mainzer Gasse, wo sie wohnte, besuchte. Im Nachlaß der Brüder Grimm befindet sich ein Blatt, aus Frankfurt, den 2. Januar 1829 datiert, auf welchem Frau Rosette Thomas im Verein mit Frau Mariane von Willemer, die eigenhändig mitunterzeichnete, der Familie Grimm für die Herzlichkeit dankt, mit der ihnen in ihrem schönen häuslichen Kreise zu Kassel ein Plätzchen eingeräumt worden sei: „und so war es natürlich daß wir, Mütterchen (Mariane) und ich, in der frohen Weihnachtszeit recht viel an die gute Frau Dortchen (Grimm), Hermännchen und die lieben Hausväter (Wilhelm und Jacob) in dem schönen Kassel gedachten, bei denen es uns so wohl geworden war", und sie senden „ein buntes fantastisches Luftgebilde für Hermännchen und einen kleinen Apparat für die fleißige Mutter", mit dem Wunsche: „Möge die gute Mutter lange und ungetrübte Freude an dem Herzenssöhnchen genießen, und der liebe Papa bald die Freude erleben, ihn an einem Folianten sitzen zu sehen. Dann wird der hochgelahrte Herr Oheim Doctor (Jacob) die Grundlage der Grammatik dem angehenden Studiosus beibringen, und der

andre Oheim (der Maler Ludwig Grimm) wird die Familienscene für die Nachwelt auf die Leinwand bringen." Nun, wenn auch nicht alles, aber gar manches von dem, was scherzend Frau von Willemer und ihre Tochter, wie zwei gütige Feen, dem damals bald (6. Januar) sein erstes Jahr vollendenden Knaben in die Wiege gelegt haben, ist in Erfüllung gegangen, und als dieser wirklich ein Studiosus geworden, da hat ihn Frau von Willemer in ihrer großmütterlichen Güte zum jungen Freunde und „Enkel" angenommen. Einem Jugendgenossen, Wilhelm Hemsen, vertraute er damals hochbeglückt: „Schrieb ich Dir schon meine neue Bekanntschaft, die ich mit der alten Frau von Willemer eröffnet habe, mit der Goethe im genauesten Verkehr stand und die mir unschätzbare Reliquien seiner Hand zeigt, ja sogar zwei Briefe von ihm schenkte, das einzige das man mir in Charons Nachen mitgeben soll? Ich saß einen langen Abend bei ihr, und sie erzählte so geistreich, so unerschöpflich ... Sie wohnt am Main mit der Aussicht auf Brücke, Stadt und bewaldeten Umkreis von Gebirge, in einer Stube, wo der Geist der Ordnung dem der Behaglichkeit seine Fittige geliehen hat. Ich rechne das bei ihr Erlebte zu den Gewinsten meines Lebens." In ihr Stammbuch schrieb er ein Gedicht, das bereits von Jean Andreae in Faksimile mitgeteilt ist und sonst noch in Herman Grimms Papieren zwiefach vorliegt. Ein klarer Herbstabend, freier Blick noch in das weite Land und empor zu dem Glanz der aufgehenden Sterne: das alles im Gegensatz empfunden zu dem engen Stübchen Marianes, ihrer Freundschaft mit Goethe und zu ihrer holden Persönlichkeit. Es lautet:

Fliehn vorüber auch des Maines Fluten,
Bleibt Gedächtnis des genoss'nen Guten,
Und den Dank, wie freundlich Du gewesen,
Wirst Du stets in meinen Augen lesen.

Lockt das helle Stübchen nicht zum Bleiben?
Lockt der Sitz am Fenster nicht zum Schreiben?
Lockt den Blick vom Zauber dieser Wände
Nicht das schöne Land zu sich ohn' Ende?

Einst so nah der Erde schönsten Sternen,
Fühlst Du Dich vertraut gestirnten Fernen,
Doch wie sie sich träumend schön entfalten,
Reiz hat noch die Erde Dich zu halten.

Glücklich, wer in Deiner Nähe spürte,
Welch ein Gott Dich durch das Leben führte,
Wer Dich sah im Stübchen still und heiter,
Geht getrosten Muts im Leben weiter.

Man empfindet gleich aus all diesen frühesten Äußerungen: Der neue Verkehr zwischen Mariane von Willemer und ihrem jugendlichen Freunde steht von Anfang an im Zeichen Goethes, dies Zeichen im allerweitesten menschlichen, literarischen, künstlerischen, persönlichen Sinne aufgefaßt und verstanden.

Allmählich eröffnet Frau von Willemer ihrem jungen Freunde den Blick in die wunderreichen Schicksale und Erfahrungen ihres Lebens. Zuerst noch (11. Nov. 1851) mit andeutender Zurückhaltung: „Ich hätte Dir nie etwas aus meinem Leben erzählt? Wie sollte ich auch, da wir uns eigentlich nur schriftlich kennen lernten! Gesprochen haben wir uns in Frankfurt nur zweimal und auf dem Neuhof nur einmal; was du mich damals fragtest, konnte ich in Kürze nicht beantworten, es gehört ein langer Kommentar dazu, ich habe recht viel Vertrauen zu Dir, nur müßte es sich ruhig entwickeln und befestigen können, aber Du würdest gewiß irre an mir werden, wenn ich einem so jungen Manne, wie Du, meine Lebens- und Gefühls-Erfahrungen mir nichts dir nichts an den Kopf werfen könnte, und zudem sagst Du ganz richtig, die Ereignisse sind nicht das wichtigste, was ein Mensch erlebt; was dazwischen liegt, das ist ein Weg, der mit Steinen, die auf dem Herzen liegen, gepflastert, mit Tränen begossen und mit Seufzern durchweht ist."

Ein andres Mal (27. Mai 1852): „Was Du im allgemeinen über das Urteil der Menschen oder Leute sagst, ist sehr wahr, und ich bin mehr oder weniger in dem Fall gewesen, wenig Gewicht darauf zu legen; meine Lebensverhältnisse waren seit meiner Kindheit von so ungewöhnlicher Art, daß ein Tadel wohl nicht zu vermeiden war, aber die ihn

ausgesprochen, mußten mir doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der üblen Nachrede, wenn sie laut werden konnte, mußte eine günstige Vorrede notwendig folgen, obschon es gewöhnlich umgekehrt ist. Wenn wir uns einmal wiedersehen, will ich Dir meine Ansichten hierüber vermachen, obschon ich durchaus nicht mehr an den Tod denke, aber vor drei Wochen wirklich daran dachte; der herrliche Mai, der täglich hinauslockt, der ist auch Schuld, daß ich Dir nicht sogleich geschrieben habe, wie Du es verdienst, da Du so ehrlichen und liebevollen Anteil an mir nimmst." Und wenige Monate später (3. August 1852): „Ich kann es Dir kaum glauben, daß meine Briefe Dir so notwendig sind, daß sie Dir überhaupt etwas sein können, sage mir recht ehrlich: warum? ja ich meine es ehrlich mit Dir und habe Dich lieb, aber das ist bald gefühlt und bald berichtigt, was sonst noch bleibt, ist nicht viel, ich weiß nichts, und kann Dir wenig bieten, einmal in meinem Leben war ich mir bewußt, etwas Hohes zu fühlen, etwas Liebliches und Inniges sagen zu können, aber die Zeit hat alles, nicht sowohl zerstört, als verwischt, und was von Erinnerung mir geblieben, ist ein ahnungsvolles Erkennen der Wahrheit und Schönheit, wo ich sie zu finden glaube."

In den nächsten Jahren wuchs bei Mariane dieses Vertrauen, ja sie wurde gewissermaßen stolz auf ihren jungen Freund, dessen dichterische Werke sowie Beiträge zum Morgenblatte, auf das sie abonniert war, sie mit Enthusiasmus und liebevoller Beurteilung begrüßte. Am größten war ihre Freude, wenn sie ihm aussprechen konnte, daß sie etwas von Goetheschem Geiste in seinen Arbeiten verspürte. Einsam und für sich allein arbeitend, hatte er ihr wohl über Mangel an Teilnahme und wahrer Freundschaft geklagt. Ihn tröstend, macht sie ihm nun ihre höchste Konfession (3. Juni 1855):

„Glaube mir, mein Freund! Unter den 1000 Menschen, die Du mir zu kennen aufbürdest, sind mir die meisten unbekannt, und wenn ich sie auf Bekannte reduziere, bleiben vielleicht etwa 50, und diese auf Freunde, bleibt etwa die Hälfte, Masculinum und Femininum, und wenn ich die zähle, die mir so nahe standen, daß ich sie mir deutlich machen konnte und mein Herz oder mein Verstand sie mir eigen

machte, wiewohl nicht immer mit Erwiderung, so bleiben wenige, die das eine nicht auf Kosten des andern befriedigten, entweder litt ich von Herzen mit Schmerzen, oder klein wenig oder gar nicht. Diese wenige nun kann ich zählen. Über allen steht Goethe und gerade an der Stelle, wo ich die vollste Übereinstimmung aller Ansprüche fand. Etwas näher dem Schmerzenreich steht Clemens Brentano, den ich als ein Mädchen von sechszehn Jahren zum erstenmal sah, den ich freilich lieben mußte, ohne zu wissen, daß er schon lange vorher mich liebte; er hat es mich nie wissen lassen, bis nach Jahren, als ich schon verheuratet war; ich mußte erfahren, daß wir uns unbewußt so nahe standen, und scheinbar so ferne; doch dies ist eine wunderliche Geschichte, es wäre ein guter Stoff zu einer Novelle, aber nicht für Romanzen. Sulpiz Boisseree darf ich noch zu meinen Freunden rechnen, und noch Einen und noch Einen, und Dich? nicht wahr?" Nun, in Herman Grimm hat sie sich nicht geirrt; bis zum letzten Hauche hat er ihr dankbare und liebevolle Treue gehalten.

In jenen fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewahren wir bei Grimm bereits ein immer tieferes sich einlesen und einleben in Goethes Werke und Lebensverhältnisse, als die wohl noch unbewußte Vorbereitung auf sein späteres Buch über Goethe. Wohl begreiflich, daß er über die Probleme, die vorlagen oder seinem Nachsinnen auftauchten, sich gerne die Anschauungen Marianes einholen mochte. Goethes Frauengestalten standen damals im Mittelpunkte alles historischen und persönlichen Interesses, das man an Goethe nahm: voran durch den Wert der sie betreffenden Werke die Frau von Stein und Bettina Brentano, denen in Herman Grimms Gedanken bereits Mariane als dritte an die Seite trat, ohne daß die weitere Öffentlichkeit von ihr noch wußte. Welche Verschiedenheit zwischen diesen drei Frauen. In unseren Gedanken verknüpfen wir Frau von Stein mit der Iphigenie; Bettina mit Wilhelm Meister, dessen Lektüre sie als ganz junges Mädchen zum ersten Male mit Goetheliebe erfüllte; Mariane aber unsterblich mit dem Weströstlichen Divan, und der geheimnisvollen Weisheit und Glut, die die Gedichte des Divans durchströmt. Demütig liebe- und geheimnisvoll ist

Mariane ihr Leben hindurch Goethe gegenüber verblieben, und von diesem Standpunkte aus hat sie sich auf eine ihr natürliche Weise über die beiden anderen Frauen ausgesprochen.

Am 11. November 1851: „Die Frau von Stein habe ich nicht gekannt. Ich war nie in Weimar, habe Goethe im Jahr 1814 in Frankfurt zuerst gesehen, ihn bei seinem Aufenthalt vom 12. August bis 6. Oktober 1815 bei uns auf dem Lande kennen und lieben lernen, und war bis vielleicht vier Wochen vor seinem Tode in ununterbrochnen Briefwechsel mit ihm; doch sind diese Briefe von ganz andrer Art als jene an Frau von Stein, und ich finde es eine heillose Indiskretion, daß man sie drucken läßt, und ein mein Gefühl verletzendes Benehmen ihres Sohnes, der sich dabei beteiligt hat. Ohngefähr sechs oder acht Wochen vor Goethes Tod schickte er mir ein wohlgesiegeltes Päckchen und schrieb mir dabei mit liebenswürdiger Empfindung, er schickte mir hiermit meine Briefe, ich möge aber das Packet uneröffnet lassen bis zur unbestimmten Stunde, die leider nur zu bald schlagen sollte. In derselben Stunde, als man mir seinen Tod meldete, erbrach ich das Siegel und fand obenauf noch einige Strophen von seiner Hand, sie sind in der neuen Ausgabe (seiner Schriften) aufgenommen, und ich will es Dir zur Aufgabe machen, sie zu finden."[1]

Viel umstritten war damals, wie noch bis heute, Bettinens Werk „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", die Verfasserin beiden, der Frau von Willemer und Herman Grimm persönlich bekannt und nahestehend. Er fragte (7. August 1852): „Ich wollte, Du sagtest mir einmal offen, was Falsches in dem Goethischen Briefwechsel sich findet; er und die Günderode sind doch Bücher, in denen auch die blasierteste Phantasie frische Quellen findet. Was für ein Leben, und wenn es gelogen wäre. Ich wollte, ich säße bei Dir, um darüber con amore ein Wörtchen zu sprechen." Sie antwortete (18. Oktober 1852) vom Stift Neuburg: „Du fragst mich, inwiefern sich

[1]) Es sind die Verse:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, dies geschrieben 2c.

in Bettinens Briefen Lüge oder Dichtung und Wahrheit begegnen, und darauf bemerke ich nur, daß sie erstere nicht sowohl en gros als en détail anwendet, es wäre doch wohl möglich, daß Du einmal wieder in meinem Stübchen auf dem Canapé zu sitzen kämest, wo ich Dir über dieses Thema genügende Aufschlüsse geben könnte; ich will aber nicht gesagt haben, daß ich der Dichtung ihre unbezweifelte und unbeschreibliche Anmut und Schönheit ableugnete, ja nicht davon hingerissen wäre; aber bei solchem Reichtum muß man jeden falschen Schmuck entbehren können". Bettina weilte damals gerade in Frankfurt, Mariane war froh, nicht zugegen zu sein, denn: „ich würde durch den Zwiespalt meiner Gesinnung und der Anerkennung, die ich so viel Geist und Güte schuldig bin, in eine recht peinliche Stellung gekommen sein, da ich gewohnt bin, mich immer wahr und ohne Rückhalt zu geben." Doch aber noch trafen beide Frauen in Frankfurt zusammen, und nun schrieb Mariane an den gemeinsamen jungen Freund (8. November 1852): „Auch Bettina habe ich gesprochen; obschon ich mir vorgenommen hatte sie nicht zu sehen, so muß ich doch gestehen, daß mir letztere besser schien, als ich mir dachte daß sie sein könnte, weil das Alter gewöhnlich excentrische Naturen zur Karikatur macht; sie scheint doch ruhiger zu sein, und da sie noch so geistreich ist wie sie war, so hat sie mir einen guten Eindruck gemacht, obschon ich nicht gut auf sie zu sprechen bin." Wir wissen heute aus zahlreichen Veröffentlichungen, daß die damaligen katholisch-romantischen Kreise, innerhalb deren Mariane von Willemer zuletzt lebte, gegen Bettina eingenommen waren. Wie bemerkenswert von Mariane, daß sie doch der Person Bettinens trotz der großen Verschiedenheit, die sie voneinander trennte, Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ihren Töchtern Maxe und Armgard, insbesondere Gisela, ist sie immer ein liebevolles Großmütterchen gewesen.

Auch noch bei anderen Anlässen äußerte sich Frau von Willemer gern auf goethegemäße Weise, und dabei hat sie manches von ihm vernommene, sonst nicht bekannt gewordene Wort aufbewahrt. Ihr junger Freund hatte sich mit dem (1846 herausgekommenen) Briefwechsel zwischen Goethe und Friedrich Heinrich Jacobi und den philosophischen Fragen

beschäftigt, die damit in Zusammenhang stehen. Darauf erwiderte sie (7. April 1853): „Was Du über Goethe schriebst, ist sehr wahr! Aber ich sprach einmal mit ihm von einem mir sehr nahestehenden Freund, der viel schrieb, und nur über philosophisch-religiöse Gegenstände. Da sagt' er mir: ‚Weh ihm, er hat keinen Ballast geladen!'“ Und sie erläuterte die Angelegenheit im folgenden Briefe (13. Mai 1853) näher, indem sie schrieb: „Um auf den Ballast zu kommen, der Dich zu beschweren scheint, so weiß ich nichts von Jacobi und seinem Briefwechsel mit Goethe, sondern jenes Wort sprach er zu mir über Willemers Bestrebungen und litterarische Arbeiten, und ich wollte damit sagen, daß Goethe viel Ballast geladen und viel auswarf, was sich auch als solcher erwies, aber das Schiff behielt doch die volle Ladung und den Dichter zum Steuermann.“

Ein andres Goethewort zitierte Mariane, als sie sich über neue Gesänge aussprach, die ihr junger Freund gedichtet hatte (16. 12. 1853); sie hätten ihr fast noch besser gefallen als frühere: „Es sind Stellen darin, bei denen mir sogleich eingefallen ist, was Goethe einst sagte, als er bei mir am Klavier saß und ich ihm Lieder aus des Knaben Wunderhorn vorsang, von Himmel komponiert: unter andern das nette Liedchen ‚ich weiß mir ein Mädchen hübsch und fein ꝛc.'; er sagte: ‚das sind Worte, wobei ein alter Poet vor Neid platzen möchte', und ich glaube, daß mancher junge und alte Poet dasselbe von Deinen Gedanken sagen könnte. Ja Du bist ein Dichter!“

Häufiger bezieht sich in den Briefen Marianes Frage und Antwort auf die Lektüre von Dichtern und Schriftstellern, die mit und um Goethe waren. So einmal auf Klinger, den Frankfurter, bezüglich schrieb sie (12. Mai 1852): „Hättest Du mich über Klingers Werke befragt, so würde ich Dir geraten haben, sie zu lesen, aber nicht zu kaufen, ich kenne nur weniges von ihm, aber dies Wenige wird einem nicht zum Besitz, es ist ein Anlehen, was mit der Zeit an Interessen verliert, ich weiß durch Willemer manches aus seiner Jugendzeit. Goethe! ja wer ihn kannte! wärst Du mir gegenüber, ich könnte Dir wohl von ihm erzählen, was nicht alle wissen; wenn sich die Strahlen seines Geistes in seinem

Herzen konzentrierten, das war eine Beleuchtung, die einen eignen Blick verlangte, es war ein Mondlicht und Sonnenlicht eines nach dem andern, oder auch wohl zugleich, und daraus erklärt sich auch jenes Wundervolle seines Wesens, sein gewahr werden, sich klar machen und für andre zur wahren, aber verklärten Erscheinung bringen."

In diesen Zusammenhang fügt sich auch ein charmanter Goethescherz. Mündlich hatte Herman Grimm der Frau Mariane zugesagt, ihr Handschriften von Jacob und Wilhelm Grimm zu schicken. Sie mahnte mehrmals um die „Zettelchen" von „seinen Papas", und sie erhielt auch endlich einen der tausend und abertausend Zettelchen, die Jacob für das Deutsche Wörterbuch mit seiner eilig andeutenden und die Züge fast zusammenschlingenden Altershand geschrieben hatte. Es war eine Zitat aus dem Faust, von Jacob Grimm mit leichtem Humor auf sich selbst gemünzt, wie denn überhaupt die echten Grimm-Bände des Deutschen Wörterbuches voll der intimsten Beziehungen auf ihre eigenen Lebensverhältnisse sind — also das Faustzitat (1. Teil, Garten, Marthe):

> In raschen jahren gehts wol an,
> so um und um frei durch die welt zu streifen,
> allein es kommt die böse zeit heran,
> und sich als hagestolz allein zum grabe schleifen,
> das hat noch keinem wohlgetan.

Mariane aber konnte den Zettel nicht lesen, und gar schalkhaft ist's, wie sie, die über siebzigjährige, immer jugendliche sich aus der Verlegenheit zieht. „Hiemit," antwortete sie, „bin ich so frei, und sende die Handschrift von Deinem Papa (richtig: Apapa) wieder zurück und bitte um ein paar Zeilen, die man lesen kann; ich selbst war nicht im Stande das Zitat im Faust aufzusuchen, denn weiter als bis zu raschen Jahren hab ich's nicht gebracht."

Als ihr junger Dichter einst auch den bitteren Trank einer üblen Rezension schlürfen mußte, da tröstete ihn die Frau Mariane mit einem guten Worte aus Goethe (14. März 1854): „Für heute zu diesen wenigen Worten nur noch eines von unsrem Freunde: ‚Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und

das läßt sie sich nach und nach gefallen'." In Anwendung und Erfüllung dieses Goethewortes ist Herman Grimm sein ganzes Leben hindurch sehr gut gefahren.

Was Frau von Willemer nun nach und nach von ihren Goetheschätzen hergab und aus dem Gewinn ihrer Liebe und Freundschaft mit Goethe dem jungen Freunde vertraute, wünschte sie durchaus als Geheimnis aufgenommen und behandelt. Auf seinen Dank für teuerste Geschenke erwidert sie (30. Juli 1851): „Du schreibst, daß Du meine Strophe in den Album gelegt und mein Kränzchen dazu, und Goethes Handschriften dazu, und weißt noch immer nicht, warum ich Dir sagte, Du würdest nur empfangen, was Du schon hättest? Du hast Deinen Dichter doch nicht recht gründlich studiert, und sollte Dir einmal ein Licht aufgehen, so lasse es nur für Dich leuchten; versprich es mir, ich verlasse mich darauf." Es folgen bald weitere Goethegeschenke. Zum Jahresanfang 1853 (2. Januar 53): „Ich hatte eigentlich vor, Dir ein Buch zu schicken, in das er (Goethe) einige Strophen geschrieben, und dies Vorhaben will ich recht bald ausführen, aber ohne irgend ein kleines Andenken an ihn und mich will ich dieses Jahr nicht bei Dir erscheinen, laß Dir also die kleine Beilage gefallen, bis auf weiteres, ich habe Dich ohnehin bedacht, wenn ich sterbe (was hoffentlich noch nicht so bald geschehen wird), dann sollst Du manches erben, was Du nur zu haben wert bist." Zum Schlusse desselben Jahres (16. Dezember 1853) sandte sie ihm ihr Petschaft mit Goethes Kopf, auf das sich wohl auch die Verse Marianes bei Jean Andreae (S. 97) beziehen mögen: „Die kleine Schachtel enthält eine Paste mit Goethes Kopf, ich habe oft damit gesiegelt, darum ist das Petschaft nicht neu, aber aus guter alter Zeit; wenn Du es gebrauchst, wie ich es denn wünsche, so brauche die Vorsicht, das Wachs erst nur ein wenig verkühlen zu lassen, damit die Paste nicht springt und sich kein Siegellack daran hängen kann." Das Petschaft ist vom Empfänger in Ehren gehalten worden, und erst im vorletzten Lebensjahre hat er es, wohl restauriert, zu ihm treuen Händen weitergeschenkt.

Die Besuche, die Herman Grimm im Spätsommer 1855 von Soden aus, wo er mit seinem Vater weilte, der Frau

von Willemer in Frankfurt machte, besonders auch das innere Wachstum seiner Arbeiten über Goethe bestimmten Mariane, in den beiden nächsten Jahren die Fragen ihres jungen Freundes, den Westöstlichen Divan betreffend, eingehender zu beantworten. Am 5. April 1856:

„Im Divan hast Du nichts auszuscheiden; außer dem Ost- und Westwinde habe ich nichts auf meinem Gewissen, als allenfalls noch:

Hochbeglückt in Deiner Liebe

und:

Sag, Du hast wohl viel gedichtet,

doch habe ich manches angeregt, veranlaßt und erlebt! Ich glaube Dir das Original vom Westwind versprochen zu haben, es ist zwar nur weniges verschieden vom Abdruck, aber doch bezeichnend. Nun mag dieses Blatt Dir ein Frühlingsblatt scheinen und Dich stürmisch begrüßen, denn hier weht ein Sturm, wie lange nicht." Und zum Weihnachtsgeschenk sendet sie (8. Dezember 1856) die versprochenen Blätter aus dem Divan, „im Original und mit der Hand, die ich damals schrieb."

Im Januar des neuen Jahres 1857 fühlte sich Frau von Willemer, nun schon im 73. Jahre, sehr elend. „Seit Weihnacht und wohl schon früher", schrieb sie am 21. Januar 1857, „habe ich das Gefühl meiner werten Person in so hohem Grad, daß sie mir anfängt unerträglich zu sein, das heißt mit ganz schlichten Worten: ich bin krank und bin es mir bewußt." Noch dazu sei durch sonderbares Zusammentreffen ihre Hausordnung gestört worden: „Das kann ein Großmütterchen nicht mehr gut vertragen, ich bin nicht mehr so leicht wie sonst, wo sich der Vogel auf den Ast setzte, und wurde dieser geschüttelt oder geknickt, auf einen andren flog. Zudem singt er nicht mehr, und das macht die Sache schon schwieriger. Doch still von all dem Ballast, den ich nur leider nicht auswerfen kann, im Gegenteil noch immer wachsen sehe, und die Reise ins gelobte Land doch durchsetzen muß."

Diese, die eigne „unbestimmte Stunde" vorausahnende Stimmung bewog Mariane noch zu weiteren Eröffnungen über den Divan, soweit es ihr erinnerungsmäßig möglich war:

„So sende ich ... jene Strophen, die Du von mir verlangtest, es ist nur eine einzige, die Goethe verändert hat, und ich weiß wirklich nicht warum, ich finde die meine wirklich schöner."

„Um nun Deine Erwartung nicht allzusehr getäuscht zu haben, schicke ich Dir noch einige Blättchen mit, die damals den Hauptreiz unseres Briefwechsels bildeten, wo das Geheimnis, ein wesentlicher Bestandteil, nicht fehlen durfte; die bezeichneten Stellen sind aus dem Divan von Hafis, den Du entweder selbst hast oder leicht verschaffen kannst; die Nummern, das heißt die bezeichneten Seiten, die ich dagegen sandte, müssen verloren gegangen sein, ich habe sie mit meinen Briefen nicht erhalten. Doch ein schönes Gedicht, aus jenen einzelnen Strophen verbunden, und was anfängt:

Dir zu eröffnen
Mein Herz, verlangt mich

und weiter:

Ich habe keine Kraft
Als die, im Stillen
Ihn zu lieben

habe ich zwar später erhalten, aber auf unbegreifliche Weise verloren . . . .

„Wenn Du nun im Divan das schöne Gedicht: Geheimschrift findest:

Laßt Euch, o Diplomaten — —

so ist es für Dich keine Geheimschrift mehr, und ich habe Dir wieder einiges aus der glücklichsten Zeit meines Lebens mitgeteilt."

„Warum ich es aber just heute Abend thun muß, wo ich schon seit einer Stunde mit schlechten Federn und noch schlechterer Dinte kämpfe, das kommt daher, daß mir ein Freund, dem ich Deinen Aufsatz im Morgenblatt mitteilte und dem ein Urteil zusteht, mit großem Lob davon sprach und Dein poetisches Talent sehr hoch stellte, dies hat mich so aufgeregt, daß ich mir vornahm, Dir sogleich zu schreiben und die Einlage, die ich schon einige Tage früher gesucht, mit zu schicken. Ich weiß nicht, es treibt mich ein Gefühl, daß ich nicht mehr lange an Dich schreiben kann, das Versäumte einzuholen, und so möge einstweilen dies Blatt den

Anfang machen.“ In einer Nachschrift am andern Morgen früh fügte Mariane hinzu: „Da es doch ungewiß ist, ob Du den Hafis besitzest, so sende ich Dir das Blättchen mit, das jene von mir bezeichneten Stellen enthält, und auch einige von Goethe. Es ist eine Spielerei, ich weiß es wohl, und Du wirst es nachsehen, daß ich Dich damit langweile.“ Man empfindet, daß Marianne, als sie erst den eigentlichen Brief schrieb, sich doch wohl noch nicht von den Originalschriften dieses Chifferspieles aus Hafis, zwei von Goethes, eine von ihrer Hand, trennen mochte, und sich erst nachher schweren Herzens dazu verstand. Die drei Blätter sind noch vorhanden. Der Aufsatz aber, den Mariane meint, steht im Morgenblatte (11. Mai 1856) und erörtert im Anschluß an Leigh Hunts üble Nachrichten über Lord Byron den Wert und die literarische Behandlung nachgelassener Briefe, und man liest darin den das anvertraute Geheimnis wohl bewahrenden Satz eines Wissenden: „Steht uns deshalb Werther näher als der Divan, weil wir nun endlich Goethes Briefe an Lotte kennen, aber noch immer nicht wissen, wer Suleika war?“ Nun, durch Mariane selbst dazu in Stand gesetzt, war Herman Grimm der erste, der 1869 der literarischen Welt eröffnen durfte, daß sie und keine andere Goethes Suleika sei. Als Suleika lebt sie im Angedenken der Menschen fort, und ihre Nachwirkung ist durch Goethe ohne Ende, solange dankbare und empfängliche Leser, namentlich vorgerückten Lebensalters, die köstliche Weisheit und Poesie des Westöstlichen Divans genießen.

Und insbesondere: welche Wirkung übte Marianes Persönlichkeit auf ihres jungen Freundes Entfaltung und spätere Lebensarbeit? Wer seine Schriften von der Jugendzeit bis in das hohe Alter, das ihm beschieden war, zu verfolgen Lust und Liebe hat, der nimmt mit steigendem Entzücken wahr, wie Goethe gleichsam als ein lebendig mit ihm Mitlebender immer entschiedener in den Mittelpunkt seiner Gedankenwelt tritt. Mit Goethe alles, was zu ihm gehörte. In den „Unüberwindlichen Mächten“, die um 1866 geschrieben sind, bringt Goethe die höchste, wichtigste Entscheidung der Handlung. Groß und rein arbeitet er dann, im neuen Reich, Goethes Gestalt in seinen Vorlesungen heraus: das Literarisch-

Unpersönliche dient, das Unmittelbar-Persönliche herrscht. Alles Kleine verschwindet oder löst sich ins Große. So hatte außer Bettina nur noch Mariane-Suleika Goethe in sich aufgenommen und ihn sich bewahrt vor Augen und im Herzen. Ihres Lebens edelster Inhalt war ihres jungen Freundes Erbe, und durch ihn getreulich weitergegeben ist es zu allgemeinem Besitze geworden: auch zu dem unsrigen, die wir heute in Suleikas Geiste Goethes Persönlichkeit feiern.





IV.

Aus dem Goethemuseum.





Goethe und die Königsleutnantsbilder.

Der geheimnisvolle Reiz der Sprache Goethes liegt in der Art seines Denkens. Nicht in Worten, abstrakten Begriffen erfaßt er die Welt und das Leben, sondern jeder Gedanke entspringt einer bildlichen Vorstellung. Bilder steigen vor seiner Seele auf und nieder, sie schweben vorüber und verdichten sich zu Worten, zu Begriffen. Daher die Klarheit und Anschaulichkeit seines Ausdrucks. Diese wunderbare Fähigkeit ist angeboren, sie ist aber auch durch den frühzeitigen Verkehr mit Bildern und Malern ausgebildet worden.

Schon sein Vater besaß eine Vorliebe für bildliche Darstellungen aller Art. Er ist niemals selbst künstlerisch tätig gewesen; aber wenn man die Räume des Hauses durchschreitet, das er nach seinen eigenen Ideen sich erbaute, so wird man den wohltuenden Eindruck einer stimmungsvollen Harmonie empfinden, die in den Raumabmessungen dieser einfachen Flure und Zimmer liegt.

Mannigfachen Bilderschmuck hatte er von seiner großen italienischen Reise mit heimgebracht, und die römischen Prospekte fesselten immer von neuem den Blick des Sohnes. Der Vater scheint dessen künstlerische Anlage früh bemerkt zu haben, und er bot ihr gerne Stoff zur Ausbildung.

In der Hirzelschen Sammlung der Leipziger Universitätsbibliothek ist noch das Heft von Schreibvorlagen erhalten, das der Herr Rat durch den Schreiblehrer Timme für den Sohn anfertigen ließ. Die Meisterwerke der Kalligraphie sind von zierlichen Randzeichnungen im feinsten Rokokogeschmack eingefaßt.

Frühzeitig ließ er ihn auch an seiner Liebhaberei des Bildersammlens teilnehmen. Die Frankfurter Maler, die

der Rat Goethe zur Vervollständigung seines Gemäldekabinetts beschäftigte, waren Freunde des Hauses, und der kleine Wolfgang war, mit oder ohne den Vater, ein gern gesehener Gast in ihren Ateliers.

In dem von Fritz Schlosser ausgebauten Saale des Stiftes Neuburg am Neckar hängen noch die beiden Blumenstücke Justus Junkers, deren eines die von dem jungen Goethe zum kunstlosen Strauß zusammengestellten Blumen zeigt, während im Gegenstück die kunstvolle Komposition des Malers zur Geltung kommt. Wenn Goethe seiner aus Dichtung und Wahrheit gewobenen Erzählung über die Entstehung dieser beiden Bilder hinzufügt, daß dem Vater das erste am besten gefallen habe, so werden wir ihm recht geben.

Am innigsten aber war der Verkehr mit den Malern während der Jahre 1759—1762.

Die Überrumpelung der Stadt durch die Franzosen am 2. Januar 1759 hatte dem Hause einen militärischen Gast gebracht, den es länger als drei Jahre beherbergen sollte. Es war der provenzalische Edelmann François de Théas de Thoranc, der lieutenant du roi à Francfort.

Stolz und ernst wie ein Spanier, liebenswürdig und galant wie ein Südfranzose, hochgebildet und formvollendet, ein Freund der Künste und selber ein Stück Poet, so trat dieser wahrhaft vornehme Mann als eine ganz neue Erscheinung in des Knaben Leben, anziehend und imponierend zugleich. Wie stachen dagegen die biedern reichstädtischen Bürger ab, der Vater, die Verwandten und Freunde; ehrenhaft, tüchtig und wohlwollend, aber bei aller Gelehrsamkeit und Bildung doch der weltmännischen Feinheit ermangelnd, die den Königsleutnant auszeichnete.

Goethes ein halbes Jahrhundert später niedergeschriebene Schilderung steht noch ganz unter dem Zauber dieser seltenen Persönlichkeit. Es ist erstaunlich, mit welcher Schärfe der phantasievolle, fein empfindende Knabe das Wesen dieses Mannes, mit seinen großen Vorzügen und seinen kleinen Schwächen erfaßt hat. Wir können seine Darstellung jetzt genau an der Hand der eigenen Aufzeichnungen Thorancs kontrollieren. Wir besitzen seine im Goethehause niedergeschriebenen, für kein fremdes Auge bestimmten Selbstbetrach-

tungen, sein «Journal pour moi». Das Bild, das wir daraus gewinnen, ist völlig dem gleich, das Goethe entwirft. Und dabei hatte der alternde Dichter, als er seine Lebensgeschichte zu schreiben begann, kein anderes Hilfsmittel zur Schilderung Thorancs, als seine Jugenderinnerung, und wie lebensvoll steigt diese Gestalt aus den Schatten der Vergangenheit auf!

Die tiefe Sympathie, die die Seele des Knaben zu dem Fremden hinzog, ist auch in der Erzählung unverkennbar. Der eigene Vater muß darunter leiden. Er hatte den aufgezwungenen Gast nicht eben freudig begrüßt. Man wird das begreiflich finden. Der Rat Goethe ist der Typus des echten wohlhabenden Reichsstädters. Der hervorstechendste Zug seines Wesens ist der aufs schärfste ausgeprägte Unabhängigkeitssinn. Er will niemanden dienen, er will nach seiner Weise leben, niemand belästigen, aber auch von niemand belästigt sein. Er hat sein Haus gebaut für sich und sein Geschlecht, eine eigene kleine Welt, ausgestattet mit allem, was das Leben behaglich macht. Küche und Keller, das Reich der waltenden Hausfrau, sind wohlversorgt, reichlicher Hausrat ist dem Bedürfnis angepaßt und bildet zugleich den Schmuck der Wohnräume; nirgends Enge und Kargheit, aber auch nirgends überladener Prunk. Wissenschaft und Kunst haben in diesem Hauswesen ihre Stätte. Eine erlesene Bibliothek wird sorgsam gepflegt zum eigenen Studium und zum Unterricht der Kinder. Die mannigfachsten Sammlungen, Kupferstiche, Mineralien, kleine plastische Kunstwerke, Münzen und Antiquitäten aller Art, vor allem aber das Gemäldekabinett boten reiche Gelegenheit zu genußreicher Belehrung. Auch die Tonkunst ist nicht vergessen, ihr ist ein eigenes Musikzimmer eingeräumt, mit dem Blick auf weite Gärten, wohin kein störendes Geräusch der Straße dringt. Außerhalb seines Hauses sucht der Herr Rat weder Ehren noch Vergnügen. In diesem seinem Reiche, das er mit Planmäßigkeit und sorgsamer Mühewaltung sich geschaffen, will er der Herr sein, als deutscher Hausvater patriarchalisch das Regiment führen über Frau, Kinder und das Gesinde, sie alle nach seiner Weise fürsorglich beglückend. Der Geist strengster Ehrbarkeit und Ordnung, mit einem leichten Anflug von Pedanterie waltete über dem Ganzen.

In diese stille Welt trat nun plötzlich die glänzende Erscheinung des französischen Kavaliers hinein, Leben, Bewegung und Unruhe mit sich bringend. Der Rat Goethe war ein Gegner der mit dem Kaiser verbündeten Franzosen und blickte mit Bewunderung zu dem großen Preußenkönige empor.

Die straffe Zucht und Ordnung des Friderizianischen, nicht von Höflingen und Maitressen regierten Staates sagte seinem kernigen Wesen zu. Grund genug, um den französischen Offizier nicht nur als unbequemen, sondern als feindlichen Eindringling zu betrachten. Dieser benahm sich jedoch von Anfang an mit feinem Takt, und die Gemäldeliebhaberei, die er mit dem Hausherrn teilte, schien das Verhältnis zwischen beiden leidlicher gestalten zu wollen. Der Königsleutnant zeigte das schmeichelhafteste Interesse für die Bildersammlung seines Wirtes und wandte sich an ihn mit dem Wunsche, von den Malern, die jener so sehr bevorzugte, sich ebenfalls Kunstwerke schaffen zu lassen.

Aber trotz aller zartfühlenden Rücksichtnahme Thorancs trat es doch immer klarer zutage, daß er der eigentliche Herr im Hause war, der Hausherr fühlte sich immer mehr in den Hintergrund gedrängt, depossediert.

Der ganze erste Stock mußte dem Königsleutnant und seiner Dienerschaft eingeräumt werden, das dienstliche und gesellschaftliche Treiben der Fremden erfüllte das Haus mit Lärm und Unruhe, ohne daß der Besitzer dem hätte wehren können. Aber was noch schlimmer war, der Rat sah seine Autorität bei seiner Familie schwinden, auch hier stellte ihn der liebenswürdige Fremdling in den Schatten. Frau und Kinder waren diesem bald herzlich zugetan und verstanden die grollende Zurückhaltung des Vaters nicht. Sie freuten sich harmlos des vielen Neuen, Unterhaltenden und Freundlichen, das mit Thoranc ins Haus eingezogen war und machten aus ihrer Zuneigung kein Hehl. Schließlich bemächtigte sich auch noch der frivole Klatsch der vornehmen Frankfurter Gesellschaft, in der Thoranc verkehrte, der unerquicklichen Situation.

Die Familie Goethe gehörte diesen Gesellschaftskreisen zwar nicht an, aber dem Herrn Rat mochte doch zugetragen sein, daß man sich auf seine Kosten dort lustig machte, denn

er gab sich nun alle erdenkliche Mühe, um vom Rat der Stadt die Ausquartierung des unschuldigen Urhebers seiner Leiden zu erwirken. Dem Sohne blieb natürlich der Hauptgrund seines Handelns verborgen, und auch in Dichtung und Wahrheit erscheint daher das Tun des Vaters als unverständiger Eigensinn. Der Autor steht völlig auf der Seite Thorancs, und man möchte 'ihn der Ungerechtigkeit gegen den eigenen Vater zeihen. Und doch liegt eine tiefe ethische Wahrheit in seiner Darstellung. Goethe, von Natur zu leidenschaftlichster Maßlosigkeit neigend, hat sich in hartem Ringen gebändigt zu voller Selbstbeherrschung. Diese Tugend steht ihm daher vor allen hoch. In ihr nun war Thoranc ihm das leuchtende Vorbild, während der Vater, dem sie mangelt, sich ins Unrecht setzt. Die Kontrastwirkung ist in der bekannten Szene an der Treppe, nach der Schlacht bei Bergen, aufs schärfste herausgearbeitet. Man darf eben bei der Benutzung von Dichtung und Wahrheit als historischer Quelle nie aus dem Auge verlieren, daß für die Tatsachen die künstlerische Gruppierung wichtiger ist, als die Richtigkeit im einzelnen. So dürfen wir denn auch wohl berechtigte Zweifel hegen, ob die Haltung des Herrn Rates gegen den Gast während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes im Hause eine so ablehnende war, wie Goethe sie darstellt.

Es ist undenkbar, daß der aufrichtige und gerade Mann dem Edelsinn und der hervorragenden Tüchtigkeit des Königsleutnants seine Anerkennung versagt habe. Wir wissen jetzt, daß beide später freundliche Grüße wechselten, daß der Herr Rat sich im Interesse des Grafen Thoranc bei seinem Freunde Seekatz eifrigst verwendete, damit dieser die übernommenen Gemälde auch fertig stelle und abliefere. Wenn wir ferner sehen, wie er neben den Skizzen zu seinem Familienbilde auch Entwürfe zu Gemälden für den Königsleutnant sorgfältig verwahrte, so daß sie heute noch in Goethes Nachlaß vorhanden sind,[1]) so dürfen wir wohl annehmen, daß er der künstlerischen Tätigkeit, die sich in seinem Hause in Thorancs Dienst entfaltete, doch nicht ganz teilnahmlos gegenüberstand.

---

[1]) Festschrift des Freien Deutschen Hochstifts zu Goethes 150. Geburtstagsfeier 1899, S. 272 ff.

Aus Dichtung und Wahrheit wissen wir, daß der Königsleutnant, angeregt durch die Gemäldesammlung des Hausherrn, alle die Maler, die an deren Zustandekommen mitgewirkt hatten, zu einem großen Werke vereinte, das ihre Kräfte lange Zeit fast ausschließlich in Anspruch nahm und ihnen reichlichen, in der Kriegszeit doppelt willkommenen Verdienst gewährte. Es galt ein ganzes Haus in der fernen Provence mit den Erzeugnissen der Frankfurter Kunst auszuschmücken. Der ältere Bruder des Königsleutnants, Seigneur Albert de Thoranc, hatte soeben in der Rue des Dominicains seiner Vaterstadt Grasse ein neues stattliches Hotel sich erbaut, das noch der inneren Ausstattung ermangelte. Diese sollte nun in der Weise erfolgen, daß die Wände der Salons und Zimmer mit Gemälden bekleidet wurden, die die Stelle der Tapeten vertraten.

Gemalte Leinwandtapeten waren ja damals überhaupt üblich. In Frankfurt versorgte die Fabrik Benjamin Nothnagels alle bessern Bürgerhäuser mit diesen sogenannten „Wachstuchtapeten", die auf die Wände aufgespannt, nicht, wie die heutigen Papiertapeten aufgeklebt wurden. Die einfachsten Sorten waren schablonisiert, die besseren mit der Hand ausgemalt, wie die des Karl August Zimmers im Goethehause mit „Blumen-Pouquettchen in Couleuren, ganz mit der Hand gemalt". Als das feinste galt die chinesische Tapete «façon Pecking» Nothnagels. Auch größere, in schmale Rahmen gefaßte Bilder wurden tapetenartig als Wandschmuck verwendet. Eine Reihe solcher Landschaften befindet sich jetzt im Historischen Museum, in derselben Weise nebeneinander angebracht, wie einst in dem Neeffschen Hause in der Kruggasse, dem sie entstammen. Auch Goethes Wohnhaus am Frauenplan in Weimar besaß in der Rokokozeit eine ähnliche Bilderserie.

Bei dem Werke, das Thoranc plante, handelte es sich aber nicht um fabrikmäßige Herstellung von Tapeten, auch nicht um einige wenige Bilder eines Malers, sondern alle die hervorragendsten Künstler der Reichsstadt sollten vereinigt ihr Bestes leisten, eine große Anzahl von Bildern der verschiedensten Art sollte geschaffen werden. Sie alle waren bereit. In erster Linie J. K. Seekatz, Hofmaler zu Darmstadt, auf Thorancs Fürsprache 1762 ins Frankfurter Bürgerrecht auf-

genommen, der Meister des Genrebildes. Neben ihm Chr. G. Schütz d. ä., der Schöpfer der viel bewunderten sonnigen Rheinlandschaften, der Landschafts- und Tiermaler F. W. Hirt und J. G. Trautmann, dessen Spezialität die Auferstehungswunder und Brandstücke mit geschickten Beleuchtungseffekten waren. Ferner der Blumen- und Stillebenmaler Justus Junker, dessen stimmungsvolle Interieurs mit Recht geschätzt wurden. Auch Benjamin Nothnagel, Künstler und Fabrikant zugleich, wurde für die Ausführung der beliebten chinesischen Motive und allerhand ornamentalen Beiwerks gewonnen.

Der Herr Rat stellte die hellsten Zimmer des Mansardstockes als Atelier zur Verfügung, so daß die Maler unter den Augen des Königsleutnants arbeiten konnten.

Und nun begann eine eigenartige Epoche des Frankfurter Kunstlebens, die bis zum Scheiden Thorancs, ja in ihren Ausläufern noch darüber hinaus sich erstreckte. Wenn ihr Goethe in Dichtung und Wahrheit nicht eine so lebendige Darstellung gewidmet hätte, so würde nicht die geringste Kunde davon auf uns gekommen sein. Keiner der Zeitgenossen, selbst nicht der Frankfurter Kunstschriftsteller Hüsgen, hat etwas darüber aufgezeichnet.

Wenn der Zufall dann einmal einen Kenner in die alten, einst im Besitz der Thoranc befindlichen Häuser des stillen Grasse in der fernen Provence führte, so würde er vor deren Bilderschmuck wie vor einem unlösbaren Rätsel stehen.

Goethe zeigt uns die Künstler am Werk, er läßt die Bilder vor unsern Augen entstehen und weiß den Leser, selbst wenn er niemals etwas von diesen Malern gesehen hat, doch in die Stimmung ihrer Kunst zu versetzen. Die Seekatz, Schütz und Genossen sind keine himmelstürmenden Titanen, fern liegt ihnen geniales Ringen nach den höchsten Offenbarungen der Kunst; aber auch die schmerzlichen Enttäuschungen sind ihnen erspart. Sie wandeln auf gebahnten Wegen, die die großen Niederländer ihnen gewiesen, offenen Blickes für die Natur und das Leben. Als Söhne der Aufklärungszeit dachten sie nicht an Mystik und Askese. Sie malten weder Madonnen, noch Heiligenbilder, noch Märtyrerszenen. Ihre Kunst war echt protestantisch. Aber auch das pomphafte Historienbild großen Stiles war nicht ihre Sache. Ihre Kunst hatte etwas Schlichtes,

Bürgerliches. Über ihren Bildern, mögen es Genreszenen, biblische Vorwürfe, Landschaften, Stilleben oder Porträts sein, liegt ein Hauch eines stillen Behagens, sie wollen dem Beschauer etwas Freundliches bieten, ihn in eine angenehme Stimmung versetzen, und das gelingt ihnen. Schon das Gefühl des begrenzten, aber sicheren Könnens, das von diesen Bildern ausgeht, hat etwas Beruhigendes und Befriedigendes.

Man sieht die Bilder dieser Epoche noch heute gern, um so mehr, da ihre solide Technik die Jahrhunderte überdauert, und man freut sich an mancher künstlerisch hervorragenden Leistung.

Diese gesunde Simplizität und naive Anspruchslosigkeit der damaligen Frankfurter Kunst muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, wie der junge Goethe im Alter von zehn bis zwölf Jahren an dem umfangreichen Unternehmen für den Königsleutnant Vorschläge machend und beratend mitwirken konnte. Er selbst erzählt uns in Dichtung und Wahrheit, wie er sich mit Vorliebe zwischen den Malern und ihren Arbeiten umhertrieb, an den Plänen und Entwürfen teilnahm und von Thoranc, der an dem begabten Knaben großes Wohlgefallen hatte, bei den Beratungen gern geduldet wurde, wobei er denn durch seine phantasievolle Erfindungsgabe manche Anregung brachte. Er erzählt uns sogar, daß er den Malern in einer eigenen Denkschrift zwölf Vorwürfe zu einem Zyklus von Bildern aus der Geschichte seines Lieblingshelden Josephs in Ägypten ausgearbeitet habe, von denen einige ausgeführt seien.

Man hat bis vor etwa einem Jahrzehnt die Richtigkeit seiner Angaben bezweifelt, sie in das Gebiet der Dichtung verwiesen. Vielleicht gehörte gar diese ganze Malerepisode dahin. Weiß doch außer Goethe niemand ein Wort davon zu berichten. Und wo waren denn all die Bilder geblieben? Die Forschung mußte sich bei der Erklärung v. Loepers beruhigen, der das Schloß der Nachkommen des Königsleutnants besucht hatte, ohne eine Spur der von Goethe beschriebenen „Tapeten“ entdecken zu können.

Sie waren und blieben verschollen. Um so größer war die Überraschung, als die Ausstellung des Jahres 1895 im Frankfurter Goethehause eine Anzahl der verschollenen Ge-

mälde den Beschauern zu bieten in der Lage war. Der Großneffe Thorancs, Graf Sartoux, hatte sich auf meine Bitte bereit finden lassen, sie uns anzuvertrauen. Er hatte die Auswahl mit Umsicht getroffen. Seekatz, Schütz, Trautmann, Junker waren darin vertreten. Daß die Bilder zu den für den Königsleutnant in Frankfurt gemalten gehörten, darüber konnte kein Zweifel sein. Außer zwei kleineren der Josephsbilder befanden sich darunter einige der „Vier Elemente", die Seekatz nach Goethes Angabe in Kindern und Knaben dargestellt hatte.

Da so der Schleier gelüftet war, entschloß sich auch Herr Dr. Martin Schubart, der fast zwei Jahrzehnte früher die ganze Masse der Bilder in Grasse und Mouans zuerst aufgefunden hatte, die Resultate seiner Entdeckung und der daran sich knüpfenden, eben abgeschlossenen langjährigen Forschung über den Königsleutnant zu veröffentlichen.

Sein 1896 erschienenes hervorragendes Werk „François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königsleutnant" brachte die vorzüglichen Reproduktionen der von ihm erworbenen weiteren fünf Josephsbilder, die ein Jahr später von ihm in hochherziger Weise dem Frankfurter Goethemuseum bei seiner Eröffnung zum Geschenk gemacht wurden.

Diese Bilder boten auch insofern eine Überraschung, als man sah, daß es sich hier keineswegs um minderwertige, mehr handwerksmäßige Erzeugnisse handelte, wie man aus Goethes Ausdruck „Tapeten" geschlossen hatte, sondern daß die Gemälde, wenn auch zum Teil in einer das übliche Format der Staffeleibilder weit überragenden Größe und mehr dekorativ gehalten, doch zu den Besten gehörten, was die Frankfurter Maler jener Tage geleistet haben.

Der Bilderzyklus aus dem Leben Josephs, dessen Bedeutung Schubart sofort erkannt hatte, bietet uns jetzt den unanfechtbaren Beleg für die Wahrheit dessen, was Goethe über seine Mitwirkung bei der Wahl der darzustellenden Gegenstände sagt.

Da die Arbeit der Maler länger als drei Jahre hindurch währte, so dürfen wir annehmen, daß diese Mitwirkung sich im Laufe dieser Zeit mit dem Heranwachsen des Knaben in gesteigertem Maße geltend machte. Im Anfange war seine Rolle gewiß mehr die des lernbegierigen Zuschauers.

Wir wissen nun, daß zwei andere große biblische Gemälde von Seekatz, „Hamann und Esther“ und „Salomons Urteil“, deren Stoffwahl höchst wahrscheinlich durch Goethe bestimmt ist, in die Jahre 1762—1764 fallen.[2]) In die gleiche Zeit dürfen wir auch den von Trautmann gemalten Josephszyklus und Goethes Aufsatz darüber setzen. Die Idee, die Geschichte seines Helden im Bilde zu verewigen, fiele dann zeitlich ganz mit seinem Versuche zusammen, ihn im Liede zu verherrlichen. Wie aus seinen Leipziger Briefen an die Schwester hervorgeht, hatte er 1762/63 ein großes patriarchalisches Gedicht „Joseph“ verfaßt, von dem er auch in Dichtung und Wahrheit erzählt. Er hat es später den Flammen geopfert, und auch der für die Maler niedergeschriebene „umständliche Aufsatz“ ist uns nicht erhalten. Er ist wohl den gleichen Weg gewandert. Aber die sieben durch ihn veranlaßten Gemälde haben ihn überlebt, als ein sichtbares Zeugnis dessen, was die Einbildungskraft des jugendlichen Dichters zu jener Zeit erfüllte.

Und wenn der alte Goethe im vierten Buche von Dichtung und Wahrheit bei der Schilderung seiner damaligen Vorliebe für alttestamentliche Stoffe es sich nicht versagen kann, die Hauptsituationen in der Geschichte Josephs wie eine Reihe von Bildern vor den Augen des Lesers vorüberziehen zu lassen und hinzufügt: „Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen“, so sehen wir die treue Spiegelung der so weit zurückliegenden Gedankengänge, aus denen die Trautmannschen Gemälde entstanden.

So haben diese für uns einen ganz besondern Wert, und Dr. Schubart, der sie in Goethes Vaterland und Vaterstadt zurückführte, hat sich gerechten Anspruch auf unsern Dank erworben. Sein Buch brachte uns jedoch nicht nur Kunde von diesen Josephsbildern, sondern es eröffnete noch weitere Ausblicke und weckte weitergehende Wünsche.

Er berichtete von seinen Funden in Grasse selbst, von den beiden, jetzt in fremdem Besitz befindlichen Häusern der Thoranc, dem des älteren Bruders Albert und dem 1774

[2]) Vgl. die Festschrift des Hochstifts 1899, S. 274.

vom Königsleutnant selbst an der Esplanade erbauten Hotel, und von dem reichen Bilderschmuck, den sie bargen. Da war noch fast der ganze Schatz der einst aus dem Goethehause hervorgegangenen Kunstwerke, in der ursprünglichen Weise angebracht, beisammen. Der Wunsch, sie näher kennen zu lernen, womöglich einen Teil davon zurückzugewinnen, ruhte nicht. Im Jahre 1904 widmete ihnen Professor Otto Donner-von Richter an Ort und Stelle ein eingehendes Studium und erstattete, als ausübender Künstler und erprobter Forscher doppelt dazu berufen, erschöpfenden, durch Skizzen belebten Bericht, der durch die in scharfsinniger Beobachtung gewonnenen Resultate zugleich für die Frankfurter Kunstgeschichte von höchster Bedeutung ist.[1]) Erst durch ihn besitzen wir untrügliche Kriterien, um die Bilder von Seekatz und Trautmann sicher zu unterscheiden, und in besonders feiner Weise ist die künstlerische Entwickelung der einzelnen Maler während der langen, ihnen vielfach ungewohnte Aufgaben stellenden Tätigkeit für den Königsleutnant verfolgt und klargelegt.

So fehlte denn nur noch die Anschauung der Originale selbst.

Auch diese ist jetzt für einen großen Teil der interessantesten Bilder ermöglicht, seit im vorigen Sommer das Gemäldezimmer aus dem Hause des Königsleutnants durch eine großartige Stiftung seiner Freunde und Gönner in den Besitz des Frankfurter Goethemuseums übergegangen ist.

Sie bildeten die Ausstattung des Ecksalons im Hause, das der Königsleutnant sich erbaute und bis zu seinem Tode im Jahre 1794 bewohnte.

Während seine Erben, als das Haus in fremde Hände überging, die Bilder, die es sonst enthielt, mit nach Thoranc und Mouans nahmen, blieb dieser Salon unangetastet. Er wurde auch von den neuen Besitzern in Ehren gehalten, so daß sein Bilderschmuck noch heute, nach fast 150 Jahren, in tadellosem Zustande sich befindet. Die ursprüngliche Art der Bilderanordnung ist in ihm am besten zu erkennen. Wir befinden uns in einem stattlichen Raume, der bei mittlerer Höhe mehr als 6 Meter im Quadrate mißt. Die Wände

[1]) Jahrgang 1904 dieses Jahrbuchs, S. 183—261.

sind bis zur Höhe von 1 Meter mit weißem Getäfel bekleidet, weiß sind die hohen Flügeltüren, weiß mit leichter Vergoldung ist auch das Leistenwerk, das die einzelnen Gemälde einrahmt. Diese bedecken die Flächen zwischen Getäfel und Decke, die von den Türen und Fenstern freigelassen werden. Von den Malern sind vor allem Seekatz, dann Trautmann, Schütz, Hirt und Nothnagel vertreten. Ihre Schöpfungen sind verschieden nach der Wahl der Gegenstände, verschieden nach ihrer künstlerischen Bedeutung. Heterogenes, großes und kleines vereinigt sich hier zu einer nicht unharmonischen Gesamtwirkung. Das größte Bild, als Mittelstück einer Wand zwischen zwei Fenstern eingefügt, ist der Brand Ilions von Trautmanns Hand. Auf dem nächtlichen Hintergrunde leuchten die Feuersäulen empor, in der Mitte tobt der Verzweiflungskampf um das hölzerne Pferd, und im Vordergrunde trägt Aeneas den Vater Anchises auf den Schultern aus dem Getümmel. Dieses Lieblingsmotiv des Meisters der Brandstücke ist das einzige ernste Bild in dem Ganzen, und es wirkt doch mehr effektvoll als tragisch.

Im Gegensatz dazu hat Seekatz eine Reihe reizvoller Bilder geschaffen, welche die naivste Lebensfreudigkeit atmen, die Darstellung der zwölf Monate in Kindergruppen. Die hohen und schmalen Bahnen sind an den drei anderen Wänden in der Art angebracht, daß sie zu je vier die Mitteltür oder den Kaminspiegel flankieren. Um die langgestreckte Bildfläche gefällig zu gliedern, hat der Künstler sie in drei Einzelbilder zerlegt, die von einem stilvollen, frei behandelten Rokokoornament umrahmt und getrennt werden. (Vgl. die farbigen Abbildungen.)

Diese dekorative Arbeit dürfen wir wohl dem Nothnagelschen Atelier zuschreiben.

Durch die Dreiteilung, die in graziösester Weise durchgeführt ist, hat Seekatz, der nicht gern in großem Maßstabe arbeitete, den Vorteil kleinerer Gruppenbildung gewonnen. An das in Farben ausgeführte Mittelbild schließt sich ein oberes und ein unteres, blauweiß, Ton in Ton gehalten. Es wird dadurch eine größere Fülle und Abwechslung erzielt.

Das oberste Bildchen zeigt das Sternbild des Monats in naiver Weise durch Kinder versinnbildlicht. Bogenschießende



Landschaft von Chr. G. Schütz.



Knaben bezeichnen das Sternbild des Schützen, am Brunnen spielende das des Wassermannes, die Jungfrau wandelt als Nymphe durch den Park, und der Widder wird von dem Schalmei blasenden Knaben gehütet. In dem mittleren farbigen Bild genießen fröhliche Kindergruppen die harmlosen Freuden, die die Jahreszeit bietet: der Juli ladet zu kühlendem Bade ein, der August zur Rast im dichten Baumesschatten, im November schallt das Jagdhorn durch den Wald und der Januar bringt die glatte Eisfläche zum Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren.

Die unteren Bilder sind meist den Arbeiten des Monats gewidmet. Knaben und Mädchen sehen wir pflügend und säend bei der Bestellung des Feldes beschäftigt, das Heu wird gemacht, das Korn wird geschnitten, die Früchte des Gartens werden geerntet, der Oktober bringt die Weinlese, für den Winter wird Holz und Reisig eingefahren. Nur im Februar ruht die Arbeit, da ist auch das unterste Bildchen fröhlichem Maskenscherze gewidmet.

Am unteren Rande des Ganzen sind dann im Ornament den Monat charakterisierende Embleme zierlich angebracht: für den Januar dürre Reiser, für den Februar lustige Flöten und Geigen, der März hat Geräte zur Bestellung des Feldes, der April für die des Gartens, der Mai bringt volle Blütenzweige und so fort. Zwischen den einzelnen Bildern sind leicht hingestreut und ins Ornament verflochten die Blätter und Blumen der Jahreszeit. All dies Beiwerk wirkt völlig harmonisch und ist doch mit größter Freiheit behandelt.

Im Gegensatz zu unserer heutigen Auffassung fehlt noch der Christbaum als Symbol des Dezembers. Die Genüsse dieses Monats sind, wie in den alten Bauernkalendern, recht materielle. Das Schweineschlachten und die Weihnachtsgans spielen die Hauptrolle, Schinken und Würste sind die gediegenen Embleme des Monats.

Neben dieser Gemäldeserie sind noch zwei große ideale Landschaften von Chr. G. Schütz hervorzuheben. Hochragende Ruinen, herrlicher Baumwuchs, klarer Wasserspiegel, sonnige Luft; alles aufs anmutigste von reicher menschlicher und tierischer Staffage belebt. Es sind erfreuliche Bilder, heiter und lieblich, ohne kleinlich zu sein. Staffage und Landschaft

sind so natürlich ineinander verwachsen, daß sie der Mitarbeit von Seekatz und Hirt alle Ehre machen.

In den Ecken, neben diesen beiden Landschaften, ist dann noch Platz für zwei ganz schmale dreigeteilte Bahnen, die mit chinesischen Motiven, wohl von Nothnagel, ausgefüllt sind. Die Wand, deren Mittelstück der große Brand von Troja bildet, enthält dann noch vier Bahnen, deren jede fünf durch gerade Leisten getrennte Bilder zeigt. Sie sind abwechselnd in Farben und im blauweißen Ton gehalten.

Meist Genrebilder, patriarchalische und ländliche Szenen, Zigeunerstücke usw. dürften sie wohl hauptsächlich Trautmann zuzuweisen sein. Die zum Teil recht hübschen Supraporten, je ein ovales Mittelbild mit zwei Seitenmedaillons, gehören dagegen wieder Seekatz an.

Damit ist der 86 Einzeldarstellungen umfassende Bilderschmuck des Salons erschöpft. Das Ganze wird, in der Weise, wie es im Hause Thorancs sich befand, im Frankfurter Goethemuseum wieder aufgebaut, einen hervorragenden Anziehungspunkt für Kunstliebhaber und Goethefreunde bilden. Denn das dekorative Gesamtbild ist ein künstlerisch völlig eigenartiges, wie die Maler für ihre Heimat nichts Ähnliches geschaffen haben. Zugleich ist es aber auch eine interessante Illustration zu einem der fesselndsten Kapitel von Dichtung und Wahrheit. Goethes Angaben finden zugleich ihre Bestätigung und Vervollständigung.

Er selbst hebt zwar aus der ganzen Masse der für den Königsleutnant gemalten Bilder nur den Josephszyklus namentlich als auf seine Anregung entstanden hervor, aber doch zugleich nur als ein Einzelbeispiel dafür, daß er die Künstler öfters vermocht habe, „diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen".

Wir haben also die Gewißheit, daß die Wahl der Gegenstände bei einer größeren Anzahl von Bildern durch ihn beeinflußt ist, ohne daß uns gesagt würde, bei welchen dies der Fall war.

Wir bleiben also für die Feststellung seiner geistigen Urheberschaft auf das Gebiet der Vermutung angewiesen. Eine ganze Klasse von Gemälden läßt sich meines Erachtens von vornherein ausscheiden. Es sind die, deren Vorwürfe

den einzelnen Künstlern von jeher geläufig waren und die sie daher auch hier wieder wählten, ohne einer besondern Anregung zu bedürfen.

Wir können dahin rechnen Trautmanns Brandstücke, einschließlich des Brandes von Troja, die Landschaften von Schütz und Hirt, in der Hauptsache auch die Blumen- und Fruchtstücke Junkers und die Chinoiserien Nothnagels.

Die Masse der kleineren Genrebilder von Seekatz und Trautmann bietet keinen besondern Anhaltspunkt, um Goethes Mitwirkung anzunehmen, aber auch keinen, um sie überall auszuschließen. Der geistige Inhalt dieser Bilder ist aber zu gering, um unser Interesse zu fesseln.

Eher könnte man dem Knaben einen Anteil an der einfachen Erfindung der Darstellung der vier Elemente zuweisen, die Goethe als vorzügliche Leistung Seekatzens hervorhebt; das Wasser wird durch ein Mädchen mit einem Fisch, die Luft durch einen Knaben mit einer Taube dargestellt usw.

Im Hause Alberts de Thoranc ist ein stattliches Zimmer, der Salon des Grecs genannt. Er hat seinen Namen von vier Seekatzischen Gemälden aus dem Sagenkreise der Ilias, die noch heute seinen Schmuck bilden. Der Künstler hat sich hier die Meister der französischen Barockklassizität zum Muster genommen. Iphigenie erscheint auf zweien der Gemälde, wie sie von der Schwester und den Gespielen scheidet und wie sie durch Diana vom Opfertod gerettet wird. Das dritte Bild zeigt uns Achill auf Skyros unter den Töchtern des Lykomedes, während das vierte den Abschied Hektors von Andromache darstellt.

Als Göthe fast ein halbes Jahrhundert später die jährlichen Preisausschreiben der Weimarer Kunstfreunde ergehen ließ, da war es der Homerische Sagenkreis, aus dem er den Künstlern die Aufgaben stellte.

Das Jahr 1801 brachte die Preisaufgabe „Achill auf Skyros unter den Töchtern des Lykomedes", und 1800 lautete das Thema „Hektors Abschied von Andromache".

Schlingen sich hier die Fäden von der Jugend zum Alter? Dürfen wir Goethe auch als den geistigen Urheber der Iliasbilder im Salon des Grecs betrachten? Unmöglich ist es nicht, daß er auf ihre Entstehung Einfluß nahm, sicher aber, daß

er ihr Werden mit regem Anteil verfolgte. Neben den Erzählungen der Bibel war ihm die antike Sagenwelt früh vertraut, und die Helden Homers waren in seiner Einbildungskraft lebendig, in der Gestalt wie er sie in dem reichen Bilderschmuck des Télémaque und der Geschichte der Eroberung von Troja kennen gelernt hatte. Er konnte daher bei Erwähnung seiner Mitwirkung an den Arbeiten der Maler für den Königsleutnant von sich sagen, daß er leicht den Gegenstand bildlicher Darstellungen zu deuten gewußt habe, seien sie nun „aus der biblischen oder aus der Profangeschichte oder aus der Mythologie genommen".

Keine der Bilderserien aber bot dem Knaben reichere Gelegenheit, seine erfinderische Phantasie walten zu lassen, als die der Seekatzschen Monatsbilder. Hier galt es 36 Einzeldarstellungen voll sinnreicher Beziehungen zu entwerfen. Die Sternbilder waren zu veranschaulichen, die Beschäftigungen und Freuden in zwei Kindergruppen zu schildern. Alles das ist mit einer der jugendlichen Erfindungsgabe wohl entsprechenden Einfachheit und Naivität geschehen, zugleich aber mit einer entzückenden Lebendigkeit und Frische, die die bei 12 in gleiche Form gefaßten Bildern so naheliegende Gefahr der Eintönigkeit aufs Glücklichste überwindet. In den Gruppen selbst und in den ihnen beigefügten Emblemen stecken so viele niedliche kleine Züge, daß es fast unmöglich erscheint, dem Knaben Wolfgang, der Gevatter Seekatz so oft bei seiner Arbeit Gesellschaft leistete, keinen Anteil daran zuzuschreiben.

Goethes Äußerung, daß er die Künstler öfters vermocht habe, diesen oder jenen Gegenstand darzustellen und daß er sich dieses Vorteils bei den Entwürfen für den Königsleutnant mit Lust und Liebe bedient habe, paßt vor allem auf die Monatsbilder.

Den Beweis haben wir auch in den Bildern selbst. Zur Mittelgruppe des April haben Wolfgang und seine Schwester Cornelia Modell gestanden. Auf den ersten Blick erkennt man, daß diese Gruppe sich von den übrigen der Bauern- und Hirtenknaben scharf abhebt. Sie zeigt inmitten eines Gartens ein modisch gekleidetes Mädchen, Blumen in der Schürze sammelnd, die ein zu ihren Füßen knieender Knabe ihr darreicht. Es ist fast dieselbe Stellung, es sind die gleichen

Figuren, wie wir sie aus dem Goetheschen Familienbilde kennen, das Seekatz wenig später, im Spätsommer 1762, im Auftrag des Herrn Rat malte. Die Porträtähnlichkeit ist auf dem Aprilbilde ohne Zweifel eine größere. Wir haben hier das früheste Bildnis Goethes vor uns. (S. die Abb.)

Mehr als 200 Gemälde waren so in der Giebelstube des Goethehauses in fleißigem Zusammenwirken der Frankfurter Künstler entstanden, ebensoviele verschiedenartige Gegenstände darstellend.

Mögen auch nur die wenigsten der schöpferischen Phantasie des Knaben ihr Dasein verdanken, sie alle haben doch anregend und befruchtend auf seine Einbildungskraft gewirkt. Die Fähigkeit des bildlichen Erfassens der Außenwelt ist zu keiner Zeit intensiver ausgebildet als in dieser Epoche.

Auffallend gering aber ist der Vorteil, den der Maler Goethe daraus gezogen hat. Es ist bekannt, daß Goethe lange Jahre sich selbst darüber nicht klar wurde, ob er zum Maler oder zum Dichter berufen sei. Erst 1797 hat er in seiner Vaterstadt das Selbstbekenntnis niedergeschrieben, daß ihm zur bildenden Kunst das Organ fehlte. Wie Recht er damit hatte, zeigt schon das Verhalten des Knaben in dieser künstlerischen Atmosphäre, in der er jahrelang atmete. Er lebte und webte in den Bildern, aber was ihn daran fesselte, war nicht die Art, sondern der Gegenstand der bildlichen Darstellung. Wäre er zum Maler geboren gewesen, er hätte nach Pinsel und Palette gegriffen und die ihn umleuchtende Farbenpracht kindlich nachzuahmen versucht, es hätte ihm keine Ruhe gelassen, bis er die Kunstgriffe erlauscht, mit denen Gevatter Seekatz und Genossen die graue Leinwand in buntes Bilderwerk verwandelten. Nichts von alledem.

Dreizehn Jahre später, am 20. November 1773, schreibt Goethe seiner mütterlichen Freundin Sophie von Laroche: „Heute schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Öl-Pinsel in die Hand nehmen!"

Ein braver Schüler der edlen Zeichen- und Malkunst, den kein innerer Drang treibt, sondern der geduldig wartet, bis der Lehrer ihm zeigt, wie er's zu machen hat.

Anders der zukünftige Dichter. Die Gestalten, die die Maler da rings um ihn auf die Leinwandbahnen zaubern,

sie lassen ihn nicht los, sie werden lebendig, sie bewegen sich, sie handeln und leiden, das sind nicht stumme Einzeldarstellungen mehr, Bild reiht sich an Bild, ganze Geschichten fügen sich zusammen. Und der Schaffensdrang erfaßt ihn. Aber er greift zur Feder, sein Organ ist das Wort, das gewaltige schöpferische Wort, das die Bilder, die in der Tiefe der Seele schlummern, zum Leben erweckt in strahlender Pracht und erschütternder Wahrheit, wie keines Malers Pinsel sie zu schaffen vermag.

Und der Knabe beginnt das Wort zu stammeln, niemand braucht es ihn zu lehren, es bricht hervor mit Naturgewalt, wie der Quell aus dem Felsenschacht. Die Bilder der Geschichte des biblischen Joseph, seines Lieblings, erfüllen seine Phantasie; er kleidet sie in Worte, die der bildende Künstler in Gemälde umsetzt.

Diese Gemälde gewähren erneute Anregung, und es entsteht sein erstes größeres Werk, die patriarchalische Idylle Joseph. Vielleicht haben sich noch andere gleich ihr verlorene Dichtungen an andere der Bilder geknüpft; sicher aber haben sie die Phantasie des jungen Genies beflügelt, und manch rasch zerflatterter poetischer Gedanke hat sie umgaukelt.

So sind die Königsleutnantsbilder uns doppelt wertvoll. Sie haben ihre Bedeutung für eine der fruchtbarsten Epochen der Frankfurter Kunstgeschichte, aber eine höhere Bedeutung noch für die Jugendentwicklung unseres großen Dichters.

O. Heuer.

Unsere Almanache.

Die Abteilung „Almanache und Taschenbücher" der Bibliothek des Goethemuseums hat mit diesem Jahre die Bändezahl von 1300 überschritten und dürfte so allmählich eine der größten Sammlungen dieser kleinen Kulturzeugnisse geworden sein. Es entspricht nicht dem Zwecke der Bibliothek das Gesamtgebiet der Kalender-Literatur zu vereinigen, die Entstehungszeit unsrer Büchlein liegt meist zwischen den Jahren 1770, dem Erscheinen der ersten eigentlichen Almanache, und etwa 1840, der Zeit, wo die Romantiker-Almanache sich ihrem Ende zuneigen.

Hervorgegangen sind die Almanache und ihre jüngern Genossen, die Taschenbücher, aus dem Kalender, dessen Ursprung wiederum soweit zurückreicht, als wir überhaupt Kunde von irgendeiner Kultur haben. Der Kalender war ursprünglich ein reiner Zeitmesser, dessen Anfänge uns in einigen in Holz gekerbten Bauernkalendern erhalten sind; den gedruckten Kalendern sind dann später immer mehr Zugaben beigefügt worden, die für den „Leser" der Zeit von Wichtigkeit waren, zunächst die Nachrichten über die christlichen Feste und Tage der Heiligen, dann über die voraussichtliche Witterung, über Märkte und Messen (anfänglich mit den Heiligentagen zusammenfallend), über Naturereignisse, Erdbeben und Meteore, Mißgeburten und hin und wieder eine grausige Mordgeschichte. Für lange Zeit bildete so der Kalender neben Gebetbuch und Bibel, soweit diese dem Laien überhaupt zugänglich war, die Hausbibliothek und den literarischen Jahresbedarf des „Bürgers und Bauersmannes".

Das Beiwerk häuft sich dann immer mehr an und so kommt es schließlich zu einer Trennung, zu einer Scheidung nach den verschiedenen Zwecken, man könnte von da an vielleicht zwei Arten unterscheiden, die historisch-statistischen und die literarischen Kalender.

Von ihnen nimmt die erste Art zunächst den größeren Aufschwung und doch war der zweiten ein längeres Leben

und größere Wichtigkeit für die Nachwelt bestimmt. Aus der ersten entwickelten sich die Staats- und Ratskalender, die lange Zeit eine große Rolle spielten, da sie zugleich die Stelle aller unserer zahllosen staatlichen, städtischen und privaten Handbücher vertraten.

In Preußen zum Beispiel erschien ein solcher Kalender seit der Begründung der Sozietät der Wissenschaften unter keinem Geringern als Leibniz. Es waren nicht nur die Resultate der Beobachtungen der gleichzeitig begründeten Sternwarte, die den Inhalt des für das Jahr 1701 erschienenen „Verbesserten Calenders, herausgegeben unter Approbation der Chur-Fürstl. Brandenburgischen Societät der Wissenschaften" bildeten, sondern gerade Leibniz hatte das Beiwerk vorgeschlagen, das von jetzt an charakteristisch wird: Verzeichnis der Staatsbeamten, der Verordnungen der Behörden, des Münzwesens, genealogische Nachrichten und endlich — „kurze doch nachdenkliche Andachten". Die Sozietät ist nachher in der Friederizianischen Akademie aufgegangen, der der Kalender beträchtliche Einnahmen zuführte, bis das Privilegium 1811 von ihr genommen und einer besondern Kalenderdeputation übertragen wurde; später Privatunternehmen und in der Form verändert, konnte dieser Kalender vor einiger Zeit sein 200jähriges Jubiläum feiern, bei dem ihm sogar Adolf Harnack das Geleitwort gab.

Von einer ganz besondern Wichtigkeit ist der Frankfurter Staatskalender, um seine verschiedenen durch den Verlauf der Geschicke der Stadt veranlaßten Namen in einen zusammenzufassen, der durch allen diesen Wechsel der Zeiten bis 1866 erschien. Diese Wichtigkeit verdankt „Des Heiligen Römischen Reichs Freyen Wahl- und Handels-Stadt Franckfurt am Mayn allgemeiner Raths- und Stadt-Calender" neben der zentralen geographischen Lage der Stadt und der Wichtigkeit der Messen, auch ihrer Eigenschaft als Wahlstadt, und zu Zeiten erscheint er sogar unter dem Titel: „Des Heiligen Römischen Reichs vollständiger Genealogisch- und Schematischer Kalender" und das „jetzt-lebende Franckfurt" wird als Anhang abgefertigt. Er enthält dann neben den „jetzt herrschenden Häusern von Europa", die „höchstansehnliche allgemeine Reichsversammlung" und nach vielen andern theils höchst- theils hochlöblichen

und =preislichen Körperschaften und Behörden auch die „Räthe und Residenten", unter denen sich „Herr Johann Caspar Göthe, J. U. D. wie auch Jhro Röm. Kays. und Königl. Maj. würcklicher Rath" befindet.

Goethe selbst erscheint zum erstenmale und als jüngster Advocatus ordinarius juratus im Raths= und Stadtkalender auf das Jahr 1772 als: „J. U. L[izentiatus] jur[avit] 31. Aug. 1771" und zum letzten Mal im „Staats=Calender der Fürst=Primatischen Stadt Frankfurt am Main" 1810 als: Joh. Wolfgang Frhr. v. Göthe, J. U. D[octor], auswärts", der Lizentiat erschien wohl nicht mehr würdig genug. Auch die Goethesche, Textorsche und Schlossersche Verwandtschaft erscheint in ihren mannigfachen Ämtern und Würden.

Diese sozusagen offizielle Art der Kalender verliert dann an Wichtigkeit durch das Aufkommen besondrer Handbücher und den gewaltigen Aufschwung der Zeitungen, jedoch gehören hierher ihrem Inhalt nach auch die genealogischen und historisch=genealogischen Kalender, deren äußere Form und Ausstattung wiederum für die später beginnenden literarischen Almanache das Vorbild gegeben haben mögen. Bei den genealogischen Kalendern übertrifft das Beiwerk oft den eigentlichen Inhalt an Wichtigkeit für die Nachwelt, z. B. Chodowieckis Kupfer im Berliner genealogischen Kalender. Manche von ihnen haben sich in fast unveränderter Form bis auf unsre Tage erhalten, wie der bekannte „Gothaer", andere veränderten sich schon bald insofern, als sie neben dem bisherigen Inhalt auch belletristische Zugaben brachten, sich also der Art der literarischen Taschenbücher näherten. Von den in unsrer Sammlung vorhandenen genealogischen Kalendern sei hier als besonders wichtig hervorgehoben der schon erwähnte „Genealogische Calender auf das Jahr 1770, mit Kupfern gezieret und mit Genehmhaltung der Königl. Akademie der Wissenschaften herausgegeben", dem sich leider bei uns nur eine sehr lückenhafte Reihe bisher anfügen ließ. Denn grade er erhebt sich trotz seines nüchternen Inhalts über allen Durchschnitt empor durch Chodowieckis berühmte Kupfer zu Minna von Barnhelm, die in ihrer Art ein wichtigeres Dokument zur Zeit= und Kunstgeschichte bilden als die dickleibigsten Bücher. Auch die folgenden Jahrgänge enthalten

Illustrationen desselben Künstlers, zum Teil zu längst vergessenen Romanen, für die sie — da der Text immer nur kurz und gleichsam um die Neugier rege zu machen unter den Bildern angedeutet ist — keine üble Reklame gemacht haben mögen. Der Jahrgang 1782 enthält Kupfer zu Voltaires Leben und Schriften.

Der Künstler führt uns auch hinüber zu einer weiteren Unterart, den historisch-genealogischen Kalendern. Der „Historisch-genealogische Calender oder Jahrbuch der merkwürdigsten Weltbegebenheiten, Leipzig zur Messe, bey Haude und Spener von Berlin" enthält gleichfalls Chodowieckische Kupfer und zwar in seinem ersten Jahrgang 1784 zur „Geschichte der Revolution von Nordamerika" von M. C. Sprengel, 1789 zur Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz, letztere zum Teil von andrer Hand gestochen und sehr hübsch illuminiert.

Das letzte Glied in dieser Kette bilden dann die rein „historischen Calender", die übrigens von den vorhergehenden mehr dem Namen als dem Wesen nach verschieden sind. Von ihnen seien hier nur zwei speziell erwähnt: als erster und wichtigster der „historische Calender für Damen von Friedrich Schiller" 1791/93, die „Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs" enthaltend und zum Teil von Chodowiecki und von Lips, dem bekannten Zeichner und Stecher Lavaters, illustriert, als zweiter und gewissermaßen als Probe für die letzte Periode dieser Art: Westenrieders „historischer Almanach" später „Calender", der in 20 Jahrgängen so ziemlich die ganze deutsche Geschichte von Karl dem Großen bis auf die damalige Zeit behandelt, vom Kalender aber zuletzt nur noch Namen und Format behalten hat.

Für uns sind natürlich die wichtigeren die „literarischen" Almanache und Taschenbücher. Man setzt den Beginn dieser Art gewöhnlich in das Jahr 1765, das Erscheinungsjahr des ersten Pariser Almanach des muses, denn die früheren Almanache deckten sich ihrem Inhalt nach mehr oder weniger mit den Kalendern, wie schon aus dem Ursprung ihres Namens: almenichiaká koptisch = almanaque spanisch = Kalender hervorgeht.

Um diese Zeit aber ist die schöne Literatur bereits der-

artig in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten, daß sie sich jeden Mittels bedienen mußte, um dem Bedürfnis weit größerer Kreise als früher entgegen zu kommen. Und welcher Weg wäre hierzu wohl geeigneter gewesen, als ihre Schöpfungen unter der Flagge eines Almanachs segeln zu lassen, eines handlichen Büchleins zu nicht allzuhohem Preise, das zu kaufen das Publikum schon gewohnt war. Von der Menge der frühern Almanache aller Art schreibt der Herausgeber des Almanach des muses von 1765, daß sie „le dernier décembre perdent sans ressource leur agrément et leur utilité“ während der neue „ne cessera point d'être un livre de littérature agréable l'année prochaine“. Und wie manche lange Reihe von Almanachen hat ihm Recht gegeben, wenn er ihr den Zweck vorschreibt „à faire voir les changements successifs du goût“.

Der Pariser Musenalmanach enthält nicht wie die späteren Almanache neue, ungedruckte Sachen, sondern er bildet eine Anthologie, eine Übersicht, eine Auswahl aus den besten im Laufe des Jahres erschienenen Poesien. Wir besitzen von ihm die Jahrgänge 1765—1829 (z. T. leider in zweiter aber fast gleichzeitiger Auflage) in hübschen vergoldeten Lederbändchen. Die innere Ausstattung ist sehr einfach und bleibt auch so: ein gestochener Titel, ein Titelkupfer oder -vignette, an denen sich le changement du goût ebenso deutlich erkennen läßt, wie am Inhalt. Ein Kalender ist nicht vorhanden.

Der Almanach des muses wird nun wie üblich das Vorbild für Deutschland und er macht schnell Schule. Zunächst ist er der geistige Vater des sogenannten Göttinger Musenalmanachs, über den schon so viel geschrieben worden ist, daß es hier genügt, den Hauptunterschied gegen sein Vorbild zu erwähnen: er sollte in erster Linie Neues, Ungedrucktes bringen, „wir haben das Glück manches Stück, selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse, zuerst bekannt zu machen“, sagen die Herausgeber, aber: „in Deutschland kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so bekannt werden, als sie verdienen; andre verlieren sich in Büchern, wo man sie nicht sucht“, auch solche waren und blieben also nicht ausgeschlossen. Der, hauptsächlich unter

Gotters Einwirkung entstandene Almanach wurde der Reihe nach von Boie, Voß, Goeckingk, Bürger, K. Reinhard geleitet und endigte 1803 mit einem von Sophie Mereau, der Gattin Clemens Brentanos, herausgegebenen Bande. Schon 1841 klagt R. Prutz in seinem „Göttinger Dichterbund“, daß ein vollständiges Exemplar selbst in Göttingen nicht mehr zu finden sei, so ist denn auch das unsrige leider sehr lückenhaft.

Die Ausstattung der ersten Jahrgänge ist sehr einfach und erinnert — ohne Bilder, mit gestochenem Titel und umrahmten Seiten — an das französische Vorbild. Erst mit dem Jahrgang 1773, der auch zuerst den Untertitel „Poetische Blumenlese“ führt, tritt die Form hervor, wie sie von da an für die Musenalmanache charakteristisch wird und wie sie auch die gleichzeitigen genealogischen Almanache zeigen, nämlich die Schmückung durch Kupfer namhafter Künstler. Diese Illustrationen stehen hier wie dort keineswegs immer mit dem Inhalt in Verbindung, so bringt zum Beispiel Jahrgang 1773 des Musenalmanachs die bekannten Meilschen Kupfer zu Wielands Agathon, während er ein Gedicht desselben Verfassers enthält, das nichts mit ihnen zu tun hat. In demselben Dieterichschen Verlage erschienen übrigens auch drei Jahrgänge eines Almanach des muses, der neben französischen Originalen Übersetzungen deutscher Gedichte enthielt.

Aber dem „Goettinger“ war schon, ehe er selbst erschien, im Leipziger „Almanach der deutschen Musen“ ein unlauterer Konkurrent erstanden. Sein Herausgeber war Christian Heinrich Schmid, der „Gießener Schmid“, derselbe, den Goethe als „parasitische Natur“ an dem Tage so hübsch zum Besten hielt, an dem durch Merck und Schlosser seine eigene Bekanntschaft mit Höpfner vermittelt wurde, die so reiche Früchte tragen sollte. Schmid ließ seinen Almanach bei der schon durch Lessing gebrandmarkten Nachdruckerfirma Dodsley und Compagnie in Leipzig erscheinen, nachdem er sich der neuen Idee durch groben Vertrauensbruch eines bestochenen Buchdruckergehilfen bei dem Göttinger Unternehmen bemächtigt hatte. Der Almanach unterscheidet sich vor allem dadurch von seinem Vorbild, daß er auch kritischer Natur ist, im übrigen steht er an Inhalt dem Goettinger nach, übertrifft

aber dessen erste Jahrgänge an Ausstattung; die schönen Titelkupfer sind von Geyser zum Teil nach Anton Graff gestochen, von ersterem sind auch die reizenden Vignetten; es existieren 12 Jahrgänge.

Ebenfalls auf den Göttinger zurückzuführen ist der zuerst in Lauenburg, dann aber in Hamburg erschienene, unter dem Namen „Vossischer" bekannte Musenalmanach, den Joh. Heinr. Voß 1776 herauszugeben begann, nachdem er 1775 Boie in der Redaktion seines Almanachs vertreten hatte. Die Bibliothek besitzt die volle Reihe bis zum Jahre 1800. Der erste Jahrgang zeigt das Porträt Klopstocks, mit Beiträgen vertreten sind: Boie, Bürger, Claudius, Goethe, Herder, Hölty, Klinger, Klopstock, Lenz, der Mahler Müller, die Brüder Stolberg und Voß, also eine Auswahl, wie sie glänzender nicht gedacht werden kann, und so bleibt es auch bis zum Ende. Chodowiecki finden wir auch hier als Zeichner und Stecher mehrerer Titel.

Die Zahl der Musenalmanache und poetischen Blumenlesen wächst dann schnell, im Schillerschen erreichen sie ihren Höhepunkt und ihre Ausläufer erstrecken sich bis in unsere Zeit. Der Wert und die Ausstattung ist natürlich sehr verschieden; während einige nur die Ablagerungsstätte für den provinziellen Hausbedarf an Liedern bilden, enthalten andere Erstdrucke der berühmtesten Dichter und bedeutende Künstler stellen sich in den Dienst ihrer Ausstattung, obwohl diese sowohl hinter dem genealogischen Kalender wie hinter den späteren Taschenbüchern vielfach zurückbleibt. Selbst Schillers Musen-Almanach ist, abgesehen von den höchst geschmackvollen Umschlägen, einfach in der äußeren Form, trotzdem der Dichter damals schon gelernt hatte, auf Druck, Papier und Kupfer Gewicht zu legen, wie aus der Korrespondenz mit seinen Verlegern hervorgeht. Der zweite Jahrgang, der berühmte sogenannte Xenien-Almanach, — übrigens seit 1907 in einem hübschen Neudruck des Insel-Verlags vorliegend — enthält nur ein Titelkupfer von Bolt. Mit Recht nennt der Herausgeber von 1907, H. Holzschuher, den Almanach eines der seltensten und kostbarsten Bücher der Weltliteratur und mit nicht minderem Recht weist er auf den Teil des wunderbaren Inhalts hin, den man neben den Xenien so damals wie jetzt

zu übersehen geneigt ist. Die Literatur, die sich an diesen Almanach anknüpfte, ist bekanntlich sehr zahlreich und zum Teil sehr interessant.

Ein ebensolcher Schatz ist der dritte Jahrgang, der Balladenalmanach; in der Form ist er wie auch der vierte ganz einfach und erst der letzte, der für 1800, ist ausgestattet mit Kupfern von Heinrich Meyer, Goethes Freund und künstlerischem Beirat; einen besondern Kunstwert kann man ihnen aber wohl kaum zusprechen.

Von der großen Anzahl der übrigen Musenalmanache seien hier nur einige in der Sammlung vertretene ohne Rücksicht auf die Zeitfolge genannt: der Schlegel-Tiecksche von 1802, der nordische, der rheinisch-westphälische, der schlesische, der wienerische, der berliner, der Musenalmanach junger Germanen. Unter den späteren ragt in jeder Beziehung der von Amadeus Wendt begründete, dann von Chamisso und G. Schwab herausgegebene Deutsche Musenalmanach hervor, auch äußerlich durch schöne Titelstahlstiche, Porträts; so enthält z. B. Jahrgang 1830 einen vortrefflichen Barthschen Stich von Stielers Goethebildnis. Hierher gehören endlich noch eine ganze Anzahl von Almanachen, die, ohne den Namen der Musen an der Stirn zu tragen, rein poetischen Inhalts sind und ungefähr den Blüten, Perlen und Lichtstrahlen der 50er Jahre des 19. Jahrhunderts entsprechen.

Durch das Wirrnis der übrigen Almanache und Taschenbücher vermag man sich am leichtesten einen Weg zu bahnen, wenn man an ihnen den Wandel der Zeiten und des Geschmacks in künstlerischer und literarischer Beziehung verfolgt. Der Almanach wird zum Taschenbuch, zu einem Buch, das oft den Begriff des Kalenders fast ganz abstreift, das überall mithingenommen sein will, zugleich ist er aber auch ein Luxusgegenstand geworden, dessen Ausstattung immer gewählter ja kostbarer wird, ohne fast jemals in Geschmacklosigkeit zu verfallen. Eine zeitliche oder inhaltliche Scheidung zwischen Almanach und Taschenbuch zu machen, ist unmöglich und auch nicht sachgemäß; man könnte höchstens sagen: der Almanach bekommt den Charakter des Taschenbuchs durch die Aufnahme von Prosa-Literatur, denn diese dringt zu derselben Zeit sogar in die Musenalmanache ein, die ja überhaupt

eigentlich willkürlich hier für sich behandelt worden sind. Will man aber den fernern Entwicklungsgang des Almanach-Taschenbuchs verfolgen, so empfiehlt es sich, wiederum nach Gutdünken eine einzelne Kategorie aus der Masse herauszugreifen, etwa die sehr umfangreiche der speziell dem schönen Geschlechte gewidmeten, welche Bestimmung sich meistens schon im Titel, immer aber im Inhalt deutlich ausprägt.

Wie der französische „Almanach dédié aux dames" so ist auch der bei Cotta in Tübingen und in Paris erscheinende Almanach des dames rein poetischen Inhalts von größter Sanftheit mit ebensolchen französischen Kupfern. Daß der im rührigen Dieterichschen Verlage erscheinende, durch seine Kupfer berühmte Göttinger Taschenkalender von 1778 ab auch Modebilder bringt, sei hier nur beiläufig erwähnt.

Aber bald tritt die Prosa, in diesem Falle neben Belehrendem fast immer die Novelle, in ihre Rechte, wobei wohl Wielands und auch Goethe-Werthers Einfluß nicht außer Acht zu lassen sein dürfte. Schon „das Taschenbuch fürs Frauenzimmer Berlin 1783" enthält nach einem vortrefflichen aber nicht sehr galanten Kupfer von Meil, die Göttin Etikette oder Mode als Herrscherin der Hölle darstellend, allerhand novellistisches Rührseliges. Und diese Rührseligkeit bleibt, feiert unter den Romantikern ihre Triumphe und dürfte auch in den modernen Nachfolgern noch nicht ganz fehlen. So recht typisch für den Damen-Almanach der Zeit ist das „Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer" auch „Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen", etwa von 1790 ab erscheinend, mit seinen niedlichen Gedichten, sinnigen Geschichten, seinen Mode- und Notenbeilagen; es wendet den hübschen Trick an, die Erzählungen nicht ganz zu Ende zu führen, das „Fortsetzung folgt" erscheint auf der Bildfläche, d. h. für den, der auch den nächsten Jahrgang erwarb. Das von Huber, Lafontaine und andern herausgegebene „Taschenbuch für Damen" ist schon eine reine Novellensammlung, ernsthaft und gewichtig gibt sich des Professor Eberts „Jahrbuch zur belehrenden Unterhaltung". Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts tauchen dann die schönen Namen für die Taschenbücher auf. Zunächst seien hier einige genannt, die teils durch ihren Inhalt, teils durch

das Beiwerk aus der Masse der nachher zusammen abgemachten herausragen: Johann Georg Jacobis Iris, die denselben Namen trägt wie seine 18 Jahre früher erschienene „Vierteljahrsschrift für Frauenzimmer", sich aber nicht wie diese Goethescher Beiträge rühmen kann, „Aglaja, Jahrbuch für Frauenzimmer" mit den schönen Juryschen Kupfern, Minerva, Penelope, Aurora und Orphea. Die letzteren vier enthalten Kupfer von Heinrich Ramberg, der seinen Stempel der ganzen Kalender-Illustration der Zeit aufgedrückt hat. Am berühmtesten geworden sind seine Kupfer zu den Klassikern, die meist in der Minerva erschienen, die Orginale nebst Entwürfen befinden sich teilweise jetzt im Goethemuseum. Lediglich des schönen Titels wegen führe ich noch auf: des Magisters Hermann „Taschenbuch für Freunde und Freundinnen des Schönen und Nützlichen besonders für edle Gattinnen und Mütter und solche die es werden wollen", es vereinigt das Schöne mit dem Nützlichen auf möglichst hausbackene Manier.

Aber die richtige Hochflut der hauptsächlich für Damen bestimmten Taschenbücher beginnt eigentlich nach den Freiheitskriegen und man muß für sie die Romantiker verantwortlich machen. Von 1815 an erscheint das von Fouqué, seiner Gattin, Franz Horn, Kind und — Uhland herausgegebene Frauentaschenbuch, das, obwohl die meisten überragend, zu einer Norm für die Schar der folgenden geworden ist. 1816 folgt des arbeitsamen Aloys Schreiber dauerhafte Cornelia und bald sind sie alle da, die schönen Namen, die leider mit dazu beigetragen haben, den ganzen Begriff des Almanachs eine Zeitlang in Mißkredit zu bringen: die Hebes, Uranias, Demeters, Sapphos, Egerias, Titanias nicht minder wie die Selams, Rosen, Perlen, Vielliebchen, Moosrosen, Lilien, Veilchen (mit einem Spiegel im innern Deckel), Gedenke mein und Vergißmeinnicht, unter welch letzterem Titel der betriebsame Clauren seine ungesunde Kost auf den Markt brachte, ohne sich durch des bösen Hauff fast allzugut gelungene Persiflage (den Mann im Mond) darin beirren zu lassen; auch die wohl dem französischen „Hommage aux dames" nachempfundene „Huldigung den Frauen" gehört hierher. Aber eine weit größere Einwirkung dürfte der englischen

Novellenliteratur zur Zeit Scotts zuzuschreiben sein und gleichzeitig für die Illustration dem englischen Stahlstich; ein Muster geradezu sind die Keepsakes mit ihren technisch wie künstlerisch gleich wundervollen Stichen, während diese z. B. in den deutschen Lilien ebenfalls eine tadellose Technik zeigen, trotzdem aber nur ermüdend wirken, alle diese Marions, Fatmes, Gertruds und Rebekkas haben dasselbe schöne ovale Gesicht mit dem einstudierten, zur Rolle passenden Ausdruck. E. v. Schenks „Charitas" enthält Kupfer, die man kaum von Stahlstichen unterscheiden kann; da sie meist nach Cornelius und Schnorr gestochen sind, bilden sie wieder ein treffliches Charakteristikum ihrer Zeit, wie nicht minder die schönen Gedichte König Ludwigs von Bayern:

„Aber der bildende Geist, er rief aus der Tiefe des Grabes,
Was Jahrtausende schon gänzlich Vergangenheit ist,"

zu denen die Rückertschen dann einen nicht gerade unerfreulichen Gegensatz bilden.

Hier dürfte vielleicht ein Wort über die übrige Ausstattung der späteren Taschenbücher zu sagen sein. Der Umschlag und oft auch noch die Kartonhülse sind mit zierlichen, zum großen Teil farbigen Bildern gestochen, sofern das Taschenbuch nicht nach dem Beispiel der Keepsakes ganz in Seide gebunden ist, der Goldschnitt ist fast obligatorisch, vorn befindet sich ein meist mit einem Blumenkranz verziertes Blatt zur Aufnahme der Widmung, kurz auch in den Zeiten, wo im übrigen nach den großen Kriegen der Buchschmuck in Deutschland von der Höhe, auf der er einst gestanden, heruntergesunken war und selbst gegen das 18. Jahrhundert beträchtlich zurückblieb, offenbart sich hier Geschmack, sogar Luxus. In dieser Gestalt bildete das Taschenbuch dann aber auch einen Gegenstand von Wichtigkeit. Auf dem Lande und in kleinen Städten bildete es namentlich für die „Töchter gebildeter Stände" oft die einzige Lektüre. Das zierlich gebundene Büchlein, mit einer rührenden Widmung in dem Vergißmeinnichtkranze auf dem ersten Blatt, lag auf dem Weihnachtstisch und wurde dann an den Sonntagnachmittagen solange vorgenommen, bis die schöne Leserin selbst den verborgensten Seelenregungen der nicht minder schönen Heldin nachgegangen

war und manches Tränlein ist gewiß dabei vergossen worden; so dienten die Almanache, wie sie aus dem mehr oder minder guten Geschmack der Zeit hervorgegangen waren, wieder zur Verbreitung desselben in weite Kreise.

Eine ähnliche Entwicklung, wie sie hier an einer einzelnen Art der Almanache zu schildern versucht ist, haben auch die übrigen genommen. Will man wieder eine Gruppe ausscheiden, die sich zwar nicht an eine bestimmte Klasse des Publikums wendet, aber in ihrem Titel schon einen gewissen Zweck ausdrückt, den sie verfolgt, so haben wir in dieser vor allen zwei besonders interessante Taschenbücher, von denen wir eine vollständige Reihe und besonders schöne Exemplare besitzen. Das eine ist das „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet", 1800 in Bremen entstanden, dann aber in Frankfurt erschienen und von Stephan Schütze redigiert. Abgesehen vom Inhalt, der unter vielem mehr dem Geschmack der Zeit Entsprechenden auch manches von bleibendem Wert bringt, zeichnet es sich auch aus durch schöne Kupfer von Ramberg und Jury, sowie durch sehr geschmackvolle Umschläge. Geradezu kleine Kunstwerke in Farben aber sind letztere bei dem zweiten, dem gleichfalls zum Teil von Ramberg illustrierten „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", dem sogenannten Beckerschen. Ferner gehört hierher das mehr belehrende „Taschenbuch der Reisen", das sich ausdrücklich an „jede Klasse von Lesern" wendet und das „Rheinische Taschenbuch". Letzteres hat eine besondere Spezialität, indem es sich das billige Vergnügen macht, sich jedes Jahr lediglich durch ein andres Titelblatt auch als „Großherzoglich Hessischer Staatskalender" zu präsentieren. Zusammengenannt seien dann ihres Ursprungs halber noch zwei Taschenbücher verschiednen Inhalts, die in der Schweiz erschienen und in erster Linie für das einheimische Publikum bestimmt waren: der „Helvetische Almanach", in seinen ersten Jahrgängen auch „Helvetischer Revolutionsalmanach" genannt, fast nur historisch-geographisch-statistischen Inhalts, und die „Alpenrosen", die sich in der „Vorrede oder Ausrede" als den ersten Versuch eines Schweizer Almanachs bezeichnen und literarisch-belletristische Genüsse bieten.

Eine besondere Kategorie und keine kleine bilden dann

ferner die Almanache und Taschenbücher, die sich mit dem Theater, mit der dramatischen Kunst beschäftigen. In ihnen spiegelt sich Leben und Geschmack der Zeit besonders lebhaft ab, wie denn auch ihre Kostümabbildungen zu den damals modernen Stücken uns ein unschätzbares Material liefern, weil sie uns die Menschen so zeigen wie sie im bürgerlichen Leben aussahen, und nicht, wie z. B. das „Journal des Luxus und der Moden", in Prunk und Staat; weniger empfehlenswert sind die dargestellten historischen Trachten, die meist keiner Zeit und keinem Volke angehören, sondern sich darauf beschränken, möglichst viel Straußenfedern und weißseidene Trikots mit Harnischen und Ritterstiefeln zu vereinigen.

Wohl der früheste, jedenfalls aber der wichtigste seiner Art ist der „Theater-Calender", gewöhnlich nach seinem Herausgeber H. A. O. Reichard der „Reichardsche" genannt. Der Verfasser nennt sein Werk selbst „das erste deutsche Produkt dieser Art", das viele Nebenbuhler und Nachahmer gehabt, sie aber alle überlebt habe. Reichard wurde durch das Eintreffen und den Aufenthalt des Theaterdirektors Seyler in Gotha zu seiner Schöpfung angeregt und das Bildnis der Madame Seylerinn als Merope in einer Puderperücke zeigt der zweite Jahrgang, während der erste den Altmeister Ekhof gebracht hatte. Einfach ausgestattet war der Kalender ganz das, wozu ihn sein Herausgeber bestimmte „ein nützliches und brauchbares Handbuch für alle in Deutschlands Ländern herumirrenden Schauspielertruppen." Für unsre Zeit aber ist er mehr: ein unschätzbares Hilfsmittel für theatergeschichtliche Forschungen aus der großen Zeit der deutschen Bühne. Er endigte im Jahre 1800, als Reichard alle seine periodischen Schriften aufgab, mit einem Bande, der das Bildnis der Madame Becker geb. Neumann, Goethes Euphrosyne, gestorben 1797, zeigt. Die Bibliothek besitzt die ganze Reihe von 1775—1800, die heute einen beträchtlichen Wert repräsentiert.

Der „Mannheimer Theaterkalender", von dem anscheinend nur wenige Jahrgänge erschienen (aber mehr als die Bücherlexika angeben) enthält ebenfalls wichtige Porträts, so der Jahrgang 1795 Heinrich Beck, Schillers ergebenen Freund, der zugleich sein erster Kosinski, Ferdinand und Don Carlos

war (oder Posa, denn die Verwechselungen mit dem gleichzeitigen Mannheimer Schauspieler Böck sind kaum mehr klarzustellen).

Unter den Theateralmanachen sind viele, die, oft von den Souffleuren der betreffenden Bühne herausgegeben, lediglich für die Geschichte eines einzelnen Theaters von Wert sind und hier nicht einzeln erwähnt zu werden brauchen. Über dem Durchschnitt stehen dagegen noch: der Wiener „Allgemeine Theateralmanach", dessen Jahrgang 1782 als Titelbild Friedrich Ludwig Schröder, den „großen Schröder", als Odoardo in Emilia Galotti bringt, das „Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielliebhaber", in Offenbach erschienen, mit guten Schauspielerporträts und -Silhouetten (unter andern im Jahrgang 1779 F. W. G. Großmann, der für Frankfurts Theatergeschichte so wichtig ist), endlich der von den Souffleuren des Berliner königlichen Theaters herausgegebene „Almanach für Freunde der Schauspielkunst", später auch Bühnenalmanach genannt.

Mit dem letztern Taschenbuch sind wir aber in eine andere Kategorie geraten, denn es enthält neben den statistischen u. s. w. Angaben auch Literarisches und zwar Dramatisches, der Theater-Almanach hat also denselben Entwicklungsgang durchgemacht wie die übrigen und nicht klein ist die Zahl derer, in denen diese Beigaben überwiegen oder wo der ganze Inhalt dramatischer Art ist. Auch von diesen können hier nur einige aufgeführt werden, die meist neben dem literarischen Wert auch kulturhistorischen wegen ihrer bunten Kostümkupfer haben: der „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande" von Kotzebue, die „Lustspiele oder dramatischer Almanach" von Kurländer, die „Thalia" von Sophie May (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Wiener Taschenbuch, das nur Novellen und schöne Stahlstiche in englischer Manier enthält), das „Taschenbuch dramatischer Originalien" u. a. m. Klingemanns „allgemeiner deutscher Theateralmanach" vereinigt wie der oben genannte Berliner Almanach beide Arten in sich, endlich Saphirs „Theateralmanach" ist mehr eine Persiflage auf die ganze Art. Auch hier ein Kuriosum: „999 und noch etliche Almanachslustspiele durch den Würfel. Das ist: Almanach dramatischer Spiele für die Jahre 1829—

1961 u. s. w.“ Unter dem Motto „Travaillez pour la gloire“ und Lessing gewidmet bildet es eine lustige Verspottung der gewerbsmäßigen Fabrikation von Lustspielen, die man hier mit dem Würfel in beliebiger Anzahl herstellen kann.

An die Theater- und Schauspieleralmanache kann man dann eine weitere Kategorie anreihen, nämlich die Taschenbücher, die sich an eine bestimmte Gesellschaftsklasse, an einen einzelnen Beruf wenden oder die für eine besondre Gelegenheit geschaffen sind. Groß ist auch hier der Unterschied an literarischem und künstlerischem Wert; ohne Rücksicht auf diesen seien, weil in der Sammlung befindlich, genannt von den erstern: die Almanache und Taschenbücher für Ärzte und Nichtärzte, Scheidekünstler und Apotheker, Schauspieler, Freimaurer, Soldaten, Dichter, Forstleute und Jäger, Reiter und Pferdeliebhaber, akademische, philosophische, physiognomische, malerische und musikalische; von der zweiten: die für Kinder, Jünglinge, Eheleute und Ehelustige, für Galanterien, Toiletten, Kartenspiel und Eislauf, für Weintrinker, für Reisen und Bäder, der Opern und Anekdoten, der Kuriositäten, der Travestien und Parodien, Fastnachts-, Frühlings-, Oster- und Weihnachtstaschenbücher.

Wie verschieden abgesehen von dem Inhalt auch das Format der Almanache war, mögen die Größenverhältnisse zweier allerdings sehr verschiednen Kategorien angehöriger beweisen: der größte, der „Almanach impérial pour l'an bissextil 1812“ ist in seiner Größe von 21×14 cm und mit fast 1000 Seiten ein vollständiges Staatshandbuch, der kleinste, „the English Bijou-Almanac“ von 1837 bringt in einem Format von 2×1,5 cm u. a. Noten und 7 Porträts, darunter das Stielersche Goethebildnis, er ist zur Zeit noch das kleinste Buch der Bibliothek.

Es erübrigt nun noch eine Kategorie von Almanachen zu betrachten, die literarhistorisch von besondrer Bedeutung sind, diejenigen mit einer besondern Tendenz, und unter diesen wiederum die literarisch-kritischen.

Die große Verbreitung der Almanache in allen Kreisen reizte dazu, sie einer besondern Idee dienstbar zu machen. Diese ist meist eine ausgesprochen fortschrittliche in politischer

und religiöser Beziehung, aber auch der Rückschlag gegen das Übermaß in dieser Beziehung bleibt nicht aus.

Von den sich mit religiösen Fragen beschäftigenden Taschenbüchern sei hier neben dem im übrigen braven und friedlichen Reformationsalmanach erwähnt der „Almanach der Heiligen auf jedes Jahr, mit Erlaubniß der Obern?, gedruckt zu Rom". Im Jahre 1788 von J. G. v. Bretschneider herausgegeben, bildet er eine ziemlich grobe Verspottung der katholischen Heiligengeschichten zum Teil in Knittelversen Blumauerscher Manier. Im übrigen gehören die scheinbar hierher einzureihenden Almanache fast alle unter die unten erwähnten literarischen, da sie sich gegen die betreffende Literatur wenden.

Einen ganz besondern Anlaß in politischer Richtung bot dann natürlich die Revolution. Während einige, z. B. der oben erwähnte helvetische Almanach, in gemäßigter Form die Freiheit und ihren Segen priesen, schlugen andere über alles Maß hinaus. Maß- und zügellos fällt der später geadelte Kgl. Bayrische Appellations-Gerichtspräsident A. G. F. Rebmann (Anselmus Rabiosus der Jüngere) in seinem Obskuranten-Almanach über alles Alte und Bestehende her, weniger der Inhalt als vor allem die Form wirkt bei dem Verteidiger der Mainzer Klubbisten gradezu verletzend.

Die „Kritik des Jahres 1797, ein Taschenbuch auf 1798" ist wiederum gemäßigt republikanischer Richtung und feiert in erster Linie Napoleon als Hort der Freiheit. Aber wie gesagt, auch die Gegenpartei blieb nicht stumm; der in Göttingen erscheinende „Kriegs- und Friedensalmanach", vor allem aber sein Vorgänger, der „Revolutionsalmanach", sind angefüllt mit Schilderungen der Schreckenszeit, rührenden Zügen und Geschichten ihrer Opfer, deren genaue Listen angefügt sind; an Ausstattung findet man hier nur ziemlich plumpe Porträts und Nachbildungen englischer Karikaturen neben einem ganz vorzüglichen satyrischen Kupfer von Riepenhausen, einen zerlumpten Bürger darstellend, der den Freiheitsbaum auf dem Rücken durch die Straßen einer in Trümmern liegenden Stadt schleppt, mit der lakonischen Unterschrift: „Ouf!"

Wenden wir uns nun zum Schluß zu den Almanachen, deren Zweck in literarischer Kritik besteht, natürlich auch hier

nur soweit sie unserer Literaturepoche angehören. Denn ihr Ursprung reicht ebenfalls weit zurück, unter anderem haben sie im Streite Gottscheds mit den Schweizern eine Rolle gespielt.

Zu ihnen gehört, wie schon erwähnt, eigentlich auch der Leipziger Musenalmanach, ferner Schiller-Goethes Xenienalmanach mit der großen sich daran knüpfenden Literatur, sowie Nicolais „feyner kleyner Almanach vol schönerr, liblicherr Volkslieder", gegen die Wiederentdecker und -erwecker des volkstümlichen Liedes und besonders gegen Bürger gerichtet.

Aber speziell möchte ich noch auf drei Almanache eingehen: auf den im vorigen Jahre an dieser Stelle bei Besprechung der „Literarischen Reise durch Deutschland" von J. C. F. Schulz (Jahrbuch 1906, S. 239/59) erwähnten „Almanach der Belletristen und Belletristinnen" desselben Verfassers, auf seinen Vorgänger und seinen Nachfolger. Das Vorbild war des sattsam bekannten K. Fr. Bahrdt „Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1781, Häresiopel, im Verlag der Ekklesia pressa". Er steht ganz und gar im Zeichen der Aufklärung und erlebte verschiedene veränderte Auflagen. Das Titelkupfer zeigt zwei Männer auf einem Scheiterhaufen, den eine die falsche Religionsauffassung oder Intoleranz darstellende Figur anzündet, während ein protestantischer Geistlicher im Talar Öl in die Flammen gießt. Das Kalendarium bringt dann eine nunmehr beliebt werdende, auch in den politischen Almanachen der Zeit oft vorkommende Einrichtung, die wir in Deutschland zuerst bei dem erwähnten Leipziger Musenalmanach wiederfinden, nachdem sie schon 1744 im „Neuen kritischen Sack- usw. Almanach" verwendet worden war: neben die Daten sind die Namen von Schriftstellern gesetzt, deren Wert dann durch eine scheinbare Wetterprognose charakterisiert wird. Den übrigen Inhalt bilden kurze Artikel über dieselben Leute, die zum großen Teil längst vergessen sind. Von den Großen bekommen Lessing, Mendelssohn ihr Lob, aber vor allem Nicolai: „Ihr Germanen! setzt dem Manne die Ehrensäule." Auf diesen Almanach geht dann in der Form der „Almanach der Belletristen" zurück, wie Schulz selbst in der Vorrede angibt. Über den Inhalt brauche ich nichts zu sagen, da er im vorigen Jahre bei Besprechung der „Literarischen Reise durch Deutschland" angegeben worden

ist, die in abgeklärterer Form dieselben Ansichten, um es mit einem Wort zu sagen, die des „guten Geschmacks“ vertritt. Jedenfalls hat man stets das Gefühl, einem genialen, weit seiner Zeit voraussehenden Kritiker zu folgen. Und doch erschien im Jahre 1785 ein Mann auf dem Plan, der den Almanach der Belletristen „ein ärmliches Stückchen Arbeit“ nannte und sich mit dem stolzen Motto „Ich bin auch ein Maler“, was er auslegt: „Du könntest wohl noch etwas beßeres machen“, hierzu vermaß. Es war dieses Christian Jacob Wagenseil in seinem „Almanach für Dichter und schöne Geister“. In der Vorrede beschuldigt er seinen Vorgänger — außer der „Schweinereyen“, worin er ja leider nicht ganz Unrecht hat — des schiefen Urteils über würdige Männer und des Weglassens anderer. Diejenigen, die Wagenseil anführt, wie z. B. Sulzer, Mendelssohn, gehören aber gar nicht in die Kategorie der Belletristen, der schönen Literatur, und nur diese behandelt Schulz, wie er in seiner Besprechung Mösers ausdrücklich sagt.

Beim Lesen merkt man dann mit Erstaunen, daß Wagenseils Urteil sich gar nicht so sehr von dem seines Vorbildes unterscheidet; es ist nur alles, Lob und Tadel, zahmer, verwässerter, ganz im Banne der Zeit stehend, hin und wieder ein höflicher Diener vor einem der Großen, so daß man mit Behagen zu seinem groben und genialen Vorgänger zurückkehrt.

Außer den im Vorstehenden angeführten Almanachen und Taschenbüchern sind natürlich noch eine Menge anderer in einem oder mehreren Exemplaren vertreten, deren Ergänzung im Auge behalten wird, so gut es die schier unerschwinglichen Preise zulassen. Aber auch sonst stehen wir noch unter dem Zeichen des Kalenders, denn diese Art der Literatur hat alle Zeiten überdauert und scheint grade jetzt einen besonderen Aufschwung zu nehmen; jede oben erwähnte Gattung hat sich auf ihre Art weiter entwickelt, wir haben auch jetzt noch literarische Kalender, solche für besondere Zwecke und Bestrebungen, solche für einzelne Stämme oder Provinzen des deutschen Landes. Eine neue Art aber ist die, welche sich speziell in den Dienst eines großen Namens gestellt hat. Sie vermehrt sich von Jahr zu Jahr, und die Wagner-, Hebbel- u. s. w. Kalender finden immer mehr Seitenstücke.

Da ist es denn kein Wunder, daß es der Goethe-Kalender mehr gibt als vielleicht das unabweisbare Bedürfnis erfordert, über die sich aber an dieser Stelle nicht mehr zu sagen ziemt, wie oben über die große Masse der Almanache und Taschenbücher, nämlich, daß ihr Inhalt wie ihr Wert sehr verschieden ist.

G. v. Hartmann.

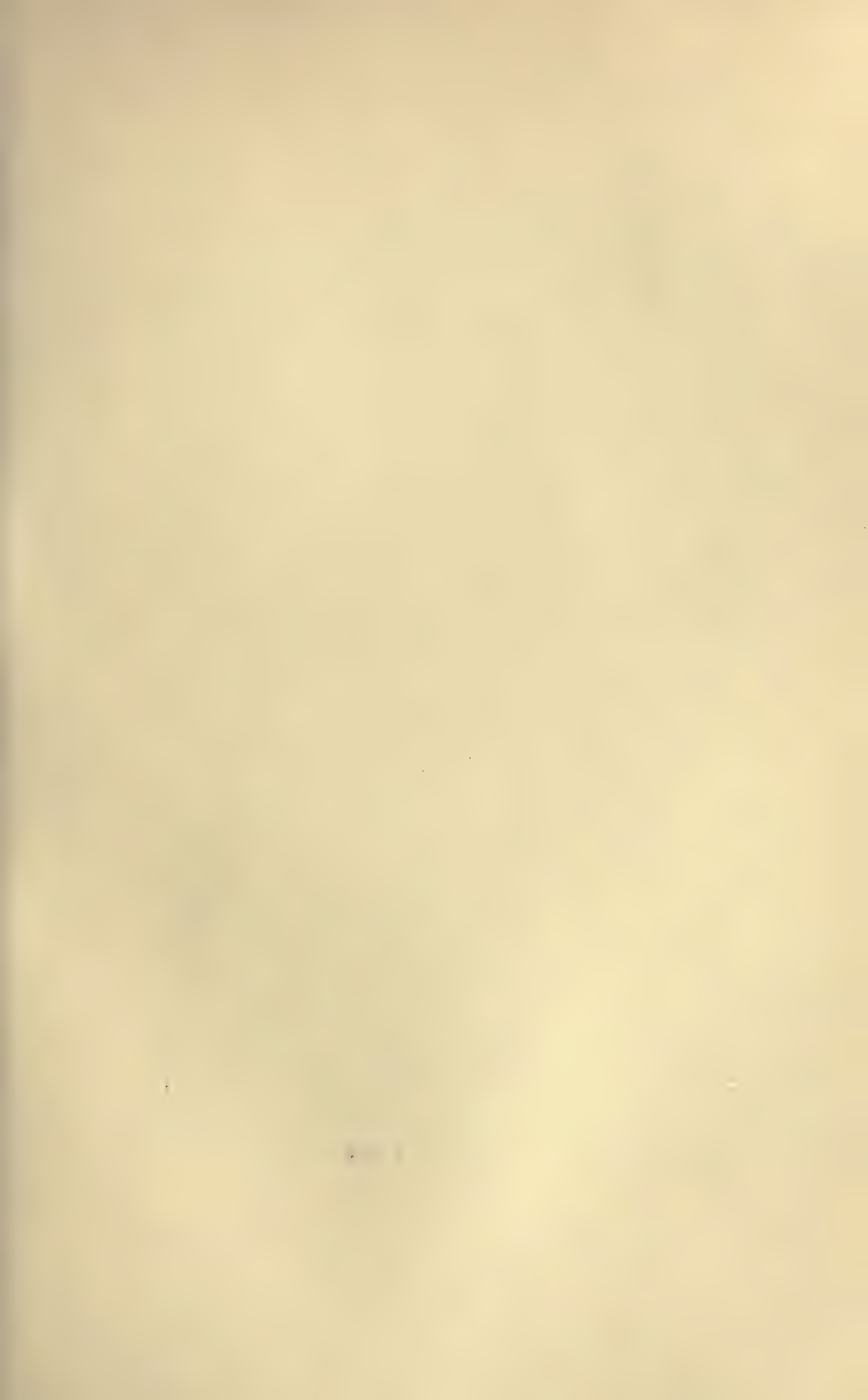
Ary Scheffer, der Maler der Marguerite, und seine Lieblingsdichter.

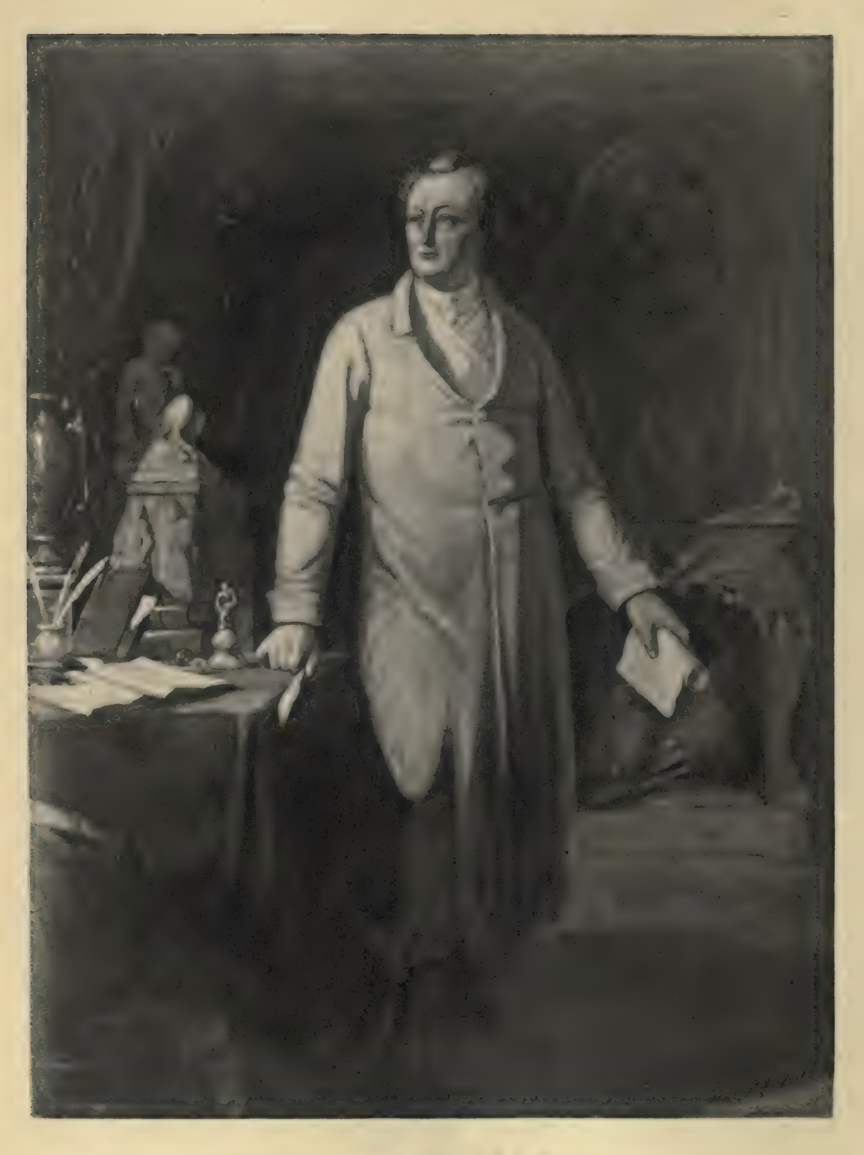
Nicht der klassische, sondern der romantische Goethe ist den Landsleuten Corneilles und Racines am sympathischsten. Der auteur de Werther war bereits in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts an der Seine bekannt und gefeiert. Ein halbes Jahrhundert später trat diesem der auteur de Faust gleichwertig zur Seite. Bald nach dem Erscheinen des ersten Teils im Jahre 1808 hatte Madame de Staël begonnen, erfolgreiche Propaganda für das wundersame Werk zu machen. Vom Jahre 1823 ab erschienen in rascher Folge die Übersetzungen Stapfers, des Grafen Sainte-Aulnay, Gérards und anderer. Nachahmungen und Fortsetzungen schlossen sich an.

Die Bühne bemächtigte sich des neuen dankbaren Stoffes, und Faust, Gretchen und Mephistopheles erschienen auf den Pariser Theatern in Drama, Oper, Vaudeville und Ballett, oft bis zur Unkenntlichkeit französiert. Der Kampf für und wider entbrannte in der Kritik. Bald reizte das Dunkle des Werks die Gelehrten in Frankreich wie in Deutschland, und sie mühten sich mit Erläuterungen und Kommentaren daran ab „wie an allen unauflösbaren Problemen".

Mit einem Worte: Faust war in Paris Mode geworden. Der tiefere Sinn des gewaltigen Dramas blieb dem großen Publikum natürlich verborgen. Aber es fand Geschmack an der rührenden Liebesgeschichte der Gretchentragödie und ließ sich den tollen, phantastischen Zauberspuk als etwas Neues, Unerhörtes gern gefallen. Beide Seiten der Dichtung lagen ihm ziemlich unvermittelt nebeneinander.

Auch in der Art, wie die schönen Künste den Stoff erfaßten, tritt dieses Doppelwesen hervor. Gounods Faust und Berlioz' La damnation de Faust zeigen den Gegensatz in der Musik. In der Malerei verkörpern ihn die beiden Meister der romantischen Richtung: Eugen Delacroix und Ary Scheffer.





Goethe von Ary Scheffer.
Orginal im Frankfurter Goethemuseum.



Schiller von Ary Scheffer.
Orginal im Frankfurter Goethemuseum.



1828 erschien eine neue Folioausgabe der Stapferschen Übersetzung mit lithographierten Zeichnungen Delacroix' geschmückt. Diese Bilder sind, trotz einzelner charakteristischer Züge, eine künstlerische Verirrung. In dem Bestreben, das dämonische, satanische scharf hervortreten zu lassen, verliert Delacroix jedes Maß. Der Mephisto gelingt ihm noch am besten, Faust und Gretchen aber werden unter seinen Händen zu verzerrten Fratzen. Die karikierenden Verzeichnungen sind ganz unangemessen; statt diabolisch zu packen, wirkt das Ganze abstoßend und lächerlich.

Goethe hatte bereits 1826 durch Freund Coudray zwei Probeblätter dieser Lithographien erhalten, das beste von allen: Faust und Mephisto am Hochgericht vorüberjagend, und Auerbachs Keller, ebenfalls zu den besseren gehörend. Er hat sie aufmerksam betrachtet und sich mehrfach über sie geäußert. Diese Äußerungen sind höchst charakteristisch für den Dichter, für den in erster Linie nicht der künstlerische Wert des Bildes, sondern dessen Gedankeninhalt maßgebend ist. Da er in beiden Blättern Gedanken ausgedrückt fand, die ihm gefielen, so ist sein Urteil ein anerkennendes, wenn er auch größere Zartheit der Darstellung wünschte. Er war auf die Wirkung gespannt, die das Ganze tun würde.

Ob er das bald darauf vollendete Werk nie gesehen, oder ob er enttäuscht schweigend darüber hinweggegangen, vermag ich nicht zu sagen. Eine Äußerung Goethes ist darüber meines Wissens nicht überliefert.

In schärfstem Kontraste zu Delacroix' Faustdarstellungen stehen die Ary Scheffers. Statt der grinsenden Teufelsfratze zeigt er uns das rührende Antlitz Margarethens. Ary Scheffer, deutscher Abstammung, aber rein französischer Bildung, war in den Traditionen der Davidschen Schule aufgewachsen. Er machte sich früh von ihnen frei, um seine eigenen Wege zu gehen. Die tiefe Innerlichkeit seines Wesens konnte in der klassizistischen Manier keine dauernde Befriedigung finden. In ihm lebte eine hohe Idee von der Kunst, die ihm etwas Einheitliches war. Die einzelnen Künste erwachsen auf einer Grundlage und sind nur durch die Mittel des Ausdrucks von einander unterschieden.

«Pour être artiste, il faut avoir en soi un sentiment

élevé ou une conviction puissante, digne d'être exprimé par une langue qui peut être, indifférement, la prose, la poésie, la musique, la sculpture, ou la peinture.»

Das ist Scheffers künstlerisches Glaubensbekenntnis. Ihm war seine Kunst aufs innigste mit der Dichtkunst verschwistert. Aus den Werken der Dichter stiegen ihm die Bilder auf, die er auf die Leinwand bannte. Aber nicht die französische Dichtung brachte ihm diese befruchtende Anregung, sondern die großen germanischen Dichter waren seine Lieblinge, vor allen Goethe und Schiller, dann Bürger, Byron und Dante. Ihnen fühlte sich Scheffer, der penseur et rêveur, wesensverwandt. In ihre Werke versenkte er sich, er illustrierte sie nicht, sondern das, was er in sich aufgenommen, war ihm zu eigen geworden und in seinen Gemälden nach seiner Art wiedergegeben. Diese Bilder sind kongeniale Nachdichtungen.

Mit Recht sagt Alexandre Dumas: «Ary Scheffer, le peintre poête, le meilleur traducteur de Goethe, que je connaisse».

Aber seiner Individualität gemäß sind es nicht die dramatischen, sondern die lyrisch gefühlsmäßigen Momente, die er zur Wiedergabe wählt. «L'artiste éminent, qui a le mieux su en notre siècle trouver le chemin du coeur,» sagt sein Schwiegersohn Ernest Renan von ihm. Er ist der echte deutsche Romantiker, trotzdem ihm jede Verbindung mit der Heimat seiner Vorfahren fehlt. Aber ohne Präraffaelitismus und Askese, denen er auch in seinen zahlreichen religiösen Gemälden völlig fernbleibt.

Scheffers berühmtes Schillerbild im Louvre, Le Larmoyeur, ist nicht den Dramen, sondern den Balladen entnommen. «Le comte est assis seul dans sa tente, devant lui est son fils mort, et une larme brille dans les yeux du vieillard.» Bei dem Bilde „Des Mädchens Klage" ist der Schlußvers für die Darstellung gewählt.

Mit Bürgers Léonore begann der Künstler 1829 die Reihe der aus den deutschen Dichtern entnommenen Bilder, um dann zu Goethe überzugehen, dessen Margarete und Mignon es ihm angetan hatten.

Der Salon des Jahres 1831 brachte Scheffers Marguerite au rouet und Faust dans son cabinet. Es war ein

künstlerisches Ereignis, der Erfolg ein außerordentlicher. Er blieb auch den späteren Gretchen- und Mignondarstellungen getreu. Und doch waren diese Bilder völlig unfranzösisch. Gretchen am Spinnrade, ein einfaches Kniestück, ohne alles Beiwerk. Die Gestalt des Mädchens mit dem stillen, ernsten Antlitz ist in dem alten Großvaterstuhl zurückgesunken, die fleißigen Hände sind wie in stummer Qual gefaltet, der Blick der großen träumerischen Augen ist nach innen gekehrt. Das war etwas Neues, Unerhörtes. Wie konnte ein solches schlichtes Bild es wagen, sich neben die pompösen, großartig komponierten Gemälde voll Leben und Handlung zu stellen, die man zu sehen und zu bewundern gewohnt war.

Und nun gar seine «Mignon regrettant sa patrie», auf fahlem Hintergrunde eine ärmlich gekleidete Mädchengestalt sinnend vor sich hinblickend, den Kopf auf die Hand gestützt. Nichts weiter. Worin lag der Zauber, den diese Bilder auf das kunstverständige Publikum ausübten. L. Vitet hat es in einem Ary Scheffers Andenken gewidmeten Aufsatz der Revue des deux Mondes folgendermaßen beschrieben: «On peut même s'étonner que ces figures purement rêveuses, conçues dans un esprit presque tout germanique, sans action caractérisée, et plus lyriques que dramatiques soient l'objet d'une faveur si générale et si constante dans un pays qui, avant tout, demande aux arts un sens déterminé. A cela point d'autre cause que la toute-puissance et la magie de l'expression. Si frivole ou si positif que soit le spectateur, il ne peut voir avec indifférence ce regard ardent et malheureux qui semble le poursuivre et s'attache à lui tout en se perdant dans l'espace.» Den Künstler selbst zogen die Gestalten, denen er ein so tiefes, seelisches Leben verliehen, in ihren Bann.

Margarethe, das unschuldig-schuldige Kind, hat ihn durch sein Leben begleitet. Er hat nicht, wie andere, in raschem Zuge einen Zyklus von Faustbildern geschaffen. Jahre liegen zwischen den einzelnen Bildern. Aber immer wieder taucht das stille Antlitz vor ihm auf, und immer neue Margarethenbilder entstehen. Seiner Marthe et Marguerite und der Marguerite au rouet folgen Marguerite à l'église, sortant de l'église, au jardin, au sabbate, à la fontaine.

Als Goethe, der nie eins dieser Bilder sah, durch einen Besucher von dem großartigen Erfolge Mitteilung gemacht wurde, den die Darstellung Gretchens im Salon von 1831 hatte, da fragte er, ob denn das sein oder Ary Scheffers Gretchen sei. Er mochte annehmen, daß das Gretchen, das dem französischen Publikum so gefiel, auch wohl ein ins Französische übersetztes Gretchen sein müsse. So wenig das der Fall war, so hatte er mit seiner Frage doch nicht ganz Unrecht. Scheffers Margarethe ist nicht völlig das Gretchen Goethes. Es ist nicht das fröhlich plaudernde, harmlose Kind, das ahnungslos dem Zuge des Herzens folgt, der es ins Verderben führt. Sie ist ein ernstes, träumerisches Wesen, erschauernd vor dem furchtbaren Mysterium der Liebe, ein den unterirdischen Mächten geweihtes reines Opfer. Nichts Lüsternes, nichts Frivoles, aber auch keine schalkhafte Naivität. Seine Darstellung trägt daher einen ganz anderen Charakter als die der großen deutschen Faustillustratoren A. v. Kreling und Liezen-Mayer. Scheffers Marguerite sortant de l'église gleicht einem keuschen Heiligenbilde des Cinquecento, zu dem Fausts verlangender Blick sich nur mit scheuer Frage emporhebt.

Am deutlichsten prägt sich dieser Unterschied in der Gartenszene aus. Die deutschen Maler zeigen uns eine liebliche Jungfrau, die hold verschämt oder in leidenschaftlicher Hingabe sich an den geliebten Mann schmiegt. Anders Ary Scheffer. Faust hat die Geliebte an sich gezogen, er umklammert ihre beiden Arme mit seinen Händen, mit verzehrender Glut ruht sein dunkles Auge auf ihr; es gibt kein Entrinnen für die wehrlos der finstern Macht seiner Leidenschaft Verfallene. Sie birgt das Köpfchen an seiner Brust, aber traumverloren schweift ihr Blick ins Weite. Während die Hölle sie in ihren Bann zieht, weilt ihre Seele in einer reineren Welt.

Derselbe tiefe Ernst und dieselbe Innigkeit des Gefühlsausdrucks ist auch den anderen Bildern dieses großen Gemäldezyklus eigen. Er bildet eine würdige und selbständig empfundene Nachdichtung eines Teils des gewaltigen Goetheschen Werkes. Er greift nur das Problem der Liebe heraus. Bei Goethe erscheint sie, wie die Natur selbst, aus Lust und Leid gemischt; „doch alles was dazu mich trieb, Gott! war so gut!

ach war so lieb!" Bei Scheffer ist sie ein unabwendbares Verhängnis, dem auch die Reine nicht zu entfliehen vermag. Der Fluch alles Erdendaseins ruht auch auf der irdischen Liebe mit ihrem Irren und ihrer Schuld. Das gleiche Problem hat der Künstler in seinem formenschönen und ergreifenden Bilde «Francesca da Rimini» zum Vorwurf genommen.

Dieser irdischen Liebe stellt er in bewußtem Gegensatze die aller Erdennot entrückte himmlische Liebe in den verklärten Lichtgestalten seiner „Beatrice" und seiner „Monica" gegenüber.

Der Dichter und der Maler der Gretchentragödie sind nie miteinander in Berührung getreten. Scheffer war 37 Jahr alt, als Goethe starb, und er hat ihn um 27 Jahre überlebt; fast alle seine Bilder zu Goethes Dichtung, neben den Margarethen noch Faust dans son cabinet, Le roi de Thulé und Faust à la coupe fallen in diesen letzteren Zeitraum.

Schiller hatte er natürlich ebensowenig gekannt. Und doch hatte er das Herzensbedürfnis, die beiden großen Männer, die er so hoch verehrte, denen er sich geistig so nahe fühlte, auch persönlich, wenigstens im Bilde, in seiner Nähe zu haben.

So schuf er die Bildnisse Goethes und Schillers, Bilder der Vorstellung, die von beiden in ihm lebte. Für die Erzielung der Porträtähnlichkeit hatte er nur die geringen Anhalte, die seine Vorlagen ihm boten.

Goethe ist unverkennbar einem Stiche der Rauchschen Statuette von 1828 nachgebildet. Die Gestalt im hellen langen Flausrock steht gerade aufgerichtet wie dort, aber die Hände nicht müßig auf den Rücken gefaltet. Die Linke hält mit ausdrucksvoller Geberde eine beschriebene Rolle umspannt, während die Rechte sich auf den daneben stehenden Schreibtisch stützt. Der ihr entsinkende Gänsekiel zeigt, daß die Arbeit getan ist. Das Haupt ist stolz erhoben, ruhig und klar blickt das Auge dem durch das Fenster hereinströmenden Licht entgegen. Das Feuer im Kamin ist am Erlöschen. Es liegt etwas Sieghaftes, Großes über dieser Gestalt in dem philiströsen Hausrock. Das ist Goethe, der soeben sein großes Werk, den Faust, beendet hat. Es ist zugleich der Staatsmann, der Minister, des Befehlens, des Herrschens gewohnt. Die Klingel steht zur Hand, ein Griff und der Diener erscheint, der Befehle

des Herrn Geheimrats gewärtig. Reich und geschmackvoll ist die Ausstattung des Arbeitssalons des großen Herrn. Teppiche und schwere Vorhänge, ein prächtiger Rokokokamin, Girandolen, Ölgemälde in prunkvollen Rahmen, kostbare antike Kunstschätze — hätte der Künstler einmal einen Blick tun können in das schlichte Arbeitsstübchen des Hauses am Frauenplan in Weimar, das nur einen Schmuck kannte, die lachenden Sonnenstrahlen, die durch die unverhüllten Fenster hereinflutend den einfachen Hausrat mit goldenem Glanze übergossen!

Schwerer zu erkennen ist die Vorlage, die Scheffer für sein Schillerbildnis benutzte.

Der Dichter steht da mit sinnend leicht geneigtem Haupte. Er ist, eine Pause im Schreiben machend, ans Fenster getreten, das den ersten Schein der fahlen Morgendämmerung hereinläßt. Von rückwärts wird die Gestalt von dem gelblichen trüben Lichte der Talgkerze bestrahlt, die, vom grünen Arbeitsschirm bedeckt, noch auf dem Schreibtische brennt.

Man sieht, der Dichter ist in vollem Schaffen begriffen und ernste Verse sind es, die er denkt. Der Blick, nur auf die Innenwelt gerichtet, verrät die intensive geistige Arbeit des Mannes, die sich auch in der rechten vorgestreckten Hand mit der Feder ausspricht. Die linke ruht im Busen, so daß der deklamatorische Ausdruck sich völlig in der rechten konzentriert.

Die Charakterisierung und die Sprache der Hände ist auf beiden Bildern meisterhaft und intuitiv richtig getroffen. Goethes kurze, etwas plumpe Handwerkerhand mit dem kraftvollen Griff, das Erbteil seiner Ahnen, der thüringischen Schmiedemeister, und daneben die schlanke, durchgeistigte Hand Schillers.

Die Umgebung ist einfach, fast ärmlich, wie es dem deutschen Dichter ziemt. Nur ein Prunkstück birgt das schlichte Gemach, die Büste des Zeus von Otricoli. Hier verrät sich die Vorlage Scheffers. Er benutzte das Porträt der Ludovika Simanowicz vom Jahre 1794. Dieses zeigt den Zeuskopf an derselben Stelle, auf dem gleichen Postamente. Ihn hat er entlehnt, aber sonst völlig frei gestaltet. Der im Festtagsgewande lässig im Sessel ruhende kränkliche Mann, wie ihn die Simanowicz darstellt, war trotz aller Porträtähnlichkeit

nicht sein Schiller, den er sich am liebsten in der Werkstätte seines Geistes in rastloser Arbeit, die Schwäche des Körpers bezwingend, denken mochte. Und seinen Schiller, seinen Goethe wollte er für sich malen, ihm Genossen zu sein in stillen schöpferischen Stunden, in denen er seine Farbendichtungen zu ihren Werken ersann. Nicht für die andern da draußen, die den Gefeierten Weihrauch streuen, aber ihres Geistes nie einen Hauch verspürt haben.

So haben denn diese intimen Bilder lange ein Dasein im Verborgenen geführt. Und nun sind sie doch hinausgezogen an das Licht des Tages, der Öffentlichkeit preisgegeben. Aber ihr Geschick hat sie an eine Stätte geführt, wo sie nach Verdienst gewürdigt werden. Deutsche wie Franzosen werden sich hier dieser eigenartigen Darstellung freuen, die weniger die Porträtähnlichkeit als den geistigen Ausdruck der Persönlichkeit anstrebt. Und Franzosen wie Deutsche werden bei der Betrachtung gern des Malers gedenken, für dessen Kunst es keine Schranken der Nationalität gab.

O. Heuer.

Freiherr vom Stein, Goethe und die Anfänge der „Monumenta Germaniae historica“.

Das Jahr 1907 brachte mit dem 26. Oktober die Wiederkehr des Tages, an dem vor 150 Jahren der Freiherr Karl vom und zum Stein zu Nassau das Licht der Welt erblickte. Als mutiger Kämpfer für deutsche Größe und Selbständigkeit gegen die alles Nationale erdrückende fremde Übermacht lebt er im Gedächtnis des deutschen Volkes. Frankfurt hat noch besonderen Grund, sich seines Ehrenbürgers dankbar zu erinnern. Hier hat er oft und gern geweilt, freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit dem Kreise der Schlosser, Willemer, Brentano, Bethmann, die auch Goethe nahestanden. Frankfurt bestimmte er auch zum Sitz eines Unternehmens, zu dem ihn die heilige Liebe zum Vaterland begeistert, und der größte Sohn dieser Stadt gehört zu den Ehrenmitgliedern der Gesellschaft, die sich die Aufgabe gestellt hatte, jenes Werk zu schaffen, das noch durch Generationen hindurch ein Mittelpunkt deutscher Arbeit und deutschen Fleißes werden sollte: die Monumenta Germaniae historica. Im Archive des Goethemuseums befinden sich seit einiger Zeit eine Anzahl Briefe und Akten, die geeignet sind, über sehr frühe Anfänge dieses Unternehmens ein helleres Licht zu verbreiten, als es auf Grund bisheriger Unterlagen möglich war. Es sind dies insbesondere Briefe des Freiherrn vom Stein an den ihm befreundeten Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der seit 1815 Legationsrat im Ministerium des Auswärtigen und auch Mitglied des Staatsrates in Berlin war.

Die Dokumente, die im Anhang abgedruckt sind, stammen aus dem Besitze von G. H. Pertz, der sie in seiner bekannten Biographie Steins benützt, aber wie wir sehen werden, nicht vollständig ausgenützt hat. Besonders im 5. Bande handelt Pertz über die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, seine Darstellung zieht sich infolge der chronologischen

Anordnung des Werkes, die die Einbeziehung aller anderen gleichzeitigen Geschehnisse nötig machte, durch die verschiedensten Kapitel hindurch und wird darum unübersichtlich. Eine kurze Zusammenfassung mit besonderer Berücksichtigung unseres Materiales und, soweit es das Verständnis des ganzen erfordert, natürlich auch unter Heranziehung bereits anderwärts gedruckter Unterlagen, erscheint daher nicht überflüssig.

Über Goethe und die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde hat neuerdings Schüddekopf im 21. Bande des Goethe-Jahrbuches ausführlich gehandelt. Er konnte die Briefe Goethes an Stein, deren Originale sich jetzt im Frankfurter Goethemuseum befinden, und die er zum größten Teile für verschollen halten mußte, nach den im Goethe-Schiller-Archive zu Weimar aufbewahrten Konzepten geben. Ein Abdruck dieser inzwischen auch in der Weimarer Ausgabe veröffentlichten Briefe konnte also hier unterbleiben.

Hier soll nur ein kurzer Überblick über die Anfänge der Geschichte des Unternehmens gegeben werden, es soll sozusagen nur der Rahmen gespannt werden, in den die folgenden Dokumente einzuordnen der Leser in den Stand gesetzt werden soll. Bei Absteckung der Grenzen dieses Aufsatzes wurde darum immer auf die beiden erwähnten Arbeiten Rücksicht genommen, was dort schon genauer ausgeführt war, brauchte hier nicht wiederholt, oder wenn es der Zusammenhang erforderte, nur angedeutet zu werden, wogegen die Fragen, die auf jener Seite vielleicht nicht aufgeworfen oder nur kurz berührt wurden, eine eingehende Erörterung erfahren mußten. Und da tritt die eine Frage gleich bei unserem ersten Briefe Steins (s. Anlage 1) in den Vordergrund des Interesses: wo liegen die Anfänge des Unternehmens, wo seine ersten Keime? In Berlin bei Savigny oder in Nassau bei Stein?

Wir wissen durch Steig,[1]) daß Savigny bereits am 8. November 1814 an Jacob Grimm nach Wien schrieb, er wäre für die Bildung einer „großen deutschen Gesellschaft für Erforschung deutscher Geschichte. Ihr Sitz wäre ganz Deutschland, überall müßten Mitglieder geworben werden, dann ließe

[1]) R. Steig, Goethe und die Brüder Grimm 1892, S. 129. (Das genaue Datum des Briefes verdanke ich einer brieflichen Mitteilung Professor Steigs.)

sich unter andern an Hauptwerke, wie an einen deutschen Lelong, eine Ausgabe der Geschichtschreiber, der Urkunden u.s.w. denken. Fürsten müßten dann zutreten und die Kosten eines würdigen Drucks hergeben, nicht Buchhändler. Ein Einheitspunkt oder auch mehrere müßten freylich seyn. Sie und Ihr Bruder wären treffliche Sekretaire. Ich bitte Sie, bilden Sie sich die Sache einmal recht in Gedanken aus, und sehen Sie, ob Sie nicht dort den Gedanken in entzündbare Seelen werfen können."

Seit wann hat sich nun Stein mit dieser Frage der Sammlung deutscher Geschichtsschreiber befaßt? Das erste Zeugnis verweist in das Jahr 1815 und steht im Briefe Goethes an die Zentraldirektion der Gesellschaft vom 5. Oktober 1819 (s. Anlage 22), wo der Dichter sagt, Stein habe mit ihm bereits auf der Reise nach Köln im Sommer 1815 über den Plan einer zweckmäßigen Sammlung der Quellenschriftsteller zur deutschen Geschichte gesprochen. Es war das jene Reise, auf der Goethe mit Stein und Arndt zusammen den Kölner Dom besuchte, woran, was zu beachten ist, auch Eichhorn teilgenommen hat. Halten wir Savignys Brief von 1814 gegen diese für 1815 belegte Äußerung Steins, so ergibt sich streng genommen daraus, daß die Priorität auf seiten des ersteren liegt. Dieser Ansicht ist auch Steig[2]) gefolgt, indem er die erste Anregung zu dem Unternehmen von Berlin ausgehen läßt und Savigny als die treibende Kraft betrachtet, während es für Lehmann[3]) dahingestellt bleiben muß, ob Stein durch Savigny oder Joh. v. Müller Anregung erfahren hat.

Was wissen wir sonst noch von Steins Beschäftigung mit dieser Frage? Nach Pertz[4]) schrieb Stein an den Bischof von Hildesheim, seit seinem Zurücktreten aus den öffentlichen Verhältnissen habe ihn der Wunsch beschäftigt, den Geschmack an deutscher Geschichte zu beleben, ihr gründliches Studium zu erleichtern, um hierdurch zur Erhaltung der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und dem Gedächtnis unserer großen Vorfahren beizutragen. Pertz bringt das zeitlich und ursächlich

---

[2]) A. a. O. S. 129.

[3]) Lehmann, Stein 3, 492.

[4]) Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein 1854. V, 57. Das Datum des Briefes gibt Pertz nicht an.

mit dem Unterricht in der deutschen Geschichte zusammen, den Stein im Sommer 1815 in Nassau seiner Tochter Therese und deren Gespielin gegeben hat. Hierbei hätte er die Schwierigkeiten, die mit dem Zurückgehen auf die Quellen verbunden sind, besonders unangenehm empfunden. Aber was zwingt uns denn bei dem Zurücktreten von den öffentlichen Verhältnissen an den Sommer 1815 zu denken? Hat nicht bereits 1809 Stein dem öffentlichen Dienste entsagen müssen, als er geächtet in Österreich Zuflucht fand? Was liegt da näher als der Gedanke, daß der alte Staatsmann in unfreiwilliger Muße in der Geschichte seines Volkes Trost gesucht hat? Waren ihm damals die Quellen leichter zugänglich?

Einem Manne, der bereits 1816 die erstaunliche Fachkenntnis, wie sie aus seinen Briefen hervorgeht, aufzuweisen hat, kann man zutrauen, daß er schon längst den Mangel empfunden hat, der in dem Fehlen einer zureichenden Sammlung historischen Materials überhaupt und der Quellen-Schriftsteller insbesondere lag. Das ist nicht ihm allein so gegangen, man braucht nur Dümges[5]) historische Übersicht zu lesen, und wird finden, wie oft Ansätze gemacht sind, diesem Mangel abzuhelfen. Nur einen Gewährsmann will ich dafür anführen: Joh. v. Müller schreibt am 11. August 1806 an Diakonus Cleß zu Schorndorf:[6]) „Die Sammlung der scriptores rerum Germanicarum ist nicht vergessen; aber die Zeit ist ihr nicht günstig; weder Fürsten noch Verleger unterstützen jetzt, was die selige Mutter Germania betrifft. Vielleicht — vielleicht ersteht sie, erneuert, schöner (denn was war, wissen wir, und sehen, was ist; wer aber weiß, was kommen kann?)"

Und am 22. Sept. 1807 sagt derselbe Joh. v. Müller im Briefe an Pfister in Vaihingen: „Der Gedanke von scriptores rerum Germanicarum ist wie so vieles jetzt nicht ausführbar, aufgeben soll man ihn doch nicht. Vielleicht daß einst ein edler Fürst diesen Ruhm bey der Nation zu erwerben Lust hat. Auch hier, in Berlin, wird künftig mehr geschehen, wenn die Idee einer großen Universität, mit einem Nationalinstitut

[5]) Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde u.s.w. Hgb. von Büchler und Dümge. Frankfurt a. M. 1820. Bd. 1 S. 53 ff.

[6]) Sämtl. Werke hgb. v. J. G. Müller, Tübingen 1814. Th. 17. S. 408 u. Th. 18. S. 10.

und allen bisherigen Anlagen, und Anstalten in Verbindung ausgeführt werden kann."

Die Idee eines solchen Unternehmens war also schon früher da, als Stein und Savigny sie zu verwirklichen strebten, so früh wir auch deren erste Versuche ansetzen mögen. Unabhängig voneinander, wenn auch nicht von den Strömungen ihrer Zeit können sowohl Stein wie Savigny den Gedanken einer solchen Sammlung erfaßt und erwogen haben. Eine Verbindung zwischen beiden wird durch Eichhorn, den gemeinsamen Freund, herbeigeführt sein. Höchstwahrscheinlich ist diese in Köln im Sommer 1815 erfolgt. Als unser erster Brief Steins an Eichhorn vom 26. März 1816 einsetzt, war die Angelegenheit schon in einem vorgerückten Stadium. Denn es ist ganz klar, daß diesem Brief Steins ein Brief Eichhorns vorausgegangen ist, der ungefähr das zum Inhalt gehabt haben muß, was Savigny 1814 an Jacob Grimm nach Wien geschrieben hat.[7]) Stein geht hier schon auf Detailfragen ein. Der Vorschlag einer Anstellung der Brüder Grimm geht nachweislich auf Savignys Iniative zurück, der am 25. Mai 1816 an Jacob Grimm schreibt, er habe diesen seinen geheimsten Gedanken durch Eichhorn dem Frhrn. v. Stein „unter den Fuß legen lassen".[8])

Bei Beurteilung dieses ersten Briefes, in dem Stein sein Programm entwirft, ist daher vor allem zu beachten, daß diese Gedanken Steins im Anschluß und zum Teil im Gegensatze zu den Gedanken Savignys entwickelt sind. Man wäre versucht, im einzelnen herauszuschälen, was auf Steins und was auf Savignys Konto zu setzen ist.

Sehen wir uns nun den Brief genauer an. (Anlage 1.) Savigny hatte Stein seine Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter gesandt oder durch Eichhorn überreichen lassen. Hierin hatte er den Versuch gemacht, die Quellen des römischen Rechtes festzustellen. In der Einleitung des 1816 erschienenen 2. Bandes spricht er sich darüber deutlicher aus. Es sollte ein

---

[7]) Leider war mein Bemühen, aus dem Steinschen Archiv in Nassau etwas über die Korrespondenz zwischen Stein und Eichhorn zu erfahren, erfolglos.

[8]) Steig a. a. O. S. 132.

„der Absicht nach vollständiges tabellarisches Verzeichnis gegeben werden, wodurch teils der kritische Gebrauch der Quellen des Mittelalters für den Text unserer Rechtsbücher möglich gemacht, teils auch eine anschauliche Übersicht alles dessen, was aus unsern Rechtsbüchern im Mittelalter erweislich vorkommt, verschafft werden." Darauf wendet sich Stein direkt zu dem Plane der Vereinigung von Gelehrten und Geschichtsfreunden zur Bearbeitung der Quellen zur deutschen Geschichte. Diesen auszuführen, wäre nach zwei Hinsichten gegenwärtig ein günstiger Zeitpunkt. Einmal lebe jetzt nach den Befreiungskriegen die Liebe zur vaterländischen Geschichte wieder auf, und dann komme eine neue Betrachtungsart dem Studium der Geschichte zu statten. Durch Auflösung des alten Reiches habe die Bearbeitung der deutschen Geschichte „in publizistischer Hinsicht" alles Interesse verloren. Er meint damit, daß die Untersuchungen staatsrechtlicher Art nach dem Verhältnis des Reiches zu Fürsten und Ständen, die sich vielfach in juristische Spitzfindigkeiten verloren hätten, jetzt, nach Auflösung des Reiches in den Hintergrund getreten wären. Dafür mache sich eine allgemeine, umfassendere, mehr den Menschen ansprechende Ansicht geltend.

Dazu sei aber eine Kenntnis der Quellen der Geschichte, die noch in den Bibliotheken und Archiven vergraben liegen, unumgänglich nötig. Diese gelte es zu sammeln. Das solle die Hauptaufgabe einer Vereinigung von Gelehrten und Geschichtsfreunden sein. Ihre Organisation könne auf zweierlei Art erfolgen. Entweder sollten die Gelehrten als Mitglieder einer großen Gesellschaft arbeiten, oder es sollten sich besondere örtliche Gesellschaften bilden, deren jede selbständig nach einem gemeinschaftlichen Ziele strebte. Im letzteren Falle müßte sich eine besondere Gesellschaft für das westliche Deutschland mit dem Sitze in Cöln bilden, eine in Wien, eine in München, eine in Stuttgart usw. An der Spitze einer jeden stünde ein Präsident, z. B. in Wien der Erzherzog Johann, in München der Kronprinz von Baiern, in Cöln der Kronprinz von Preußen. Die Teilung solcher wissenschaftlicher Bestrebungen war damals nicht so selten, dachte doch Sack allen Ernstes, um den Schwierigkeiten der Lokalfrage bei der neuzugründenden rheinischen Universität zu begegnen, an Berücksichtigung

der drei Städte Cöln, Bonn und Aachen, von denen er jeder ein besonderes Arbeitsgebiet zuzuweisen vorschlug.[9])

Schließlich nimmt Stein auch noch zu der Frage nach den „für das Sekretariat geeigneten Subjekten" Stellung und macht gegen Savignys Vorschlag sofort Bedenken geltend, die für seine Auffassung des Ganzen höchst charakteristisch sind. Er verlangt einen zünftigen Historiker, der mit der deutschen Geschichte und ihren Hilfswissenschaften besonders vertraut ist. „Können die Herren Grimm als solche angesehen werden? Sie scheinen mehr Sprach- als Geschichtsforscher zu sein. Als solche haben sich mehr Pfister, Vogt, Gemeiner bewährt!" Hier in der Personenfrage, die eigentliche eine sachliche Frage ist, zeigt sich die erste Differenz zwischen Stein und den Berlinern, die mit der Zeit noch weiter sich entwickeln sollte.

Wenige Tage nach der Niederschrift dieses Briefes an Eichhorn sprach Stein mit dem General-Vikar des Bistums Konstanz, dem Herrn von Wessenberg über diese Angelegenheit. Wessenberg, der ein gelehrter Mann war und auch Archivkenntnis, besonders der süddeutschen Klöster, besaß, brachte die Gedanken Steins und seine eigenen darüber zu Papier. Seine Denkschrift führt den Titel: „Über die Sammlung der Hilfsmittel, die nötig wären, um eine durchaus befriedigende Geschichte des deutschen Vaterlandes zu erhalten" (s. Anlage 2). Zunächst ordnet Wessenberg die Materie nach bestimmten Gesichtspunkten, ihm schwebt ein bibliographisches Werk vor, ähnlich den Arbeiten Hallers, vielleicht seiner „Bibliothek der Schweizergeschichte, und aller Teile so dahin Bezug haben, systematisch und chronologisch geordnet, 6 Thle. 1785/7." Statt der Kantone sollten die alten Kreise hier die Rubriken bilden, unter denen die historische Litteratur zu registrieren wäre.

Sachlich sollte der Stoff innerhalb dieser lokalen Grenzen in verschiedene Fächer, wie Kirchengeschichte, Verfassungsgeschichte zerlegt werden. Dann folgt eine Definition der Quellen und Hilfsmittel, unter den letzteren erscheinen bereits die Sagen der Vorzeit und vaterländische Lieder und Gedichte, deren Aufnahme in die Sammlung ihm als wünschenswert erscheint.

---

[9]) Goethe Briefe. Weim. Ausg. Abt. IV Bd. 26 S. 397.

Das zweite Kapitel des Wessenbergschen Entwurfes befaßt sich mit der Frage nach der Aufsuchung der Quellen. Den Landesgesellschaften wird hier der Vorzug gegeben, weil deren einzelne Mitglieder bereits die Kenntnis der historischen Literatur ihres Landes mitbrächten.

Ein allgemeiner historischer Verein mit dem Sitze in Cöln, aus Deputierten der einzelnen Landesvereine hervorgegangen, ist als Mittelpunkt des Ganzen gedacht. Direktor und zwei Beistände werden von ihm gewählt, er wacht darüber, daß die Arbeiten in den Landesvereinen nach einem bestimmten Plane organisiert und ausgeführt werden.

Stein scheint im großen und ganzen mit diesem Entwurfe einverstanden gewesen zu sein, denn er sendet ihn mit dem Schreiben vom 30. März 1816 (s. Anlage 3) an Eichhorn mit der Bitte, ihn Savigny vorzulegen, damit dieser sich mit anderen Historikern, z. B. Heeren in Göttingen, Wilkens in Heidelberg, Docen, Grimm usw. in Verbindung setze.

Ob und wie weit Savigny dem Verlangen nachgekommen ist und noch andere Gutachten eingeholt hat, kann ich nicht sagen, jedenfalls machte er sich bald nach Empfang dieses Wessenbergschen Planes und der Steinschen Aufforderung ans Werk und setzte den sog. Berliner Plan [10]) auf. In dem von Steig veröffenlichten Briefe an Jacob Grimm vom 25. Mai 1816 konnte er schon ausführlicher über die „Landesgesellschaften für deutsche Geschichte“ berichten. Außer dem literarischen Erfolge, den er erhoffte, könnte die Sache nach Savignys Ansicht noch zwei herrliche Folgen haben: „1. Verbrüderung der Deutschen verschiedener Staaten, die dann an einem und demselben großen Werke arbeiten, 2. Wecken und Anregen manches guten Talentes, das sonst vielleicht ganz verborgen geblieben wäre, und zugleich hinleiten so vieler Geschichts- und Sammlerliebhaberey reicher Leute sowohl als ameisenartig fleißiger auf ein bestimmtes Ziel.“

Den Gedanken, die Brüder Grimm als Sekretäre zu gewinnen, was sich mit einer Anstellung bei der neu zu begründenden Universität Köln sehr gut vereinigen ließe, hat er sich, wenn Eichhorn Steins Bedenken überhaupt zum Aus-

---

[10]) Abgedruckt bei Pertz VI, 2, S. 101 ff. der Beilagen.

druck gebracht, nicht ausreden lassen, denn er fordert sie jetzt direkt auf, auch ihrerseits geeignete Maßregeln zu treffen.

Es ist leicht erklärlich, daß Savigny bei der Niederschrift des Berliner Planes seine Lieblingsideen, die wir im ersten Briefe Steins bereits durchschimmern sahen, noch weiter ausgebildet hat, zumal da der Wessenbergsche Entwurf seinen Gedanken soweit entgegen zu kommen schien. Und das zeigte sich besonders in dem Bestreben, das Arbeitsgebiet der Gesellschaften möglichst weit auszudehnen, sowohl in Absteckung der zeitlichen Grenzen, als auch in bezug auf die Bestimmungen über die Art der aufzunehmenden Denkmäler. Außer der Sammlung aller bereits gedachter historischer Quellen bezieht der § 13 noch besonders die Werke der alten Kunst, wie Gebäude, Bildwerke und Gemälde in das Arbeitsgebiet hinein. Wollte Wessenberg nur die Sagen der Vorzeit, vaterländische Lieder und Gedichte berücksichtigt wissen, so geht Savigny noch weiter, indem er die Kodifikation aller noch erhaltenen Sitten und Gebräuche verlangt. Alte Volksdichtungen, Musik und Tanz sollten aufgezeichnet, ländliche Gebäude, Acker- und Handwerksgerät deutscher Art sollten in Zeichnungen oder Modellen gesammelt werden. Er wollte also die Gesellschaft für das, was wir heute Volkskunde nennen, interessieren. Der § 14, der ganz neu und den Berlinern eigen ist, legt der Gesellschaft noch die Sorge für eine wirklich gelehrte deutsche Philologie auf. Demnach sollen vorläufig erst alle hierher gehörigen, nur handschriftlich vorhandenen Werke, die vor dem 14. Jahrhundert liegen, kopiert werden, die Abfassung aller möglichen Grammatiken und Idiotica germanischer und deutscher Stämme wird in Aussicht genommen.

In organisatorischer Hinsicht legt der Berliner Plan den Schwerpunkt des ganzen Unternehmens in die Landesgesellschaften, die auch in den Niederlanden und in der Schweiz zu errichten wären. Als Hauptaufgabe wird ihnen angewiesen, deutsche Geschichte und nicht etwa die Geschichte des einzelnen Territorialstaates zu treiben; zu diesem Zwecke wäre zunächst festzustellen, was in den jeweiligen Gebieten an Quellenmaterial vorhanden wäre und welche Männer sich zur Mitarbeit eigneten. An die Spitze dieser Gesellschaften sollen, wie bei dem ersten Entwurfe Männer von bekanntem oder geliebtem Namen treten.

Jeder Ausschuß ernennt einen Sekretär, der die Korrespondenz mit dem Mittelpunkt der Gesellschaft besorgt.

Diesen Mittelpunkt bildet ein Sekretariat, das aus 2—3 Personen, die keinem einzelnen Landesverbande angehören, besteht und die Verbindung aller einzelnen Landesgesellschaften untereinander erhält. Das ist wohl die schwächste Seite des Berliner Planes — abgesehen vielleicht von der ungemeinen Erweiterung des Arbeitsgebietes, die er vorschlug; denn von einer Zentrale kann jetzt wohl kaum mehr die Rede sein, das Sekretariat ist nur ein Apparat, der die Korrespondenz besorgt, von irgend einer Jniative oder Direktive, von einem Einfluß auf die Geschäfte, die ihm zugestanden werden müßten, wenn das Ganze nach einheitlichen Gesichtspunkten geleitet werden sollte, ist nicht mehr die Rede. Das Ganze ist eine Art Gelehrtenrepublik, die nur durch ein loses Band zusammengehalten wird. Ein Präsident ist nicht einmal aus dekorativen Gründen vorgesehen. Jn so fern bedeutet dieser Plan eine Verschlechterung gegen den Wessenbergschen Entwurf, bei dem die Deputierten der einzelnen Landesgesellschaften doch in einem Kollegium zusammengefaßt, und mit einem Direktor an der Spitze eine gewisse Gewähr für eine einheitliche Geschäftsführung bieten konnten. War das Absicht? Gehörte eine straffe zentralistische Zusammenfassung zu dem, „was eine Eifersucht der übrigen deutschen Staaten erwecken konnte“ und was man daher mit Sorgfalt zu vermeiden suchte?[11] Ein Wunder wäre es nicht, wenn sich die Schatten des beginnenden Bundestages bereits in diesem Unternehmen zu spiegeln begonnen hätten. Bei einer zentralistischen Organisation hätte es ja geschehen können, daß eine preußische Landesgesellschaft unter einen österreichischen Präsidenten zu stehen gekommen wäre, oder umgekehrt, jedesmal wäre eine Verstimmung zum mindesten die Folge gewesen.

Oder lag das Mangelhafte in der Eigenart Savignys?

Jn § 4 des Berliner Planes wurde bestimmt, daß der Anfang zur Gründung von Landesgesellschaften nicht von einem allgemeinen Beschlusse abhängig gemacht werden sollte. Vielmehr sei ein sofortiger Anfang, wenn auch nur von wenigen,

---

[11]) Eichhorn an Stein. 1. Juni 1816. Pertz. V, 59.

oder gar von einem Landesvereine unternommen, wünschenswert. Damit nun kein anderer Staat zuvorkomme, gaben die Berliner diesen Plan, noch ehe er Stein vorgelegt worden war, beim Staatskanzler von Hardenberg ein. Am 1. Juni 1816 bekommt Stein durch Eichhorn von der Tatsache Kenntnis; die Eile, mit der die Eingabe erfolgte, wird damit motiviert, daß durch die bevorstehende längere Abwesenheit des Staatskanzlers eine Verzögerung veranlaßt worden wäre, woran am Ende die Ausführung im preußischen Staate gescheitert wäre.

Und auf eine aktive Unterstützung der Regierungen war ja der Plan mehr oder weniger zugeschnitten, § 21 gibt ihnen sogar die Iniative zur Begründung der jeweiligen Landesgesellschaften.

Hardenberg, um das gleich vorweg zu nehmen, kümmerte sich nicht weiter um die Gesellschaft, als daß er dem Archivwesen einige Aufmerksamkeit zuwandte und für die Erhaltung der durch die politischen Veränderungen an Preußen gelangten Urkunden sorgen ließ,[12]) was gewiß den Beifall Steins gefunden hat.

Als dann später Altenstein in Preußen Kultusminister geworden war, wird die Angelegenheit von ihm keine große Förderung erfahren haben, denn was war von einem Manne zu erwarten mit Bezugnahme auf dessen Liebhaberei für Naturgeschichte Stein einmal sagte, unsere Nation habe ein größeres und allgemeineres Interesse an ihrer Geschichte, als an der Kenntnis irgendeiner Erika vom Kap oder eines brasilianischen Affen neuer Art.[13])

Wie sich Stein dem Berliner Plan gegenüber verhalten hat, kann ich durch eine direkte briefliche gleichzeitige Äußerung nicht feststellen. Er wird den Verlauf, den die Sache nehmen würde, wohl vorausgesehen haben, darum ließ er sie ihren Gang gehen. Inzwischen ruhte er aber nicht, für die Sache im allgemeinen nach allen Seiten hin tätig zu sein. So unterhandelte er mit Kindlinger, dem früheren Abte von Fulda, der bei ihm zu Besuche war, und ließ sich von ihm über den Aufenthaltsort vieler Urkunden belehren. Ja er erwägt sogar, wenn er erst seine Privatangelegenheiten

[12]) Pertz V, 58.
[13]) Pertz, V, 477 und 565.

in Ordnung gebracht, eine Reise nach Karlsruhe, Stuttgart und Wien zu unternehmen, um die dortigen Archive genauer kennen zu lernen. (Anlage 4.) Daran war ihm besonders gelegen, daß die Archive auf ihren Inhalt untersucht würden. Das vorhandene sollte festgestellt, nach verlorenem und verschollenem gesucht werden, so lange noch die Erinnerung bei einigen Leuten frisch sei. So fordert er Eichhorn auf, bei der preußischen Regierung zu bewirken, daß die große Menge von Urkunden, die von den Franzosen „faßweise“ nach Paris geschafft seien, gemeinsam mit Bayern und Hessen reklamiert würden. Auch die Ausbildung für die Forschung geeigneten Personals liegt ihm am Herzen, an einzelnen Archiven sollten „Archivat-Anstalten“ zur Ausbildung tüchtiger Archivare eingerichtet werden.

Als dann die Angelegenheit durch den Berliner Plan auf eine bestimmte Basis gebracht war, wirkte er, wenn auch mit gewissem Vorbehalte, weiter für die Sache. So sendet er diesen Plan mit einem dringenden Schreiben an den Erzherzog Johann (s. Anlage 7), mit dem er bereits über die Bekanntmachung der Wiener Quellen gesprochen hatte. Das Schreiben, mit dem Stein den Erzherzog Karl für die Angelegenheit zu gewinnen versuchte, hat Lentner abgedruckt.[14]) Hier bezeichnet Stein den Berliner Plan ausdrücklich als das Resultat der Beratung mehrer achtbarer deutscher Gelehrten. Daß er noch nicht als feststehend gelten konnte, geht noch deutlicher aus seinem Verlangen hervor, dem Grafen Solms-Laubach den Plan zum Gutachten vorzulegen, mit der Bitte, um Abgabe von Vorschlägen zu seiner Ausführung. In diesem Bestreben, Männer von Bedeutung für die Angelegenheit zu gewinnen, ihre Meinung zu hören, eventuell ihre Mitarbeit sich zu sichern, wandte sich Stein auch an Goethe, dessen Einfluß in der gebildeten Welt er schätzte und von dem er wußte, daß auch bei der preußischen Regierung sein Votum etwas galt. Hatte er doch kurz zuvor diesen Einfluß Goethes seinen Absichten bei der Bergung der am Rhein vorhandenen Kunstschätze dienstbar zu machen versucht.

Gesehen haben sich Stein und Goethe zum ersten Male am 9. Juli 1815 im Schlosse zu Bieberich, wo Goethe fast

---

[14]) Frh. v. Stein in Österreich. Wien 1873, S. 21.

regelmäßig während seines Wiesbadener Sommeraufenthaltes die Sonntage zu verbringen pflegte. Die Beziehungen Goethes zur Familie des Freiherrn v. Stein sind aber schon älter, sie fallen bereits in die Jugendzeit des Dichters. Die Mutter Steins, eine fromme Dame, war eine Verehrerin Lavaters.[15]) Als dieser auf seiner Rheinreise, die er im Sommer 1774 mit Goethe unternahm, nach Ems kam, lud ihn Frau von Stein, die ihn predigen gehört, zu sich auf ihr Schloß in Nassau ein. Lavater hat hier einige Tage zu Besuch geweilt, als Goethe von dringenden Geschäften nach Frankfurt zurückgerufen war. Das Manuskript des Werther, dessen ersten Teil ihm der Dichter zurückgelassen, lernten auch die Damen der Familie kennen. Als Goethe dann nach Abwickelung seiner Geschäfte wiederkehrte, war er mit Lavater und Basedow Gast im Steinschen Hause, wo er auch Frau v. Laroche traf, deren Mann wie der der Frau v. Stein im kurmainzischen Dienste stand. Die Tochter des Hauses, Frau v. Werthern, sollte Goethe später in Weimar kennen lernen, der Sohn Karl, der spätere Minister, hatte kurz zuvor in Begleitung seines Mentors, eines Bruders des Aktuars Salzmann, die Universität Göttingen bezogen.

Frau v. Stein scheint sich sehr für den jungen Dichter interessiert zu haben, in ihren Briefen an Lavater beschäftigt sie sich verschiedentlich mit ihm, so schreibt sie z. B. bei der Nachricht[16]) vom Tode der Frl. v. Klettenberg: „Für Herr Göde halte es für ein Unglück. Nichts ist dem zu gleichen, der sich beschäftigt uns den Weg der Tugend zu zeigen."

In den physiognomischen Fragmenten hat Lavater wiederholt ihr Bild gegeben.[17]) Dann hören wir lange Zeit nichts mehr von Beziehungen zwischen Goethe und Gliedern der Familie des Frh. v. Stein. Erst bei Beginn der Campagne in Frankreich besucht Goethe den älteren Bruder des Freiherrn, Johann Friedrich, der in preußischen Diensten eine Art Residentenstelle in Mainz innehatte. Der Herzog Karl August hielt viel von ihm, dessen Bekanntschaft Goethe wohl bei

[15]) Vgl. zu dem folgenden Funck, Henriette Karoline v. Stein und Lavater. Beil. zur Allgemeinen Zeitung 1904 Nr. 123.

[16]) Funck a. a. O. S. 379.

[17]) Ch. II, 284 u. Ch. III, 316/7.

einem Besuche in Weimar gemacht haben wird. Jetzt bei Beginn des Feldzuges wendet sich Goethe sofort nach seinem Eintreffen in Mainz an den Residenten, der ihn auch mit den nötigen Karten versieht.

Bei seinem Aufenthalte in Wiesbaden im Sommer 1814 verkehrt Goethe viel bei den Fräuleins v. Stein, den Schwestern des Freiherrn, in deren Gesellschaft er z. B. ein Fest in Sonnenberg mitmacht. Im Sommer darauf lernt er nun auch den Minister persönlich kennen, es erfolgt die Einladung nach Nassau, von wo aus dann die beiden die Reise den Rhein hinunter nach Cöln und wieder zurück nach Nassau unternehmen.[18])

Über die Reise schreibt Goethe ausführlich an seinen Sohn,[19]) daß sie so bedeutend als kurz gewesen. Überall sei er enthusiastisch, ja fanatisch aufgenommen, so daß man es kaum erzählen dürfe. Beinahe alles habe er gesehen und sei angeregt worden, über Erhaltung und Ordnung der Kunstschätze am Rhein ein Gutachten abzugeben. Daß er mit Stein gerade in diesem Momente die Reise machte, habe viel zu denken gegeben, aber sie sei absichtslos aus dem Stegreife erfolgt.

Ganz so absichtslos wie Goethe hier meint, war die Reise wenigstens von Steins Seite nicht unternommen worden. Dieser wollte ausgesprochener Maßen Goethe für die Fragen nach der Neuordnung der Dinge, soweit sie in das Gebiet der Angelegenheiten für Kunst und Altertum einschlugen, interessieren und womöglich für seine Pläne gewinnen. Daß hierbei auch politische Fragen, wie sie die Gründung der rheinischen Universität mit sich brachte, zur Sprache kommen mußten, war selbstverständlich. Goethe hütete sich jedoch hierauf einzugehen. Er schrieb seinen Aufsatz über Kunst und Altertum am Rhein, Main und Neckar für das große Publikum, zu dem er für die engeren Kreise noch besondere Anmerkungen machte.[20])

---

[18]) Vergl. darüber Arndts Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein.

[19]) 11. Juli 1815.

[20]) An Schuckmann 1. Nov. 1815. Werke Abt. IV, Bd. 26 S. 128.

So läßt Stein auch jetzt, wo es galt für die Sammlung der Quellen zur deutschen Geschichte Propaganda zu machen, dem Dichter den Berliner Plan übersenden. Goethe erhielt ihn durch den Kanzler von Müller am 21. August 1816 in Tennstädt, einem kleinen thüringischen Orte, wo er Aufenthalt genommen, als die auch für dieses Jahr geplante Reise ins „Mutterland" nicht zustande kam. Der Plan beschäftigte ihn einige Zeit, viel Hoffnung scheint er, der sich nur als „Wanderer" in dem Felde, das durch die Gesellschaft angebaut werden sollte, betrachtete, nicht gehabt zu haben. Strenge historische Forschung lag nicht im Bereiche seines Wirkens. So schrieb er am 28. August desselben Jahres an Zelter:[21]) „Ich bin in diesen Tagen veranlaßt einige Blicke in's Deutschthum zu lenken und nach meiner Art kann ich nicht lassen sogleich einige Schritte zu thun. Kann ich Dir dabey etwelche Balladen erhaschen; so soll es mein größter Gewinn seyn. Der Angelegenheit selbst will ich auch gerne dienen, nur ist mir das betrübste daß die Deutschen nicht immer deutlich wissen ob sie volle Waizengarben oder Strohbündel einfahren."

Der § 14 des Entwurfs, der von den Aufgaben der deutschen Philologie handelte, gab ihm den willkommenen Anlaß, seine jungen deutsch gesinnten Freunde zu befragen; so geht der Plan mit einem Schreiben am 29. August 1816 an die Brüder Grimm. Diese fanden den schwachen Punkt des Planes bald heraus: „Wäre er weniger aus allgemeinen Betrachtungen, sondern aus einem einzelnen bei einer schon wirklich vorgenommenen Arbeit lebhaft gefühlten Bedürfniß hervorgegangen, so würde er beschränkter, aber auch zur Ausführung faßlicher seyn,"[22]) äußeren sie sich treffend.

Da nun an eine völlige Ausführung dieses Planes nicht zu denken sei, die abgesteckten Grenzen hingegen nur das Ideal dessen bezeichnen, was anzustreben sei, so erweitern nun auch die Brüder Grimm auf Grund besonders der §§ 14 und 15 den Entwurf und arbeiten einen vollständig neuen Plan aus zu einer „Gesellschaft für altdeutsche Litteratur und das,

---

[21]) Goethe Werke Weimar. Ausg. Abt. IV. Bd. 27 S. 150.

[22]) Vgl. Grimm an Goethe 20. Sept. 1816. Schr. d. Goethe-Gesellschaft 14, 216. Dazu Steig S. 138.

was damit natürlichen Zusammenhang hat, nämlich das deutsche Volksleben".

Dieser Entwurf,[23]) der nach ihrer Meinung dem Berliner Plane größtenteils einverleibt werden könnte, will, um nur einen Punkt besonders hervorzuheben, vor allen außer den bereits sonst gedachten Gelehrten und Geldleuten noch die Landgeistlichen zur Mitarbeit heranziehen. Auch ein Wörterbuch der altdeutschen Sprache aus dem 12.—14. Jahrhundert, zu dem alle wissenschaftliche Mitglieder Beiträge einzusenden hätten, und die von einem oder höchstens zwei dazu Beauftragten verarbeitet werden müßten, erscheint unter den Aufgaben dieser Gesellschaft.

Außer den Brüdern Grimm hatte Goethe noch einen Historiker zur Abgabe eines Gutachtens aufgefordert. Nach Steig[24]) lag bei den Akten die „Errichtung einer deutschen Gesellschaft für Geschichte und Sprache betr. 1816": ein solches historisches Gutachten von unbekannter Herkunft.

Goethe erstattete dann über die ganze Angelegenheit dem Großherzoge Bericht, der es für wünschenswert hielt, daß der Dichter an der nützlichen Anstalt, der er das beste Gelingen wünschte, teilnehme, und dann gingen die Akten mit dem Schreiben vom 6. November 1816 (s. Anl. 9) an den Freiherrn v. Stein nach Nassau.

Was war nun aus den einfachen, im ersten Briefe Steins niedergelegten Gedanken geworden? „Einen Turmbau zu Babel" hatten sie aufgeführt, der in die Wolken stieß und den realen Boden ganz verloren hatte.

So kam man nicht weiter, das war Stein zu Genüge klar geworden, je mehr er befragte, desto mehr Meinungen mußte er hören. Jeder wünschte das ausgebaut, womit er sich beschäftigte. Den Gelehrten durfte, so viel hatte sich durch den Gang der Dinge aufs deutlichste gezeigt, bei der Frage der Organisation eine leitende Stelle nicht eingeräumt werden. Hier griff nun der Staatsmann ein, und da von der preußischen Regierung auf die Eingabe der Berliner nichts erfolgt war, so setzte Stein sich mit einigen Freunden in Verbindung und

---

[23]) Steig S. 146 ff.

[24]) a. a. O. S. 154.

gründete im Januar 1819 die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, deren Programm er entwarf und in festen Zügen niederschrieb. (Vgl. das Faksimile S. 294/95.) Von diesem Augenblicke an kann man eigentlich erst von den „Monumenten" reden, und dieses Blatt ist ihr Geburtsschein.

„Es bildet sich ein Verein zur Beförderung der Ausgabe der Quellenschriftsteller deutscher Geschichte des Mittelalters, und hat seinen Sitz in Frankfurt," so lautet die klar umschriebene Aufgabe, die zunächst enger gefaßt war, als sie später ausgeführt wurde, denn nur die «scriptores» konnten wörtlich genommen, damit in Betracht kommen. Die Beschränkung war aber vor der Hand notwendig, eine Erweiterung konnte immer noch erfolgen, wenn sich die Frage nach dem, was eigentlich als Geschichtsquelle zu gelten hatte, geklärt hatte. Frankfurt wurde als Sitz der Gesellschaft gewählt, weil hier der Sitz des Bundestages war, mit dessen Gesandten Stein befreundet und durch deren Regierungen er Förderung der Angelegenheit erwarten durfte. Denn auf ihr Wohlwollen mußte er großen Wert legen, sie hatten die Hand auf den Archiven, und dann mußte er, sollte die Angelegenheit im allgemeinen deutschen Sinne in die Wege geleitet werden, mit der Vereinigung dieser Regierungen unterhandeln. Ging der Plan von Berlin aus, so bestand immer die Gefahr, daß die Sache unter preußischer Flagge segeln würde, und das hätte dem Ganzen Abbruch getan.

Die Mitglieder des Vereines bestehen 1. aus Leuten, die durch Geldbeiträge das Unternehmen fördern, 2. aus Gelehrten, die nach einem verabredeten Plane die Quellen bearbeiten, 3. aus denjenigen, welche den Zugang zu den Sammlungen vermitteln, also den Archivverwaltungen und in letzter Linie den Regierungen.

Eine Vergrößerung des Vereines durch Kooptation war vorgesehen, die Leitung der Geschäfte wird einer Direktion übertragen, unter ihr steht als allgemeiner Geschäftsführer der Gesellschaft der Sekretär; ihre Kompetenzen sind wenigstens im Prinzipe gegeneinander genau abgegrenzt. Die Gelehrten haben als solche mit der Leitung nichts zu tun. Sie bekommen ihre Arbeiten, über deren Aufnahme in das Werk die Direktion entscheidet, zugewiesen. Dieser Entwurf bildete

Es bildet sich ein Verein zur Beförderung der Ausgabe der Quellen-Schriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters, und hat seinen Sitz in Frankfurt.

Die Mitglieder des Vereins verbinden sich ~~die~~ jenen Zweck zu befördern, theils durch Beitrag Geldbeiträge, theils durch eine dem anzubereitenden Plan gemäße Bearbeitung der Quellen selbst, endlich durch ihre Bemühungen [Einfluß und Gebrauch] ~~die vorhandenen Handschr~~ die Benützung der+ vorhandenen Handschriften, zu verschaffen, und noch unbekannte ~~Urkundensammlung~~ ++ herauszufinden, und

+ in denen öffentlichen oder privat ~~Sammlung~~ Bücher und Urkunden Sammlungen

++ und unbenutzte Geschichtsquellen.

zu erforschen, und nicht
~~und Credit zu machen zu lehren~~
~~zu machen~~, und jedes Mitglied Theil [illegible],

Die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus
denen in d. Anlage benannten Mitgliedern,
sie wählt künftig eine ~~bes~~ gleiche Zahl
neuer zur Erweiterung ihres Wirkungskreises
~~aufzunehmen~~ zu verwenden, und ihre Arbeiten zu vertheilen —

Die Wahl eines neuen Mitglieds
geschieht auf den Vorschlag eines der
ältern, durch Stimmenmehrheit der hier
anwesenden

Zu Leitung der Geschäfte des Vereins
wird ein Director bestellt, welcher die
Correspondenz mit denen Mitgliedern

Wenn einmal angeschlossen ~~...~~ ihr
~~Gesellschaft~~ angezogen
wird er ~~...~~ geleistet
hat zur Erweiterung
~~...~~ Zwecks der
Gesellschaft u. zur
Erfüllung seiner
Verbindlichkeiten
geleistet hat

und Schrift und sonstiges Schreibwesen führt,
die Zuführung der eingesandten Arbeiten
und ihre Redaction übernimmt,
die Honorarien der die Ausgaben der
~~Schr~~ Quellen bearbeitenden Gelehrten
bestimmt,
die Contracte mit deren Buch Verlegern,
Buchhandlung schließt, und auf ihre die
der Vorangehenden Erfüllung ~~der von ihr eingegangenen Verbind~~,
~~lichkeiten~~ hält,
die sämmtlichen Urkunden der Ges.,
Gelder und und Schatzbriefe.
Der Secretair der Gesellschaft ist

unter Leitung des Directors der allgemeine Geschäftsführer der Gesellschaft, besorgt die in ihrem Namen ergehende Ausfertigungen, hat Siegel und Registratur in seiner Verwahrung, führt das Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft.

Er stellt gewöhnlich den ~~Zustand~~, [ihre Resultate] der von ihren Vereinen vorgenommenen Arbeiten, in einem Bericht zusammen, der nachgehends zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.

die Grundlage der am 20. Januar 1819 gegründeten Gesellschaft, deren Statuten vom 12. Juni desselben Jahres[25]) sich im wesentlichen mit ihm decken. Abweichungen sind nur redaktioneller Natur. Einige Zusätze führen das bereits angedeutete klarer aus; so wird unter den Aufgaben der Direktion noch besonders angeführt, daß ihr die Herbeischaffung der den Bearbeitern notwendigen wissenschaftlichen Hilfsmittel, wie Mitteilung von Handschriften obliege. Auch die Bestellung einer Redaktion für die eingehenden Bearbeitungen neben dem Sekretariate war bereits im Entwurfe als Organ der Direktion vorausgesehen.

Die Zentraldirektion bestand aus fünf Ministern, die mit Ausnahme Steins zugleich Bundestagsgesandte waren, der Bayer Frhr. v. Aretin, der Württemberger Frhr. v. Wangenheim, der Badener Frhr. v. Berckheim und der Mecklenburger Frhr. v. Plessen.

Als Sekretär zeichnete der badische Legationsrat Büchler, für die Redaktion war der badische Archivrat Dr. Dümge verantwortlich. Als außerordentliche, korrespondierende und Ehrenmitglieder war eine große Anzahl Gelehrter gewonnen, aber weder Savigny, noch die Brüder Grimm, noch Goethe befinden sich unter ihnen.

Das war sicher kein Zufall, es bedeutete vielmehr einen Systemwechsel; gegenüber der freien Vereinigung von Gelehrten und Vereinen, die Savigny vorschwebte, hatte die Gesellschaft jetzt, schon durch die amtlichen Eigenschaften ihrer Zentraldirektoren einen anderen Charakter bekommen. Die Gefahr, daß politische Fragen in diesen rein wissenschaftlichen Verein hereingetragen würden, lag damit nahe und blieb nicht aus. Von politisch rechts- wie linksstehender Seite wurden dem Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die jedoch Steins in solchen Wirren erprobte Kraft zu überwinden verstand. Den Gründern mußte daran liegen, wie wir gesehen hatten, die Regierungen für ihre Sache zu erwärmen. Am 12. August 1819 übergab der Freiherr v. Aretin eine von Fritz Schlosser, dem Freunde Goethes und Ehrenmitgliede der Gesellschaft, verfaßte Denkschrift[26]) dem

[25]) Archiv I, 80 ff.
[26]) Archiv I, 73.

Bundestage, der daraufhin den deutschen Regierungen das Unternehmen zur Unterstützung empfahl. Als nun durch die Karlsbader Beschlüsse das Leben der Universitäten bedroht wurde, machten verschiedene Gelehrte die sich als Mitarbeiter der Gesellschaft zur Verfügung gestellt hatten, auch die Mitglieder der Zentraldirektion, von denen 4 den Beschlüssen des Bundestages mindestens nicht widersprochen hatten, verantwortlich. So will Falk[27]) aus Kiel seine Arbeiten keinem Zensor ausgesetzt sehen „wer sichert mich, daß Lesarten in Adam von Bremen oder erläuternde Noten dem Zensor nicht misfällig scheinen und gestrichen werden?" Und Dahlmann erklärt dem Freiherrn von Stein, daß die akademischen Lehrer den Staatsmännern, die jetzt an dem Untergange der Universitäten arbeiten, ihre Würden und Ehren schon lassen müßten, aber er weigert sich entschieden, freiwillig mit denen in eine Gemeinschaft zu treten, die „falsches Zeugnis über sie abgegeben haben." Vergebens suchte Stein, der der Gesinnung, aus der diese Äußerungen flossen, seine Achtung nicht versagt haben mag, zu vermitteln, indem er ihnen entgegenhielt, daß das literarische und historische Unternehmen in gar keiner unmittelbaren Beziehung zur Gegenwart stünden; die Teilnahme einzelner Bundestagsgesandter sei teils etwas zufälliges, teils die Sache förderndes. Auch verbürgte er sich für die Achtbarkeit ihrer Gesinnung, da er doch sonst nicht mit ihnen in Verbindung getreten sei. Es gelang ihm zunächst nicht, jene zu überzeugen. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk das Gelehrtenvolk" schrieb Stein mit Bezug hierauf mißmutig an Gagern.[28]) Glücklicherweise fanden die Dahlmann und Falk keine Nachfolger, sonst wäre die Ausführung des Werkes ernstlich in Frage gestellt worden.

Aber auch von der anderen Seite blieben die Anfechtungen nicht aus. In einer politisch aufgeregten Zeit wurde eben alles durch den politischen Spiegel betrachtet, und da fanden reaktionäre Kreise, daß ein solches Werk leicht zum Hebel des Umsturzes der Staaten gebraucht werden könne. In Österreich wurden solche Bedenken laut. So erklärte Friedrich v. Gentz[29])

[27]) Pertz V, 470 ff.
[28]) Pertz V, 473.
[29]) Pertz V, 582 f.

im Auftrage Metternichs nach dem Berichte von Pertz an Stein: „Dem Kaiser sei das Entstehen dieser Gesellschaft unmöglich angenehm gewesen, zu viele Erfahrungen rechtfertigten den vorläufigen Verdacht gegen alles, was jetzt als Gesellschaft oder Vereinigung auftrete. An Erhaltung des Bestehenden gebunden, gleiche Österreich einer belagerten Festung, welche gegen den unter allen Gestalten angreifenden Feind auf der äußersten Hut sein müsse. Belebung des historischen Geistes möge sehr wünschenswerth erscheinen. Österreich aber frage, wozu die Geschichte gebraucht werden solle? In einer Zeit, die alles in Gift zu verwandeln wisse, gebe sie so gut gegen als für das Bestehende Waffen."

In einer Zeitschrift, dem Archiv für Deutschlands ältere Geschichtskunde, deren erster Band 1820 erschien, wurden die Einzelheiten einem größeren Publikum zur Kenntnisnahme und eventuellen Mit- und Weiterarbeit vorgelegt. Die Verwaltung und die Gelehrten legten hier Bericht ab von dem, was ihrerseits geschehen; hier konnte also klar festgelegt und an Beispielen erläutert werden, in welcher Weise man sich die Anlage und Ausführung des Ganzen dachte. Stein wachte darüber, daß nach keiner Seite von dem Plane, dessen Ausführung er ins Auge gefaßt, abgewichen werde; merkte er solche abweichende Bestrebungen, so konnte er sehr unangenehm werden. Eine kleine Episode mit Goethe mag dies kurz verdeutlichen. Die Gesellschaft hatte den Dichter wohl auf Fritz Schlossers Anregung natürlich nicht ohne Steins Wissen und Billigung am 28. August 1819 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Die Korrespondenz darüber befindet sich jetzt in unserem Besitz (s. Anl. 20 ff.)

Goethe hatte, wie die Übersicht des Briefwechsels[30]) ergibt, am 5. Oktober 1819 unter lebhafter Bezeugung seiner Teilnahme willkommene Mitteilungen in Aussicht gestellt. Stein hoffte, diese würden sich streng im Rahmen des nunmehr festgesetzten Planes halten. Als ihm dann Büchler einen Brief Goethes über eine silberne Taufschale[31]) aus dem Besitze der Großherzogin, womit in das archäologische Gebiet

[30]) Archiv I, 137.

[31]) Schüddekopf, Goethe-Jahrbuch 21, 64 ff.

abgeschweift wurde, vorlegte, schrieb er mit Bezugnahme auf Goethes Brief gereizt an Büchler: „Ich wünschte Herr Geheimrat Göthe hätte das ehrenvolle Verhältnis, welche eine hochansehnliche Gesellschaft ihm zu gönnen geruht,[32]) benutzt, um uns ein Verzeichnis der zu Jena befindlichen Handschriften zu schicken, worum er bereits ersucht worden."

Und als Stein ein Anerbieten, Übersetzungen der Schriftsteller zu geben, gemacht wurde, äußerte er sich gegen Büchler: „Es war wohl nie die Absicht deutsche Übersetzungen der Quellen zu liefern, vielleicht übernimmt Herr von Göthe dieses auf eigne Rechnung und zwar setzte er ironisch hinzu — in Hexametern!" Doch haben diese spöttischen Äußerungen keineswegs das Verhältnis beider getrübt, noch im Jahre 1827 besuchte Stein mit seiner Tochter Therese den Dichter in Weimar.

Stein stellte seine volle Kraft in den Dienst der Sache, die nunmehr ganz die seinige geworden war. Zuerst galt es die nötigen Mittel zusammenzubringen. Da warb er zunächst in dem Kreise seiner begüterten Freunde, wo er einigen, wenn auch nicht den gewünschten Erfolg hatte. Dann wandte er sich an die Regierungen, deren Aufgabe es sein müßte, alles, was die Hebung des Nationalbewußtseins fördere, zu unterstützen. Auch darin hatte er Erfolg zu verzeichnen. Unter den Staaten, die Beiträge bewilligt, erscheint auch die Stadt Frankfurt mit der für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutenden Summe von 750 Gulden. Dabei war Stein äußerst peinlich in der Annahme von Unterstützungen für die Sache. Als ihm von seiten des Kaisers von Rußland ein Beitrag in Aussicht gestellt wurde, lehnte er es ab, fremdes Geld anzunehmen, er hoffte, daß die Deutschen aus eigenen Mitteln ein nationales Unternehmen, wie das geplante, durchzuführen imstande sein würden.[33])

Die größten Opfer legte er aber sich selber auf, er hat eine Zeitlang das ganze Unternehmen aus seinen eigenen Mitteln über Wasser gehalten.

---

[32]) Worte aus dem Briefe Goethes an Stein v. 1. April 1820. Vgl. Pertz V, 491.

[33]) Pertz V, 477.

Denn gleich nachdem durch den Verein die Angelegenheit einen festen Mittelpunkt erhalten hatte, ging Stein an das eigentliche Werk, die Aufsuchung von Handschriften und ihre Verarbeitung. Jetzt führte er die Absicht aus, die er schon im Briefe an Eichhorn vom 30. März 1816 (s. Anl. 3) ausgesprochen, nämlich Gelehrte zu diesem Zwecke an die verschiedenen Orte zu schicken. Nachdem Dr. Dümge und Büchler schon einen kleinen Anfang gemacht, gelang es in Dr. Pertz wohl durch Heerens Empfehlung einen Mann zu gewinnen, der in Steins Absichten eingeweiht, diesem am meisten entsprach. Aus Steins Briefen an ihn geht deutlich hervor, wie eingehend der Staatsmann in den kleinsten Einzelfragen beschlagen war, er konnte dem Fachgelehrten mehr als Anreger, er konnte kenntnisreichster Beurteiler sein. Die vorletzte Anlage bildet ein Brief von Pertz an Heeren, der beweist, wie ernst der junge Gelehrte seine Berufung aufgefaßt hat. Wir ersehen aber ferner aus diesem wie aus einem Briefe Steins (s. Anl. 26), daß der Gedanke, Landesgesellschaften einzurichten, nicht ganz fallen, sondern in andrer Weise wieder aufgenommen werden sollte. Zu den Aufgaben, die Pertz gestellt waren, gehörte es auch, eine bayerisch-österreichische Gesellschaft zustande zu bringen, mit dem einzigen Zwecke, die Quellen zur hohenstaufischen Geschichte zu bearbeiten. Für die sächsische Periode war eine ähnliche Gesellschaft in Nieder-Deutschland geplant. Also anders als im Berliner Plane sollten die betreffenden Gesellschaften aus Fachleuten, die im gleichen Gebiete, wissenschaftlich genommen, arbeiteten, gebildet werden, die örtliche Zusammenfassung war infolge des Aufenthaltsortes der Urkunden hierbei mehr zufällig (s. Anl. 26). Wollte Savigny aus einzelnen erst zu bildenden Teilen ein Ganzes nachträglich schaffen, so ging Stein umgekehrt vor; erst mußte das Ganze geschaffen, das Rückgrat im Zentralverein gebildet werden, von dem sich nachher die einzelnen Teile für die Spezialarbeiten in Gestalt von Kommissionen ablösen konnten. Wir sind damit wieder bei der Frage angelangt, die in den ersten Anfängen der Gründung am heißesten umstritten wurde, sie hat ihre Lösung im Sinne Steins gefunden. Der praktische Staatsmann hat über den Gelehrten gesiegt.

Ein Brief Steins folgt Pertz noch nach Rom (Anl. 28),

damit ist unser Material zu Ende. Nach der Rückkehr aus Italien widmet sich Pertz noch weiter dem Werke. Als dann im Jahre 1826 der erste Band der Monumente erschien, so war das, soweit es seinen Inhalt betrifft, in erster Linie der aufopfernden Arbeit von Pertz zu danken, daß aber überhaupt ein Band die große Reihe der folgenden, bis heute noch nicht abgeschlossenen eröffnen konnte, ist einzig und allein Steins Verdienst. Er hat unter den schwierigsten Verhältnissen, die nur in großen Zügen angedeutet werden konnten, unbeirrt von allen Ablenkungen sein Ziel fest in den Augen behalten und als ein kundiger Steuermann sein Schiff, das bereits ehe es den Hafen verließ an Sandbänken festzufahren drohte, auf das Meer des freien wissenschaftlichen Lebens hinausgeführt.

R. Hering.

Anlagen.

1) Stein an [Eichhorn]. Frankfurt d. 26. März 1816.

Ihrem Freund H. v. Savigny danke ich für die Mittheilung seines gehaltreichen vortrefflichen Werks das ich mit dem größten Interesse gelesen, und dessen Fortsetzung ich begierig erwarte.

Die Vereinigung von Gelehrten und Geschichtsfreunden zur Bearbeitung der deutschen Geschichte, ihrer Quellen und Denkmäler wäre gewiß äußerst erwünscht, um deren bisherigen Unvollkommenheiten abzuhelfen, und ein großes allgemeines Interesse für sie zu gründen und zu verbreiten. Die gegenwärtige Zeit begünstigt auch ein solches Unternehmen, denn wir dürfen glauben daß die Liebe zur vaterländischen Geschichte wieder auflebe, wie die Erscheinung mehrerer guter sie betreffender Werke beweist, die mit Gründlichkeit und Geschmack geschrieben sind z. B. Pfisters Geschichte von Schwaben, Voigts Geschichte Hildebrands u. s. w. Indem die Bearbeitung der deutschen Geschichte in publizistischer Hinsicht alles Interesse verlohren hat, durch die Auflösung des deutschen Reichs, so tritt an dessen

Anmerkung. Sämtliche Dokumente sind eigenhändig von dem betreffenden Verfasser geschrieben, wenn sie nicht als Abschrift 2c. besonders bezeichnet sind.

Stelle eine allgemeinere, umfassendere Ansicht, die den Menschen mehr anspricht als publizistische Untersuchungen.

Ein Hauptgeschäft dieser historischen Gesellschaft wäre das Aufsuchen und bekant machen der in Bibliotheken, Archiven u. s. w. noch vergrabenen Manuscripten Urkunden. Ein großer Vorrath solcher Materialien findet sich in denen Bibliotheken und Archiven zu Wien, München, Carlsruh Stuttgard besonders in denen letzteren die Archive der Schwäbischen und Fränkischen Klöster. — Zum Gebot der Preußischen Regierung stehen die Archive der Nieder-Rheinischen Nieder Sächsischen u. Westphälischen Stifter und Klöster als Münster, Paderborn Essen, Werden Corbey u. s. w.

Aus Kollars Analectis Bibl. Vindob. kann man ungefähr den Reichthum der Wiener Bibliotheken an historischen Mscpten ersehen, leider ist aber seit 1762 zu ihrer Bekantmachung nichts von seinen Nachfolgern geschehen.

Sollen nun alle diese Materialien aufgesucht, geprüft und benutzt werden, so ist die gemeinschaftliche Thätigkeit vieler erforderlich, die sich an denen Orten aufhalten, wo sich diese Materialien vorfinden, die entweder als Mitglieder einer großen Gesellschaft arbeiten, oder die selbst besondere örtliche Gesellschaften bilden, deren jede selbständig nach einem gemeinschaftlichen Zweck strebt. Im letzteren Fall würde sich eine besondere deutsche Gesellschaft in Coeln für das Westliche Deutschland, eine in Wien, eine in München, eine in Stuttgard bilden, an der Spitze jeder derselben stünde ein Präsident z. B. in Wien der Erzherzog Johann dessen Johanneum bereits eine solche Bestimmung hat, in München der Kronprinz von Baiern, in Coeln der Kronprinz von Preußen. —

Die Nieder Rhein.-Westphälische hist. Gesellschaft würde durch ihre Thätigkeit denen anderen als Beyspiel vorleuchten. Die Geldmittel für diese würden sich auffinden bey denen dortigen oertlichen Hülfsquellen — und der in Coeln herrschende gute vaterländische Geist würde theils die vorhandenen angeben, theils neue bilden.

Was nun die zum Sekretariat tauglichen Subjekte anbetrifft, so wird ein solches nur ein Mann sein können der mit der deutschen Geschichte und ihren Hülfswissenschaften als Diplomatik, deutschen Staats u. privat Recht sehr vertraut ist. — Können H. Grimm als solche angesehen werden? Sie scheinen mehr Sprach- als Geschichtsforscher zu seyn — als solche haben sich mehr Pfister, Vogt, Gemeiner bewährt, auch erfahre ich daß in Breslau H. v. Raumer mit Erfolg die Geschichte der Hohenstaufen bearbeitet.

Daß in Berlin u. Breslau keine deutsche Geschichte gelesen wird ist die Schuld der Universität, was hat sie gethan um die Sache durchzusetzen — warum wird sie in Halle gelesen —

Mit den Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung verbleibe ich Ew. Hochwohlgeboren

ergebener Diener u. Freund

K. v. St.

2) Wessenberg, J. H. v.

Über die Sammlung der Hülfsmittel, die nötig wären, um eine durchaus befriedigende Geschichte des deutschen Vaterlandes zu erhalten. (Schreiberhand.)

I.

Zur gründlichen, vollständigen und genauen Kenntniß und Beurtheilung der Geschichte eines Landes gewährt ein bibliographisches Werk, worin alle Quellen und Subsidien, die handschriftlichen sowohl als die gedruckten in einer richtigen Ordnung nach Landesbezirken, Fächern und Chronologien angegeben sind, und ihr Werth kurz angezeigt ist, vorzügliche Erleichterung.

Als ein Muster eines solchen Werkes betrachte ich Hallers Historische Litteratur der Schweiz. Wie hier die Cantone, könnten in einer historischen Litteratur von Deutschland die alten Kreise zur Eintheilung gebraucht werden.

Als besondere Fächer wären zu sondern: die Kirchengeschichte; die Entwickelung der politischen Verfassung; Bildung und Wissenschaften; Kunstgeschichte; Handel; Gewerbe; Kriegskunde.

Zu den Quellen gehören:

1. die Urkunden Sammlungen:
   a) die gedruckten
   b) die ungedruckten
2. die Chroniken und Denkschriften, gedruckte und ungedruckte
3. die Rechtsbücher
4. die Scriptores rerum germanicarum
5. die Denkmähler und ihre Beschreibungen.

Zu den Hilfsmitteln gehören:

1. die Sagen der Vorzeit,
2. die vaterländischen Lieder und Gedichte
3. die Landkarten und Schriften über Geographie
4. die statistischen Schriften;
5. die Zeitschriften, periodische Blätter.

Angehängt sollte werden eine Übersicht der bisher erschienenen Bearbeitungen der vaterländischen Geschichte mit der Beurtheilung, ob und ferne sie die vorhandenen Quellen und Hülfsmittel genügend benutzt haben.

II.

Um die bedeutenden handschriftlichen Urkunden, Chroniken, Denkschriften und d. g. zu entdecken, müßte man suchen 1. von den Archiven aller Länder und freien Städte im deutschen Bunde Abschriften genauer Verzeichnisse des Vorhandenen, 2. von allen bedeutenden Bibliotheken Auskunft über die vorrätigen Manuskripte; endlich 3. Verzeichnisse der vaterländischen Denkmäler, Kunstwerke in allen Residenzen und größern Städten und ihrer Umgegend.

Man wird aber den Zweck nicht erreichen, ohne besondere Gesellschaftliche Vereine in den einzelnen Ländern zu errichten. Solche Vereine könnten gebildet werden für Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Hannover, Baaden (in Verbindnng mit Darmstadt und Nassau). Für Österreich könnte die Sache eingeleitet werden vom Erzherzog Johann; für Baiern vom Kronprinzen; für Würtemberg von der Hohen Schule zu Tübingen; für Sachsen von der Universität Leipzig; für Hannover von der Universität Göttingen; für Baden von der Universität Heidelberg.

Jeder einzelne Historische Verein hätte sich mit den Behörden und Personen, welche die Quellen oder Hülfsmittel in Verwahr haben in Verkehr zu setzen, um die erwünschten Auskünfte zu erhalten.

Da die Mitglieder solcher einzelnen Vereine schon zum Voraus die Kenntnis der Historischen Litteratur ihres Landes, soweit sie bereits erschienen ist, besitzen, so sind sie eben dadurch auch im Besitz des Leitfadens um zur Entdeckung des noch nicht erschienenen zu gelangen.

III.

Von den besondern Historischen Vereinen in den einzelnen deutschen Ländern würden die Resultate ihrer Arbeiten und Nachforschungen dem allgemeinen historischen Verein mitgetheilt, der in Köllen am Rheine fixiert werden könnte, und der aus einem Direktor, zwey Beiständen, und einem Deputirten von jedem besondern Verein gebildet würde. Diese Deputirten wählen den Direktor und dessen zwey Beistände.

a) Das vorzügliche Geschäft des allgemeinen Vereins bestände darin, die Arbeiten und Forschungen zum Behuf der deutschen Geschichte in allen Ländern nach einem Plan zu leiten, zu ermuntern, zu befördern.
b) Er hätte ins besondere die Bearbeitung einer vollständigen Litteratur der deutschen Geschichte (nach No. 1) zu betreiben.
c) Die Geldbeyträge zur Unterstützung des ganzen vaterländischen Unternehmens hätte er in Empfang zu nehmen, ihre Verwendung zu bestimmen, und darüber Rechnung zu führen.
d) Sich mit dem Ausland in Korrespondenz zu setzen um über die dort befindlichen Urkunden und Denkmäler, welche auf die deutsche Geschichte Licht verbreiten, Auskunft zu erhalten.
e) Alle Jahre hätte er wenigstens eine Preisfrage über einem wichtigen Gegenstand der deutschen Geschichte bekannt zu machen.
f) Am Ende jeden Jahres in einem umständlichen Bericht das Publikum von den Resultaten der sämtlichen historischen Arbeiten des Jahres zu benachrichtigen.

Gewiß wäre Niemand besser im Stande, die Einleitung zur Ausführung des Unternehmens mit Erfolg zu besorgen, als der Herr Staats Minister Freyherr von Stein, welchem die vorstehenden Grundlinien und Ideen zur Beurtheilung mitgetheilt werden.

Frankfurt am Main d. 29. März 1816.

J. H. Wessenberg, G. V.—Konst.

3) Stein an [Eichhorn]. Frankfurt 30. März 1816.

Über die Bildung der Gesellschaft für Bearbeitung deutscher Geschichte sprach ich mit dem General Vicarius des B[isthums] Constanz Herrn Wesenberg, der ein Freund der Wissenschaft ist, und den Zustand der Klosterarchive eines Theils des südlichen Deutschlands kennt — er theilte mir ueber die ganze Anstalt seine Gedanken mit, die Ew. Hochwohlgeboren in der Anlage erhalten — und die ich H. v. Savigny vorzulegen bitte, der nun vielleicht sich veranlaßt findet mit einigen unserer Geschichtsforscher z. B. Heeren in Goettingen, Wilkens in Heidelberg, Docen, Grimm in Verbindung zu setzen, und sich mit ihnen ueber einen Plan zu einigen den man dem Großen Publico vorlegen könnte.

Ich werde mit dem Erzherzog Johann bey seiner Durchreise ueber den Plan sprechen, und ueber die Benutzung der Bibliotheken und Archive in Wien — Wesenberg wird ein gleiches thun.

Ich wünschte im Stande zu seyn eine bedeutende Summe von 12—15,000 Thlr. gleich darauf zu verwenden, um einen jungen Gelehrten in Wien, einen in München zu halten, der mit Sammeln, Forschen u. s. w. gleich den Anfang machte. — Mit den Gesinnungen der vollkomensten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

Ew. Hochwohlgeboren F. u. D.

K. v. Stein.

4) Stein an [Eichhorn]. Nassau, d. 7. Mai 1816.

(Größtenteils über das Kappenberger Tauschgeschäft.)

. . . .

Mit dem Erzherzog Johann sprach ich wegen der Bekantmachung der zu Wien befindlichen Quellen der deutschen

Geschichte, er sagte mir seine Absicht sey gewesen Horrmajer hiezu zu brauchen, der nachher aus bekannten Ursachen auf die Vestung kam. — habe ich meine Privat Angelegenheiten geordnet, so möchte ich in dieser Sache eine Reise nach Carlsruhe Stouccard und Wien machen. Sie ist von dem größten Interesse. Erzh[erzog] Johann ist ein Herr von großen und ausgebreiteten Kenntnissen.

5) Stein an Eichhorn. Nassau d. 13. May 1816.
(Über das Cappenberger Tauschgeschäft.)

. . . .

Was nun die Erhaltung und Bekantmachung der deutschen Geschichtsquellen anbetrifft, so müßte die Preußische Regierung zunächst sorgen, daß die im Herzogthum Nieder Rhein befindlichen Archive gesondert und geordnet würden. Hier wären auf dem rechten Rhein Ufer die sehr alten Archive von Essen, Werden, Corbey — die übrigen Klöster sind späterer Entstehung, auf dem linken Rhein Ufer die alten Archive von Prüm, St. Maximin, Florin, der Cöllnischen und Aachener Stifter — Viele von diesen Archiven sind zerstreut, versteckt — worüber ich manches von Kindlinger, der hier bey mir ist, erfahren habe. — Man müßte in Coeln eine Archivat Anstalt treffen und eine andere in Münster, bey jeder einen tüchtigen Archivar mit Gehülfen bestellen, das Vorhandene darin niederlegen, das zerstreute aufsuchen — noch weiß man manches einzelne zu erzählen, wo die Archive hingekommen, und diese Erzählungen bringen auf die Spur — in einem Jahrzehnd weiter ist alles verlassen und vergessen.

Kindlinger ist ein Mann von Urkunden Kenntniß, seine Münsterischen Beyträge und Geschichte der Grafen von Wollmenstein werden Sie kennen, er hat noch mehrere im Mscpt., z. B. eine Geschichte vom Leibeigenthum; eine vom Westphälischen Hof, beyde drucken zu lassen muntere ich ihn auf.

Meine Reise nach der Schweitz hängt von dem Abschluß meines Tauschgeschäfts ab, vor demselben werde ich mich nicht entfernen.

Empfangen Ew. Hochwohlgeb. die Versicherung meiner unwandelbaren Hochachtung und Freundschaft

S.

6) Stein an Eichhorn. Nassau 22. Juni 1816.

Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrtes Schreiben d. d. 1. Juny habe ich d. 20. m. c. erhalten, und bemerke vorläufig nur folgendes:

Dringend nöthig ist für die Aufbewahrnug desjenigen zu sorgen was in den Händen der preußischen Regierung bereits ist, und sich zu bemühen, dieses vorhandene kennen zu lernen, und das zerstreute zu samlen — hierzu bedarf es sachkundiger und sachlustiger Menschen, und eines Locals — als solche nennt mir H. Kindlinger den H. Calenberg in Münster, den Pastor in Dehlen, welches bei Coesfeld liegt und den jungen Herrn Buchholz in Münster, so jetzt bey der Oesterreich. Gesandtschaft in Franfurt steht — alle diese Männer lieben deutsche Geschichte, haben Fertigkeit im Lesen der Urkunden u. s. w.

Eine große Menge Urkunden liegen in Paris und sind zur französischen Zeit von denen franz. Beamten faßweise hingesandt, die Franzosen setzen wenig Werth darauf, man könnte sie gemeinschaftlich mit Baiern und Darmstadt reklamiren.

. . . .

(Über Cappenberg.)

Mit den Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung verbleibe ich Ew. Hochwohlgeboren

ergebener Freund u. Diener

K. Frhr. v. St.

7) Stein an [Eichhorn]. Nassau d. 2. July 1816.

Den Plan wegen der Gesellschaft zur Bearbeitung der deutschen Geschichte habe ich vor einigen Tagen, in Begleitung eines sehr dringenden Schreibens, an den Erzherzog Johann gesandt — die Antwort werde ich mittheilen.

. . . .

(über Cappenberg-Birnbaum.)

8) Stein an [Büchler]. Nassau, d. 26. Sept. 1816.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre die Anlagen mitzutheilen, sie werden für Sie Interesse haben, und daraus ersehen wie leicht es seyn wird für die Quellen der deutschen Geschichte etwas nützliches und tüchtiges zu leisten, wenn man

nur dazu den guten Willen hat. In Wien ist durch Ernennung d. H. v. H[ormayr] zum Historiographen ein Großes geschehen, und ist sehr zu wünschen daß er den Zutritt zu dem Archiv und [der] Bibliothek so benutzt wie er es bei der Bearbeitung der Tyroler Geschichte gethan hat.

Für den Nieder Rhein könnte man anfangen, indem man H. G. v. Solms Laubach den Plan zum Gutachten und zur Abgabe von Vorschlägen zur Ausführung zufertigte. — Diese würden ihm bey seinen Kenntnissen, und der Achtung worinn er in der Gegend steht leicht seyn.

In Westphalen würde ich selbst gerne mitwürken.

Mit den Gesinnungen der ausgezeichnetsten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenster

Frhr. v. Stein.

9) Goethe an [Stein]. Weimar, den 6. Nov. 1816.

Schreiberhand.

„Ew. Exzellenz diesen Sommer nicht aufgewartet zu haben" gedr. Goethe Werke. Weim. Ausg. Abt. IV Bd. 27, 214 u. Goethe-Jahrbuch 21, 59.

10) Stein an [Eichhorn]. Frankfurt d. Dez. 6. 1816.

Ew. Hochwohlgebohren habe ich die Ehre in der Anlage einen Brief des H. v. Goethe und einen Aufsatz von H. Grimm, ueber die Bildung einer Gesellschaft für deutsche Geschichte, und ein Schreiben d. H. Kindlinger mitzutheilen, dessen angestrichene Stelle für Sie Interesse haben wird. Man könnte H. R. D. von Schmitz in Coblenz den Auftrag ertheilen auf eine schickliche Art die Unterhandlung wegen der Zurückgabe der 121 Bände Copialbücher einzuleiten.

Mit denen Gesinnungen der vollkommensten Hochachtung habe ich zu seyn die Ehre

Ew. Hochwohlgeboren erg. F. u. D.

K. v. Stein.

11) Stein an Eichhorn. Frankfurt d. 12. Jan. 1817.

Ihren Brief mein theurer verehrungswürdiger Freund empfange ich im Augenblick der Abreise des Überbringers

des Herrn Gabrenfeld nach Berlin — ich kann mich nicht enthalten ueber den Inhalt einige Worte zu sagen, daß die frommen reinen liebevollen Gesinnungen die er ausspricht mich tief gerührt haben.

Ich verzweifele nicht am Guten, viele moralische und intellektuelle Kräfte sind durch die Zeit und in der Zeit entwickelt worden, Preußen hat sich veredelt, und der gute Geist des Volks, die Bemühungen der Verwaltungsbehörden, erhalten den Staat, den Nichtswürdigkeit, Leichtsinn Abstumpfung Unreinheit der Regierenden untergraben — Der Anblick des unwürdigen Treibens dieser Männer, und die unberechenbaren Folgen die hieraus entstehen, dieses betrübt mich, und flößt mir einen Ekel für Menschen und Sachen ein — wäre mir Deutschland und der Preußische Staat gleichgültiger so könnte ich alles dieses ruhig ansehen so aber zerreißt es mir die Brust.

Der Ueberbringer ist H. Gabrenfeld der die Angelegenheiten des General Walmoden besorgt, er ist ein verständiger tüchtiger Mann den ich der Aufmerksamkeit Ew. Hochwohlgeboren empfehle.

Humbold hat uns gestern verlassen, seine Entfernung ist für die deutschen Angelegenheiten nachtheilig, der ihn ersetzt ist unstreitig der erbärmlichste unter allen Bundesgesandten.

Ich habe soeben an Kindlinger und wegen der deutschen historischen Gesellschaft geschrieben.

Leben Sie wohl glücklich und gesund und erhalten mir Ihre Freundschaft die ich zu würdigen weiß.

12) Stein an Büchler. Frankfurt d. 26. März 1818.

Empfangen Ew. Wohlgeboren die Versicherung meines lebhaften Dankes für ihre Theilnahme an der Erfüllung meines Wunsches — die Anlage enthält Bemerkungen und Fragen, welche der Aufsatz des Herrn Dr. Dümge veranlaßt hat, und die ich Ihm vorzulegen bitte.

K. Frhr. v. Stein.

Anlage.*) Frankfurt d. 26. März 1818.

Mit H. p. Dümgé bin vollkommen einverstanden, daß man bey der Ausgabe der Quellen deutscher Geschichte im

*) Gedruckt bei Pertz, das Leben des Freiherrn v. Stein, Berlin 1854, Bd. 5 S. 267/68.

Mittelalter, alles hinweglassen müsse, was bloße Abschreiberey ist, nur Auszüge aus den Geschichtschreibern der Römischen Geschichte u. s. w. enthält,

2. daß man Biographien wichtiger Männer, z. B. Meinwercks von Paderborn, Bruno v. Coeln u. s. w.,

3. Sammlungen von Briefen, oder Staatsschriften z. B. Wibalds von Corvey, des Cod. Babenbergensis u. s. w. aufnehmen müsse, endlich

4. daß man die Werke so weit als möglich nach Zeitfolge ordne, z. B. nach Regenten Stämmen, sie aber nicht zerstückle und zerreiße.

Als Zugabe würde auch noch eine Geographie des Mittelalters bearbeitet werden müssen, denn seit dem Chronicon Gothwicense hat sich noch vieles aufgeklärt — und hat man manches erforscht.

Von Italiänischen Schriftstellern und aus Matthaeus Paris: müßte Alles was sich auf die deutsche Geschichte, besonders der Hohenstaufen bezieht aufgenommen werden.

Die Sammlung würde die Periode der Völkerwanderung bis zum Untergang der Hohenstaufen in sich begreifen. — Ich wünschte belehrt zu werden ueber die Fragen:

Wie viele Bände in großem Quart würde sie ohngefähr ausmachen? und welche Schriftsteller würden darin aufgenommen?

Was kann ohngefähr das Honorar der Gelehrten, so sich damit beschäftigen, betragen?

Eine unserer größeren Buchhandlungen könnte die Kosten für Druck und Papier, (Schreibpapier) uebernehmen, mit Ausschluß des Honorars, wofür auf andere Art würde Rath geschafft werden. —

Welche Gelehrten wären geneigt an diesem Unternehmen Theil zu nehmen?

13) Stein an [Büchler]. [Frankfurt] 10. April 1818.*)

Ew. Wohlgeb. habe ich die Ehre beyde Anlagen wieder zuzusenden, um eine Abschrift für H. Dümgé zu nehmen. — Ich wünschte Sie theilten gleichfalls eine denen H. v. Wangenheim und Aretin mit — und könnte sich hier ein

*) Datum von Büchlers Hand.

Verein bilden zur Beförderung der Angelegenheit, an welchem gewiß auch H. v. Gagern theil nähme.

Ich behalte mir vor von Nassau aus ausführlich ueber den Inhalt des letzten Aufsatzes des H. D[ümge] zu antworten, und ersuche die Anlagen nach genommener Abschrift nur hier an meine Frau zur Weiterbesorgung nach Nassau abzugeben.

St.

14) Stein an Büchler. Nassau, d. 20. Mai 1818.

Hochwohlgebohrner,

Hochgeehrter Herr Geheime Legationsrath.

Die Verhandlungen mit Herrn A. Dümge habe ich gestern erhalten und das sie begleitende Schreiben Ew. Hochwohlgebohren d. d. 3. May. — Um in der Sache fortzuschreiten, und ihr eine gewisse Festigkeit zu geben wünschte ich H. Dümge entwürfe einen Prospektus der die **Grundzüge** des Plans, und eine **Aufforderung** an das Publikum zur Teilnahme an seiner Ausführung enthielt; diesen Prospektus würde ich erst mehreren meiner Freunde privatim mittheilen, und ihre Theilnahme bewürken, und dann könnte er auf diese Art bereits zu einiger Festigkeit gelangt, im großen Publico erscheinen.

Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich diese Sache möglichst zu beschleunigen, und das Resultat mir nach Cappenberg per Dortmund in Westphalen zu schicken, weil ich auf seine kräftige Unterstützung durch meine dortigen Freunde rechne, und sie während meines Aufenthaltes zu erhalten suchen werde.

Für die schönen Steinabdrücke danke ich Ew. Hochwohlgebohren ergebenst, und erwarte mit großem Interesse die Mittheilung Ihrer Statistik und Topographie von Baden.

Empfangen Ew. Hochwohlgebohren die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung mit welcher ich zu seyn die Ehre habe

Ew. Hochwohlgebohren

ganz ergebener

K. v. Stein.

15) [Stein, Entwurf der Satzungen des Vereines für Deutschlands ältere Geschichtskunde.]*)

*) Siehe das Faksimile S. 294/95. Gedruckt bei Pertz, Das Leben d. Freiherrn v. Stein 1854, V, 265.

Es bildet sich ein Verein zur Beförderung der Ausgabe der Quellen Schriftsteller deutscher Geschichte des Mittelalters, und hat seinen Sitz in Frankfurt.

Die Mitglieder des Vereins verbinden sich jenes Werk zu befoerdern, theils durch Geldbeyträge, theils durch eine dem verabredeten Plan gemäße Bearbeitung der Quellen selbst, endlich durch ihre Bemühungen die Einsicht und den Gebrauch der in denen oeffentlichen oder privat[en] Bücher und Urkunden Sammlungen vorhandenen Handschriften zu verschaffen, und noch unbekannte und unbenutzte Geschichts Quellen aufzufinden, und zu erforschen, und es ist jedes Mitglied verpflichtet jährlich wenigstens einmal ihr anzuzeigen, was es zur Beförderung der Zwecke der Gesellschaft und zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten geleistet.

Die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus denen in der Anlage*) bemerkten Mitgliedern, sie wählt sogleich eine gleiche Zahl neuer um hierdurch ihre Würksamkeit zu vermehren, und ihre Dauer zu versichern.

Die Wahl eines neuen Mitglieds geschieht auf den Vorschlag eines der älteren, durch Stimmenmehrheit der hier anwesenden.

Zur Leitung der Geschäfte des Vereins wird eine Direktion bestellt, welche

- die Correspondenz mit denen Mitgliedern und sonstigen Theilnehmern führt,
- die Prüfung der eingesandten Arbeiten und ihre Redaktion veranlaßt,
- die Honorarien der die Ausgaben der Quellen bearbeitenden Gelehrten bestimmt,
- die Contracts mit der Verlagsbuchhandlung schließt und auf deren genaue Erfüllung hält,
- die Ernennungs Urkunden der Mitglieder aus- und zufertigt.

Der Sekretair der Gesellschaft ist unter Leitung der Direktion der allgemeine Geschäftsführer der Gesellschaft, besorgt die in ihrem Nahmen ergehenden Ausfertigungen, hat Siegel und Registratur in seiner Verwahrung, führt das Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft.

---

*) Vgl. Archiv I, 85.

Er stellt periodisch den Zustand der von dem Verein vorgenommenen Arbeiten und ihre Resultate in einem Bericht zusammen, der auszugsweise zur oeffentlichen Kenntniß gebracht wird.

16) Nicolaus Kindlinger an [Stein].

Mainz, d. 13. April 1819.

Einige Sätze gedruckt bei Pertz V, 316. Auf die „Ankündigung" hin geschrieben. Bedauert, daß er nicht mitarbeiten kann, schlägt zum Schlusse vor, daß die Gesellschaft eine Bibliothek von Manuscripten zur deutschen Geschichte sich anlegen möge, ähnlich derjenigen der Mönche von St. Blasien.

17) Büchler an [Stein]. Frankfurt, den 30. April 1819.

Mit eigenhändigen Randbemerkungen Steins. Bericht über die Reise mit Dümge nach Mainz zu Kindlinger und Bodmann, deren handschriftliche Schätze kurz geschildert werden.

Über weitere Mitarbeitsangebote und über seine Bemühungen für Dümge Urlaub zu erhalten.

18) Büchler und Dümge [an Stein].

Carlsruhe d. 7., Frankfurt a. M. d. 10. Mai 1819.

Abschrift von Büchlers Hand. Über die Zugabe deutscher Geschichtsquellen aus den Byzantinern. (Zu dem Schreiben des Herrn Prof. Hase aus Paris vom 28. März 1819.)

19) Nicolaus Kindlinger an [Stein] 13./16. Aug. 1819.

Auszug des letzten Schreibens des im Monat September 1819 in Maynz verstorbenen vormaligen Archivars in Fuld P. Nicolaus Kindlinger.

Extrahirt in Langenwinkel im Rheingau d. 6. Oct. 1819 [durch Büchler].

Nachdem er erfahren, daß seine Krankheit unheilbar sei, und er nur noch wenige Wochen leben könne, bietet er seine sämtlichen Handschriften der Gesellschaft zum Kaufe an.

20) Frankfurt d. 28. August 1819.

Entwurf eines Begleitungs Schreibens Namens der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde an Se. Exzellenz den Großherzoglich Weimarschen Geheimen Rath

und Staats Minister Herrn Wolfgang von Göthe p. p. Groß-kreuz mehrerer hoher Orden in Weimar zur Übersendung des Diploms als Ehren Mitglied der Gesellschaft bey Gelegenheit der siebenzigsten Geburtstagsfeier des Hochgefeyerten. [Büchlers Handschrift].

Text stimmt mit dem von Schüddekopf in G. J. XXI, 61 abgedruckten bis auf eine Lobeserhebung überein, zu der am Rande eine fremde [nicht Steins] Hand mit Bleistift bemerkt hat: „dürfte wegzulassen seyn".

21) Goethe an [Büchler]. Carlsbad d. 8. Sept. 1819.
„Kaum erfuhr ich zu meiner großen . . . Freude"

Vorläufiger Dank für die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde. Gedruckt nach der Copie eines nicht mehr vorliegenden Conceptes im Goethejahrbuche XXI, 62 und Goethe, Werke, [Weim. Ausg.] Abth. IV, 32 S. 8, mit nur unbedeutenden Abweichungen.

22) Goethe [an die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde]. Weimar, 5. Oct. 1819.

Schreiberhand mit eigenhändiger Schlußformel und Unterschrift. „Als im Sommer 1815 . . ." Zuletzt gedruckt Goethes Werke (Weim. Ausg.) Abth. IV, 32 S. 45. Offizieller Dank für die Ernennung zum Ehrenmitgliede.

23) Goethe an [Büchler]. Weimar 5. Oct. 1819.

Schreiberhand. Schlußformel und Unterschrift eigenhändig. „Ew. Wohlgeboren haben auf mein vorläufiges Schreiben . . ."

Bittet das Schreiben von gleichem Datum an die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde abzuführen.

Beiliegt: Einzelblattdruck des Gedichtes „Die Feier des 28. August dankbar zu erwiedern."

Zuletzt gedr. Werke. (Weim. Ausg.) Abth. IV, Bd. 32 S. 44.

24) Stein an Pertz. *) Frankfurth d. 21. Dez. 1819.
Wohlgebohrner, Hochzuverehrender Herr Doktor.

Euer Wohlgeboren sind mir aus der Abhandlung ueber die Fränkischen Hof Mejer bekannt als ein gründlicher Ge-

*) gedr. bei Pertz V, 47.

schichtsforscher, um so erfreulicher war mir Ihre Erklärung die Schriftsteller des Carolingischen Zeitalters bearbeiten und ihre Ausgabe besorgen zu wollen.

Es ist aber nöthig die in Deutschland befindlichen Handschriften bey der kritischen Bearbeitung zu benutzen, von denen hauptsächlich eine große Anzahl auf den Wiener Bibliotheken sich befindet. Kollars Anal. Bibl. Vindob. benennt deren folgende:

Mscpt. Volu[men] Epistolarum quas Gregorius III etc. ad Carolum Martellum etc. miserunt
„ Vitae Caroli M. ab Eginhardo
„ Monachi St. Gallensis
„ Astronomi Annales
„ Vitae Ludovici Pii
„ Monachi Engolismensis
„ ineditum Vitae Ludovici Pii
„ Anonymi gesta Francorum
„ Ermoldi Nigelli de rebus gestis Ludovici Pii
„ Annalium Fuldensium
„ Reginonis
„ Thegani
„ Reginonis
„ Annalium Fuldensium.

Diese müßten nothwendig an Ort und Stelle eingesehen, geprüft, mit einer guten Druck Ausgabe z. B. Bouquet verglichen und benutzt werden.

Wahrscheinlich werden sich noch mehrere unbekannte deutsche Geschichtsquellen unter dem großen Vorrath von Handschriften der dortigen Bibliotheken finden, diese gleichfalls auszuforschen und zu benutzen wäre ein für unser litterarisches Unternehmen höchst wichtiges und dringend nöthiges Geschäft. Hierbey würden nach denen bereits abgegebenen Erklärungen die H. v. Hormayer K. Historiograph, und H. v. Copitar, Custos d. Bibliothek behülflich seyn.

Mein an Ew. Wohlgeboren gerichteter Antrag ist daß Sie sich zu einem Aufenthalt in Wien, zur Benutzung und Ausmittlung der dort vorhandenen Handschriften der K. Bibliotheken, auf Kosten der Gesellschaft entschlössen, und Ihre Erklärung bestimmt darüber abgäben.

Ew. Wohlgeboren würden hierdurch sehr würksam zur Vollkommenheit der von Ihnen besonders übernommenen Arbeiten, und zur Befoerderung des ganzen Unternehmens beytragen. H. G. R. Feder und H. G. Referendar Rehberg bitte ich von mir viel Empfehlungen auszurichten, und verbleibe hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

Ergebener

K. Frhr. v. Stein.

25) Stein an [Pertz]. Frankfurth d. 12. April 1820.*)

Hochedelgebohrner

Hochgeehrter Herr Doktor.

Die Ankunft des Schreibens Ew. Hochedelgebohren d. d. 4./10. April war mir um so erwünschter als ich morgen auf das Land reise, wohin ich nur Ihre Briefe zu addressieren bitte, über Frankfurth nach Nassau.

In denen Anlagen erhalten Sie:

1. eine Anweisung auf Hannover für den ohngefähren Betrag der Reisekosten an die Herren David Jaques (?)
2. einen Credit Brief auf die H. Arnsteiner & Co. in Wien, für die Dauer eines Jahres, und rechne ich daß die Benutzung der bekannten, und noch aufzufindenden Handschriften der Kayserlichen Bibliotheken, wenigstens ein Jahr erfordern werde, wenn man sich auch einschränkt auf den Schluß des XIII. Jahrhunderts.
3. Endlich erhalten Sie ein Empfehlungs-Schreiben des Russisch. Kayserlichen Staats Rath von Merian an die Herren v. Rademacher und Gaal und des Königl. Preußischen Geheimen Raths und Domdechant Graf von Spiegel an seinen in der Staats Kantzley angestellten Bruder. —

Sie werden übrigens noch mehrere erhalten, an H. v. Horrmayer, Copitar den Custos der Ihnen vorzüglich nützlich seyen wird.

Reisen Ew. Hochedelgebohren nur gerade nach Wien ueber Leipzig, Prag, hier besuchen Sie den Grafen Franz

*) Einige Sätze davon gedruckt bei Pertz V, 495.

von Sternberg den ich von Ihrer Bestimmung benachrichtigt habe, und der Sie mit den Arbeiten zur Ausgabe von Scriptoribus rerum Bohemicarum, und denen in Prag befindlichen Manuscripten bekannt machen, Sie auch in Wien an den gründlichen Böhmischen Geschichtsforscher Abbé Dabrowski addressiren wird.

Zu der Benutzung der Münchener Handschriften haben sich durch Vermittlung d. H. Bundestagsgesandten von Aretin, die dortigen Gelehrten vereint, nämlich H. Jeßmejer, Bahrdt, v. Aretin, Schlichtegroll, Docen. Sehr gut wäre es wenn H. v. Auerswald Sie dem Hannöver. Gesandten in Wien empfehlen möchte.

Die Resultate Ihrer Arbeiten schicken Sie von Zeit zu Zeit unter meiner Adresse nach Frankfurth, abzugeben bey denen H. Gebrüder Metzlers Banquiers daselbst. — Sie können die Gelegenheit der wöchentlich von Wien herkommenden Oesterreichischen Courrier benutzen, wozu Ihnen H. v. Buchholz behülflich seyn wird.

Die Vergleichungen der gedruckten Ausgaben, mit einer oder mehreren Handschriften, wünsche ich nicht unmittelbar neben einander gestellt, sondern in Columnen z. B.:

Otto Frising, Chron. edit. a[b] Urstisio etc.	Mscpt. Biblioth. Hannoverana.

Ferner müßten von jeder bedeutenden Handschrift Schriftproben auf ein Octav Blatt lithographirt werden, hiermit haben wir bereits in Paris den Anfang gemacht, wie Ew. HochEdelgebohren aus der Anlage ersehen können, dem nur Nahmen des Autors, der Bibliothek ꝛc. beygefügt werden müßten.

Es wäre für die Zwecke unseres litterarischen Vereins sehr erwünscht, wenn wir eine sorgfältige Abschrift des Codicis epistolarum Imperatorum Regum Pontificum erhalten könnten, und können Sie vielleicht diese durch einen zuverlässigen, geschickten und pünktlichen Abschreiber veranstalten.

Setzen Sie sich mit dem Herrn Regierungs Rath Delius in Wernigerode in Verbindung. Dieser geschickte Mann hat die Wiener Handschriften benutzt, und uns ein Verzeichniß der merkwürdigsten ihm bekannt gewordenen mitgetheilt, welches in dem 4. Heft des Archivs erscheinen wird.

Ich behalte mir eine nähere Äußerung meiner Meynung vor, ueber das mir mitgetheilte Verzeichniß der Carolingischen Quellen.

Den Beweiß des freundschaftlichen Andenkens meines alten ehrwürdigen Lehrers H. Geheimen Justiz Raths Feder empfange ich mit Dankbarkeit und Liebe, versichern Ihn Ew. HochEdelgebohren meiner Verehrung, sowie auch meinen vieljährigen Freund H. Geh. Cabinets Rath Rehberg.

Hochachtungsvoll verbleibe ich
Ew. HochEdelgebohren
Ergebener
K. Frhr. v. Stein.

26) Stein an Pertz. Nassau 26. April 1820.

HochEdelgebohrner Hochgeehrter Herr Doktor.

Mein Schreiben d. d. 12. m. c. wird Ew. HochEdelgebohren hoffentlich zugekommen seyn. Das gegenwärtige wird noch einige allgemeine Ansichten und Bemerkungen ueber das ganze litterarische Unternehmen ueberhaupt, und ueber die Uebersicht der Quellenschriften zur Carolingischen Geschichte enthalten.

Bey einer vollständigen und kritischen Sammlung der Quellen Schriftsteller hat man die Absicht dem Geschichts Schreiber und Geschichts-Forscher vollständige Materialien zur Kenntniß des ganzen Zeitalters oder eines Theils desselben zu verschaffen.

Es bestehen aber die Quellen, aus Haupt Geschichtsschreibern, Ein und Ausländischen auszugsweise zu benützenden Hülfs Geschichtschreibern, Briefsammlungen Auszüge aus den Actis 2c. Urkunden.

Wer nun die zu einer Epoche gehörigen Quellen auswählen will, muß den ganzen Vorrath übersehen.

Um nun zu einer vollständigen und kritischen Bearbeitung der Quellen Schriftsteller zu gelangen, halte ich es für rathsam, daß sich mehrere besondere Vereine von Gelehrten bilden zur Bearbeitung einzelner Geschichtsperioden, die ein Verzeichniß der darauf sich beziehenden Quellen durch das Archiv bekant machen, so die Meynung des gelehrten Publikums vernehmen, diese berücksichtigen, die Bearbeitung unter sich vertheilen, und

mit der Direktion zur Erhaltung des Zusammenhangs des Ganzen in Verbindung stehen.

Da aber für Merovingische und Carolingische Periode durch die Sammlungen von Duchesne, Bouquet, Bréquigny u. s. w. schon vieles vorgearbeitet, so glaube ich sie würde vollkommen durch Ew. HochEdelgebohren allein können bearbeitet werden, da Sie durch ihre bereits erschienene litterarische Arbeit mit ihr innig vertraut sind.

Die Sächsische Periode wünschte ich von denen H. Weygand, Wedekind, Delius in Wernigerode, Bethge bearbeitet zu sehen, und suche diese Gelehrten dazu willig zu machen.

Die Salisch fränkische Periode hat H. Voigt in Königsberg und Stentzel in Breslau übernommen.

Den Zeitraum von Conrad III. biß auf das Ende der Regierung Rudolfs I. könnten Oesterreichische und Bayrische Gelehrten bearbeiten, vielleicht übernähme H. v. Horrmayer das Zeitalter des Stifters der Oesterreichischen Monarchie.

Erwägt man daß die Sammlung so Bouquet anfing, vor 70 Jahren begonnen wurde, so kann man zufrieden seyn wenn wir mit unserer Sammlung innerhalb 10 Jahren bis zu Rudolfs Tod vorrücken.

H. Professor Hase in Paris hat es übernommen Monumenta historiae Germanicae ex autoribus Byzantinis eruta zu bearbeiten, wie Sie aus seinem Schreiben d. d. Paris den 14. April ersehen werden, so in eines der folgenden Hefte des Archivs wird eingerückt werden.

Herrn Prof. Sartorius hat das Direktorium aufgefordert Cassiodor, den Anonymen, Jornandes und Paulus Diaconus herauszugeben, entscheidet er sich hierzu, so werden wir ihm die Vergleichungen der Pariser, Münchener und Wiener Handschriften mittheilen.

Was nun die mir mitgetheilte Übersicht der Quellen Schriftsteller der Carolingischen Geschichte anbetrifft, so bemerke ich 1. daß hier mehrere von Bouquet aufgenommene oder in Fontette Bibliotheque historique T. II verzeichnete Quellen nicht erwähnt sind. 2. daß die Auszüge aus denen Byzantinern, als v. H. Hase übernommen, hinwegfallen, 3. auch Turpins Fabelwerk, 4. daß die Leben der Heiligen so auf Deutschland gewürkt haben, des heil. Severin, Ratperdus,

Kilian, Gallus u. s. w. nicht uebergangen werden dürften. 5. Sollte man die Urkunden wenigstens die wichtigsten aufnehmen. Die Merowingischen finden sich bey Bréquigny Diplomata ad hist. franc. pertinentia, sogar die falschen. Mir scheint die Eintheilung der Quellen in drei Classen von wenig Nutzen, man kommt in Verlegenheit in welche der eine oder der andere Schriftsteller zu setzen.

Hochachtungsvoll verbleibe ich
Ew. HochEdelgebohren
Ergebener
K. v. Stein.

27) [Pertz an Heeren]. *) Wien am 11. August 1821.

Nach einem fünfvierteljährigen Aufenthalt in Wien entschließe ich mich erst jetzt, Ihnen, mein verehrter Lehrer, nach Ihrer gütigen Erlaubniß, Nachricht von meinem Leben und Wirken zu geben, nicht weil ich hoffen dürfte, dieses jetzt mit mehr Muße oder Befriedigung zu können, sondern weil mich die Einleitung zu dem ersten Bande Ihrer Werke, das Einzige was ich seitdem von allen Erscheinungen der neueren Litteratur gelesen, so lebhaft ergriffen hat, daß ich nicht länger zu verschieben mag, und Ihnen mit meinem innigen Danke auch einen Theil der langen Schuld abzutragen versuchen will.

Schon die ersten Tage nach meiner Abreise von Göttingen sollten für die ganze Folgezeit entscheidend werden. Ich sah Herrn vom Stein; und die Größe des Geistes, der nach so mächtigem Einwirken auf unsere Zeit, nun seine ganze Thatkraft der Verherrlichung des Vaterlandes in seiner Geschichte zugewendet, der Umfang und die Tiefe seiner Ideen, die Einheit und Stärke seines Willens übten einen solchen Zauber auf mich, daß neben dem einen Gefühl diesem Werke anzugehören kein anderes in mir Platz fand; der Genuß der ersten Reise in diese herrlichen Gegenden, der Glanz und das Leben der Städte, die Blüthenpracht des Landes, selbst die Nähe und auf der Höhe vor Wiesbaden der erste erschütternde Anblick des Rheines, das Ziel vieljähriger Hoffnung, verschwanden bei dem unaufhaltsamen Eilen zu dem Orte meiner Bestimmung, und hätte ich nicht durch einen unvermeidlichen

*) Concept, ohne Unterschrift, vermutlich von Pertz' Hand.

Aufenthalt in Frankfurt zu einem Ausfluge nach Mainz und Biberich Gelegenheit gehabt, und den Auftrag erhalten, über Heidelberg, Stuttgard und München zu reisen, um die dortigen Mitglieder der Gesellschaft kennen zu lernen, so würde mir davon und von Salzburg kaum eine bedeutende Erinnerung übrig sein. Durch Herrn v. Stein ward ich in die Einsicht des ganzen Planes, die Vorbereitungen und Hülfsmittel, und die Verhältnisse der Mitglieder wie der Redaktion und des Sekretariats eingeführt, sah die bedeutendsten Briefe und Berichte, und erkannte die Wichtigkeit und den Umfang meiner Wiener Bestimmung. Ich hatte hier eine dreifache Aufgabe zu lösen: die Hülfsmittel zur Geschichte des ganzen Mittelalters aufzusuchen, die zur Geschichte der Merowingisch-Carolingischen Periode, deren Herausgabe mir Herr v. Stein anvertraut wünschte, zu benutzen, und einen Verein Oesterreichisch-Baierscher Gelehrten für die Hohenstaufische Periode zu bilden. Da die Erreichung dieser Zwecke von der Eigenthümlichkeit der Personen und Verhältnisse abhängen mußte, so ward ich durch keine Instruktion oder ähnliche Beschränkung gebunden, sondern nur mit Empfehlungen reichlich versehen, welche mir später sehr nützlich wurden. In Frankfurt lernte ich Herrn v. Aretin, Herrn v. Wangenheim, H. v. Wessenberg, und den beständigen Sekretair und den Banquier der Gesellschaft J. Büchler und Mülhens kennen. Sehr lang und anziehend war besonders der Besuch bei Herrn v. Wangenheim, der sich mit großer Lebhaftigkeit über die ersten Beziehungen der Geschichte, Politik und Philosophie verbreitete; er bestätigte auch meine Ueberzeugung, daß ich das Glück meiner bisherigen Lage nur Ihnen, mein verehrter Lehrer, verdanke. Für das Wesentliche des Vereins schien mir H. v. Aretin der bedeutendere, und H. Büchler ganz dazu geeignet eine so ausgebreitete Correspondenz mit Leichtigkeit zu erhalten. Die Verhältnisse der Redaktion hatten sich damals noch so wenig als jetzt fest gebildet, um so nöthiger konnte es sein mit H. Dümge in persönliche Verbindung zu treten; er ist wegen Harthörigkeit fast unzugänglich, hat [sich] aber durch seine bisherige Mitwirkung manches Verdienst um das Unternehmen erworben. Nachdem ich noch in Heidelberg, Stuttgard, München und Salzburg die Mitglieder der Gesellschaft (unter denen

vorzüglich H. Hofrath Creuzer und H. v. Schlichtegroll Ihren Schüler aufs Freundlichste empfingen) kennen gelernt, und in München die Idee der Bildung des Vereins für die Hohenstaufische Periode mit Erfolg ausgesprochen, war ich nun auf dem besten Standpunkte um meine Arbeiten in Wien zu beginnen. Da Sie über diese im Ganzen ziemlich vollständige Rechenschaft im 9ten bis 15ten und den künftig herauskommenden Heften des Archivs der Gesellschaft finden, so darf ich mich auf dasjenige beschränken, was dort nicht mittheilbar war. Ich mußte meinen Wirkungskreis in Wien erst selbst bilden; denn die wenigen Mitglieder, welche hier die Gesellschaft zählte, hatten noch nichts gethan und scheinen auch nicht zu baldiger Thätigkeit entschlossen; ich ward daher durch meine Lage und die ununterbrochene Verbindung mit Frankfurt — H. Legationsrath Büchler allein hat über 50 Briefe von mir — von selbst der Mittelpunkt unseres Vereins für Wien, und seit den Reisen durch die Abteien in Oesterreich, Steyermark und Kärnthen, und persönlicher und schriftlicher Verbindung mit Böhmischen und Ungarischen Gelehrten, auch für Oesterreich überhaupt.

28) Stein an Pertz in Rom. Frankfurt d. 10. Dez. 1821.

Dieser Brief wird Ew. Wohlgebohren in Rom und in voller Thätigkeit finden, mögen ihr keine Hindernisse in den Weg gelegt werden.

Unter den wichtigeren Handschriften so in der Vaticana befindlich scheint mir hauptsächlich eine sehr vollständige des Gregorius Turonensis zu gehören, eine des Petrus de Vineis und die des Adamus Bremensis, diese zu collationiren hatte der Custos H. Abbate Amati übernommen noch aber nicht ausgeführt — wäre es möglich ihn selbst dazu zu bringen, oder daß er es Ihnen überlasse, so wäre es wegen der Vollständigkeit der Handschriften sehr erwünscht.

Wenn Ew. Wohlgebohren glauben, daß eine Verlängerung des Urlaubes für Sie nöthig werde, so benachrichtigen Sie mich bey Zeiten davon, H. v. Hammerstein glaubt man werde sie bewürken können.

Die 94 fl. so Sie in Wien zur Berichtigung der Rechnungen ausgelegt, erheben Sie nur auf Ihren Credit Brief

in Rom, sollte er eine verhältnißmäßige Ausdähnung erfordern, so wenden Sie sich deßhalb nur an H. v. Niebuhr, dem ich deßhalb schreibe. — Können Sie einen oder mehrere Gehülfen finden zum Vergleichen, Abschreiben u. s. w. so nehmen Sie sie ohne Bedenken.

Mit dem Wunsche des besten Erfolges Ihres Unternehmens verbleibe ich

Ew. Wohlgeboren

Ergebener

K. v. Stein.

Empfehlen Sie mich und die Meinigen dem Andenken des Redenschen Hauses.





V.

Jahresbericht.





Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1906/1907.

Der Bericht des **Verwaltungsausschusses** über das verflossene Jahr kann sich kurz fassen, da keinerlei Veränderungen oder Störungen in der Tätigkeit des Hochstiftes eingetreten sind.

Die öffentliche Lehrtätigkeit des Wintersemesters gestaltete sich wiederum dank des hingebenden Eifers der Herren Dozenten und der gewohnten regen Teilnahme des Publikums zu einer in jeder Weise befriedigenden und erfolgreichen. Das in den akademischen Fachabteilungen sich abspielende innere wissenschaftliche Leben des Hochstiftes nahm in alter Weise seinen Fortgang.

Eingehende Mitteilungen über beides bietet der unten folgende Bericht des Akademischen Gesamtausschusses.

Die Entwicklung des Frankfurter Goethe-Museums war auch in der vorliegenden Berichtsperiode eine stetig fortschreitende. In erfreulichster Weise fanden seine Bestrebungen die tatkräftige Unterstützung unserer Mitbürger. Nachdem im Vorjahre die große Handschriftenschenkung uns zu inniger Dankbarkeit verpflichtet, erwächst uns jetzt wiederum die angenehme Pflicht, für die Stiftung des Gemäldezimmers des Königsleutnants allen denen, die zur Gewinnung dieses Schatzes für das Goethe-Museum beigetragen haben, freudigen Dank zu sagen. Im Berichte des Goethe-Museums sind die Namen der Geschenkgeber aufgeführt, und eine Schilderung der Gemälde selbst ist in den Mitteilungen aus dem Museum gegeben.

Diese großartige Spende, zu deren Aufstellung es zurzeit völlig an Platz gebricht, macht die Frage nach einer

baldigen Vergrößerung der längst zu eng gewordenen Museumsräume zu einer immer dringenderen.

Der Verwaltungsausschuß wünscht und hofft, den Mitgliedern im nächsten Jahresberichte einen günstigen Erfolg seiner Bemühungen nach dieser Richtung melden zu können.

Die diesjährige Hauptversammlung fand am 27. November 1906 abends 8¼ Uhr im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums statt und war von 75 Mitgliedern besucht. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses, Herr Geheimrat von Reden.

Die Versammlung nahm von dem im Jahrbuch 1906 Seite 318 ff. gedruckt vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung während des Jahres 1905/1906 Kenntnis. Sodann gelangte der — ebenfalls gedruckt vorliegende — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfene und vom Verwaltungsausschuß genehmigte Lehrplan für 1906/1907 zur Erledigung.

Für seine Durchführung war bereits von der vorjährigen Hauptversammlung der Betrag von 8000 M. bewilligt. Für die Lehrgänge des Winters 1907/1908 wurde der Betrag von 9000 M. vorgesehen.

Hierauf wurde der Rechenschaftsbericht des Pflegamts über die Rechnungsführung des abgelaufenen Geschäftsjahres nebst der Vermögensnachweisung vorgelegt, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung von der Hauptversammlung betrauten Revisoren. Auf Grund beider Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Danach wurde zur Beratung des vom Verwaltungsausschusse vorgelegten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für das neue Geschäftsjahr geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen hatten folgendes Ergebnis:

1. Verwaltungsausschuß:

a) Ordentliche Mitglieder:

Landgerichtsrat Wilhelm Fechner;
Redakteur Otto Hörth;
Hofjuwelier Louis Koch;

Stadtrat Dr. Philipp Pauli;
Geh. San.-Rat. Dr. Heinrich Rehn;
Sanitätsrat Dr. Ernst Wohlfarth.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt;
Direktor Dr. Paul Bode;
Prof. Dr. Rudolf Jung, Archivdirektor;
Moritz von Metzler, Bankier;
Emil Padjera, Privatier;
Karl Rumpf, Bildhauer.

2. Pflegamt:

a) Ordentliche Mitglieder:

M. Abendroth, Buchhändler;
B. Auffenberg, Privatier.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Dietrich Cunze;
Georg Mahr, Kaufmann;
Friedrich Römmich, Kaufmann.

Zu Revisoren wurden ernannt:

Max Keller, Kaufmann;
Anton Kirchner, Kaufmann.

Zum Stellvertreter:

Moritz Cahn, Kaufmann.

In der Sitzung des Verwaltungsausschusses vom 7. Dezember 1906 fand die Einführung der neugewählten Mitglieder desselben statt.

Zum Vorsitzenden wurde Herr Erster Staatsanwalt Geh. Justizrat G. v. Reden, und zum Stellvertreter Herr Geh. Sanitätsrat Dr. H. Rehn gewählt.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Jahres aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, M. 8.—, bei Auswärtigen M. 6.—. Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. K. Friedrich Adami, Dr. phil., Oberlehrer.
2. Fritz Alefeld, Chemiker.
3. Rudolf Arnold, Kaufmann.
4. Leopold Auerbach, Dr. med., Arzt.
5. Siegmund Berlizheimer, Dr. med., Arzt.
6. Otto von Bernuth, Major u. Adjutant d. 21. Division.
7. Bibliothek der Königlichen National-Galerie, Berlin.
8. Bernhard Bischheim, Kaufmann.
9. Paul Bonn, Dr., Referendar.
10. Willy Bornemann, Dr. med., Spezialarzt. (M. 10.)
11. Friedrich Bothe, Dr., Oberlehrer.
12. Alexander Brix, Musiklehrer.
13. Frau Sophie Brüll, Witwe, Offenbach a. M.
14. Rudolf Busse, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. (M. 10.)
15. Leopold Cahn, Fabrikant.
16. Berthold Cassel.
17. Heinrich Cassian, Kaufmann.
18. Ferdinand Creizenach, Kaufmann, Oberursel.
19. Fritz Cuno, Dr. med., Arzt.
20. Fräulein Maria Dochnahl, Lehrerin.
21. Frau Hedwig Dornblüth geb. von Klingspor.
22. Otto Dornblüth, Dr. med., Nervenarzt.
23. Frau Else von L'Estocq.
24. Fräulein Louise Faßbender, Lehrerin, Offenbach a. M.
25. Frau Jenny Forchheimer, Witwe.
26. Frau Hermann Fränkel.
27. Frau Regina Fränkel, Witwe.
28. Max Frenkel, Kaufmann.
29. Berthold Freudenthal, Dr. jur., Prof. der Rechte an der Akademie.
30. Alfred Fürth, Dr. jur., Landrichter.
31. Georg Freiherr von Gayl, Generalleutnant und Kommandeur der 21. Div. (M. 10.)
32. Carl Gebhardt, Dr. phil.
33. Adolf Giesecke, Dr., Chemiker, Höchst a. M.
34. Maximilian Goeschen.
35. S. H. Goldmann, Lehrer und Schriftsteller.
36. Julius Goldstein, Dr. phil., Privatdozent, Darmstadt. (M. 20.)

37. Max von Grunelius, Banquier. (M. 10.)
38. Wilhelm Hanau, Stadtrat und Architekt.
39. Frau Adelheid Hegyesi.
40. Fräulein Anna Heß, Lehrerin, Oberursel.
41. Theodor Hoffbauer, Ingenieur.
42. Erich Hollack, Dr., Lehrer.
43. Max Holländer, Magistratssekretär.
44. Frau Marie Ihm-Rittner, Privatiere.
45. Johann Georg Jost, Lehrer, Offenbach a. M.
46. Heinrich Kertell, Schreinermeister.
47. Otto Klein, Dr. phil., Kgl. Gewerbeinspektor, Magdeburg.
48. Paul Knoblauch, Dr. med., Arzt.
49. Frau Käthe Kolb-Friedleben.
50. Anton Kräuter, Rendant des Städelschen Kunstinstituts.
51. Karl Kratz, Dr. phil., Chemiker, Mainkur-Fechenheim.
52. Christian Kuch, Lehrer, Offenbach a. M.
53. Georg Küntzel, Dr. ph., Prof. d. Geschichte a. d. Akademie.
54. Robert Kupfer, Referendar.
55. Alfred Lattau, Oberlehrer.
56. Adolf Levi, Kaufmann.
57. Frau Bertha Levy.
58. Franz Leydhecker, Amtsrichter.
59. Richard Lienig, Landgerichts-Sekretär.
60. Ernst List, Dr. phil., Chemiker, Höchst a. M.
61. Frau Klara Lorey, Justizratswitwe.
62. Hermann Marx, Professor, Oberlehrer a. d. Wöhlerschule.
63. Hans Alfred Maurer, Dr. phil., Oberlehrer.
64. Frau Eugenie Mayer.
65. J. G. V. Meyer, Dr., Arzt, Offenbach a. M.
66. Willi Mietens, Kaufmann, Heddernheim.
67. Hermann Minjon, Zeitungsverleger.
68. Fräulein Elisabeth Mommsen.
69. Otto Müller, Kandidat d. höhern Schulamts, Eschersheim.
70. Wilhelm Nahm, Postsekretär.
71. Frau Auguste Neuroth, Oberursel.
72. Hugo Oppenheimer, Kaufmann.
73. Fräulein Lili Ott, Hanau a. M.
74. Henry Pâris, Schriftsteller.
75. Lorenz Petry, Oberlehrer.

76. Franz Friedrich Pfeiffer, Kaufmann.
77. Wilhelm Porte, Schriftsteller, Oberursel.
78. Otto Rang, Dr. jur., Oberlandesgerichts-Rat.
79. Frau Martha Reitemeier.
80. Fräulein Gisela Reitz.
81. Richard Rheinstein, Dr. jur., Referendar. (M. 10.)
82. Fräulein Ketty Rikoff.
83. Emil Ringel, Lehrer.
84. Fräulein Elisabeth Rumpf, Lehrerin.
85. August Saenger, Referendar.
86. Theodor Schenk, Dr., Oberlehrer.
87. Georg Ludwig Schmahl, Oberlehrer.
88. Johann Konrad Schneider, Prokurist.
89. Fräulein Paula Schrötter, Bibliothekarin.
90. Friedrich Schwerd, Oberingenieur.
91. Wilhelm Seibert, Lehrer, Offenbach a. M.
92. Walter Simons, Major z. D.
93. Albert Sippel, Professor, Dr. med., Arzt.
94. Frau Adolf Spier. (M. 12.)
95. Julius Stavenhagen, Kaufmann.
96. Paul Steiner, Dr. phil.
97. Konrad Strauch, Lehrer.
98. J. Karl Stroh, Fabrikant, Offenbach a. M. (M. 10.)
99. Georg Swarzenski, Dr. jur. et phil., Direktor des Städelschen Kunstinstituts.
100. Fräulein Marie Trapp.
101. Ernst Traumann, Dr., Schriftsteller, Heidelberg.
102. Gustav Treupel, Dr. med., Prof., Chefarzt.
103. Fräulein Emma Trommsdorff, Privatiere.
104. Frau Amalie Volger.
105. Martin Vowinckel, Gerichtsassessor.
106. Konstantin Wagner, Kaufmann.
107. Louis Weismann, Kaufmann.
108. Frau Viktoria Wolf, Privatiere.
109. Theodor Zeiger, Dr., Oberlehrer.
110. Horst Ziegler, Kaufmann.
111. Ludwig Ziehen, Dr., Oberlehrer.

62 Mitglieder sind ausgetreten.

55 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.

Unter den Toten des Jahres haben wir auch zwei um das Hochstift besonders verdiente Männer zu beklagen.

Am 12. März 1907 starb Philipp Otto Cornill, der Begründer und langjährige Direktor des städtischen historischen Museums in Frankfurt a. M. nach kurzer Krankheit im 84. Lebensjahre. Seit der Reorganisation des Hochstifts im Jahre 1885 ist der Verblichene Mitglied der Goethehaus-Kommission gewesen, der die Erhaltung und Herstellung des Geburtshauses Goethes als Aufgabe zufiel. Ihren Obliegenheiten hat er viele Jahre lang mit wärmstem Eifer und großer Sachkenntnis sich gewidmet. Seinem pietätvollem Verständnis, seiner unermüdlichen Anregung, seiner Beharrlichkeit in der Ausführung verdankt Frankfurt in erster Linie die würdige Erhaltung des Dichterhauses.

Am 31. August 1907 entriß uns der Tod Herrn Kaufmann Jacques Craz, der mit seltener Treue und Gewissenhaftigkeit das Ehrenamt eines Kassierers des Pflegamtes beinahe 26 Jahre hindurch verwaltet hat. Durch die persönliche Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit seines Wesens hat er sich viele Freunde unter den Mitgliedern des Hochstiftes erworben. Sein Andenken wird stets in Ehren gehalten werden.

Die finanzielle Lage des Hochstifts, über die der Haushaltsplan nebst den Erläuterungen des Pflegamts klaren Überblick gewährt, darf dank des altbewährten Sparsamkeitsprinzips, eine befriedigende genannt werden. Es ist nicht nur ermöglicht worden, der Lehrtätigkeit vermehrte Mittel zur Verfügung zu stellen, sondern auch die laufende Vermehrung der Sammlungen des Goethemuseums konnte ungestörten Fortgang nehmen.

Zum Schlusse wollen wir noch einer dankenswerten Zuwendung gedenken, die dem Hochstifte durch letztwillige Verfügung unseres langjährigen verdienten Mitgliedes des Herrn Buchdruckereibesitzers Christian Knauer zuteil wurde.

Der **Akademische Gesamtausschuß** erstattet über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung folgenden Bericht:

Die Fachabteilungen, die in ihrer Gesamtheit die Akademische Abteilung des Hochstifts bilden, wählten zu Vor-

sitzenden und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses die folgenden Herren:

Alte Sprachen: Oberlehrer Professor Dr. H. Jungblut und Oberlehrer Professor H. Weiß.

Neuere Sprachen: Professor Dr. H. Morf und Oberlehrer Professor Dr. M. Banner.

Geschichte: Oberlehrer Professor Dr. R. Schwemer und Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Professor O. Donner-von Richter und Buchhändler M. Sondheim.

Mathematik und Naturwissenschaft: Oberlehrer Professor G. Bender und Direktor Dr. P. Bode.

Deutsche Sprache und Literatur: Direktor Dr. K. Rehorn und Archivar Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Justizrat Dr. P. Neumann und Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Stadtrat Dr. K. Flesch und Fabrikant J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde von diesem Herr Justizrat Dr. P. Neumann und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Direktor Dr. O. Liermann gewählt.

Als Mitglieder der Akademischen Abteilung, und zwar in die folgenden Fachabteilungen, wurden im Laufe des Verwaltungsjahres aufgenommen:

Dr. Friedrich Adami, Oberlehrer: Alte Sprachen.
Paul Ankel, Oberlehrer: Alte Sprachen, Kunstwissenschaft.
Josef Bechtle, Reallehrer: Volkswirtschaft.
Dr. Bernhard Freudenthal, Professor an der Akademie: Jurisprudenz, Geschichte.
Dr. Karl Gebhardt: Kunstwissenschaft, deutsche Literatur.
Dr. Erich Hollack: Neuere Sprachen, deutsche Literatur.
Friedrich Jaschkowitz, Regierungsrat z. D.: Geschichte, deutsche Literatur.
Max Kayser, Landgerichtsrat: Jurisprudenz.
Dr. Georg Küntzel, Professor an der Akademie: Geschichte, deutsche Literatur, Volkswirtschaft.

Lorenz Petry, Oberlehrer: Neuere Sprachen.
Dr. Isidor Sachs: Naturwissenschaft.
Dr. Theodor Schenk, Oberlehrer: Neuere Sprachen.
Georg Ludwig Schmahl, Oberlehrer: Alte Sprachen.
Heinrich Schmidt, Kandidat des höheren Schulamts: Deutsche Literatur, neuere Sprachen.
Dr. jur. et phil. Georg Swarzenski, Direktor des Städelschen Kunstinstituts: Kunstwissenschaft.
Oskar Wenderoth, Oberlehrer: Neuere Sprachen, deutsche Literatur.
Dr. Theodor Zeiger, Oberlehrer: Neuere Sprachen.
Dr. Julius Ziehen, Stadtrat: Kunstwissenschaft, Geschichte, alte Sprachen, neuere Sprachen.

Die Berichte der Fachabteilungen über ihre Sitzungen lauten:

Alte Sprachen.

In der Sektion sprachen:

Am 31. Oktober 1906, Herr Direktor Dr. Bruhn: „Über den Thessaler Menon bei Xenophon und Plato."

Am 14. November, Herr Professor Dr. Bölte: Über „Rhapsodischer Vortrag."

Am 28. November begann Herr Oberlehrer Dr. Adami die: „Interpretation des Bellum Africanum."

Am 12. Dezember: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Oberlehrer Dr. Preiser.

Am 30. Januar 1907: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Oberlehrer Dr. Schönemann.

Am 20. Februar sprach Herr Oberlehrer Dr. Ziehen: „Über die οὐλοχύται und die Kathartik bei Homer."

Am 20. März: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Oberlehrer Dr. Schönemann und durch Herrn Oberlehrer Dr. Bieber.

Am 17. April: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Oberlehrer Dr. Bieber.

Am 15. Mai: Vortrag des Herrn Dr. Heinemann über: „Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griechischen Ethik."

Am 3. Juni: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Professor Dr. Jungblut.

Am 26. Juni: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Professor Dr. Jungblut und Herrn Oberlehrer Dr. Weber.

Am 21. August: Fortsetzung der Interpretation durch Herrn Oberlehrer Dr. Weber.

Neuere Sprachen.

Es sprachen:

Am 31. Oktober 1906: Herr Professor Dr. Morf über: „Voltaires Weltanschauung."

Am 28. November: Herr Oberlehrer Dr. Werner über: „Alfred de Musset."

Am 23. Januar 1907: Herr Gerold über das Thema: „Les Classiques français et la Musique" (mit musikalischen Erläuterungen).

Am 27. Februar: Herr Dr. Caspari über: „Guy de Maupassant."

Am 24. April: Herr Oberlehrer Petry über: „Paul Arène".

Am 29. Mai: Herr Professor Dr. Cohn über: „Ben Jonson und der Bühnenstreit".

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 4. Februar 1907 fand statt: Vortrag des Herrn Dr. Leo Baer über:

„Die oberrheinische Malerei in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts."

Deutsche Sprache und Literatur.

Am 24. Oktober 1906 sprach Herr Prof. Dr. Fr. Panzer über: „Fouqué und Richard Wagner."

Am 23. Januar 1907 sprach Herr Prof. Dr. O. Heuer über:
„Iphigeniendichtungen und Maler Müllers bisher noch ungedruckte Iphigenie."

Am 1. Mai 1907 sprach Herr Gesanglehrer Gerold über:
„Die Anfänge der Balladenkomposition in Deutschland."

Der Redner begleitete seinen Vortrag mit gesanglichen Erläuterungen.

Am 18. Sept. 1907 sprach Herr Dr. R. Hering über:
„Der Freiherr v. Stein, Goethe und die Anfänge der „Monumenta Germaniae historica."

Geschichte.

Es fanden folgende Vorträge statt.

Am 22. und 31. Januar 1907 sprach Herr Prof. Dr. Küntzel über:
„Luther und die Revolution."

Am 28. Februar und am 7. März behandelte Herr Dr. Lennhoff das Thema:
„Die preußische Reformgesetzgebung in ihrem Verhältnis zu den Ideen der französischen Revolution."

An die Vorträge schlossen sich Diskussionen an.

Jurisprudenz.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 12. November 1906 Herr Dr. Heilbrunn:
„Über den Stand der Scheckgesetzgebung in Deutschland."

Am 7. Januar 1907 Herr Dr. Alfred Geiger:
„Über das englische Prozeßverfahren."

Am 18. Februar 1907 Herr Dr. Sinzheimer:
„Über den privatrechtlichen Aufbau des modernen Arbeitsverhältnisses."

Mathematik und Naturwissenschaften:

In dieser Fachabteilung wurden 5 Sitzungen abgehalten. Es sprachen:

Am 13. November 1906 Herr Oberlehrer O. Lesser über das Thema:

„Zur Lösung kubischer Gleichungen auf dem Wege der graphischen Darstellung"; anschließend Besichtigung der naturwissenschaftlichen Institute in der Sachsenhäuser Oberrealschule.

Am 11. Dezember 1906 Herr Oberlehrer Dr. A. Gerlach:

„Über Maßwerk im geometrischen Unterricht" (mit Lichtbildern, im Wöhler-Realgymnasium).

Am 30. April 1907 Herr Professor G. Bender:

„Experimentalvortrag über Elektronen" (im Wöhler-Realgymnasium).

Am 25. Juni 1907 Herr Ingenieur Dr. J. Sachs:

„Einiges aus dem Gebiete der Elektronentheorie"; Besichtigung der naturwissenschaftlichen Institute der Viktoriaschule.

Am 22. Oktober 1907 Herr Dr. P. Hohenemser:

Bericht über die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der Stadt-Bibliothek.

Man hofft, daß die Fachabteilung bei der erfreulichen Entwicklung der hiesigen Akademien immer mehr ein willkommener, gemeinsamer Boden für alle Mathematiker und Naturforscher werden möge.

Mit großer Freude nahm man durch den letzten Vortrag davon Kenntnis, wie weit die mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilung der Stadt-Bibliothek gediehen ist. Es bleibt aber zu erstreben, daß durch weiteren Ausbau dieser neuen Bibliothek-Abteilung die Fachleute in den Stand gesetzt werden, die hauptsächlichste Literatur hier zu erhalten.

Volkswirtschaft.

Es fanden folgende Sitzungen statt:

Am 17. Oktober 1906: Bericht des Herrn J. H. Epstein über die Vorarbeiten zur bevorstehenden Heimarbeitausstellung und Vortrag des Herrn Dr. A. Loeb über:

„Wandlungen auf dem Gebiete der kommunalen Steuerpolitik."

Am 6. März 1907: Vortrag des Herrn Dr. Jul. Hanauer über das Thema:

„Zur Frage der Systematik der Spezialwissenschaften und das Deweysche Dezimalsystem."

Am 4. September 1907: Bericht des Herrn Stadtrat Dr. Flesch: „Über den im Juli abgehaltenen Internationalen Wohnungskongreß in London."

Die öffentliche Lehrtätigkeit des Hochstifts entfaltete sich in gewohnter Weise in den **Lehrgängen.**

Den Herren Dozenten sei auch an dieser Stelle für den hingebenden Eifer, mit dem sie sich ihrer Aufgabe unterzogen, der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die Teilnahme des Publikums blieb bis zum Schlusse eine äußerst rege, und auch der letzte Lehrgang des Winters füllte wiederum den großen Saal des Saalbaues mit einer zahlreichen und auserlesenen Zuhörerschaft.

Abgehalten wurden die nachstehend verzeichneten Lehrgänge:

1. Herr Professor Dr. Max Banner aus Frankfurt a. M.: „Die französische Komödie von Molière bis Beaumarchais."
2. Herr Professor Dr. Georg Küntzel aus Frankfurt a. M.: „Preußens Fall und Wiedergeburt."
3. Herr Privatdozent Architekt Dr. Julius Hülsen aus Frankfurt a. M.:

   „Künstlerische Betrachtungen über Altfrankfurter Baudenkmäler."
4. Herr Professor Dr. Max Verworn aus Göttingen: „Die Mechanik des Geisteslebens."
5. Herr Professor Dr. Hans Dragendorff aus Frankfurt a. M.: „Grabschmuck und Totenkult der Griechen."
6. Herr Professor Dr. Heinrich Morf aus Frankfurt a. M.: „Die Literaturen der romanischen Völker, ihre Entwickelung und ihre Stellung in der Weltliteratur."
7. Herr Professor Dr. Bernhard Kahle aus Heidelberg: „Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen."

8. Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. LL.D. Karl Lamprecht aus Leipzig:
„Die Romantik in Deutschland."

An Goethes und Schillers Geburtstagen fanden die üblichen Festakte statt.

Herr Prof. Dr. Reinhold Steig aus Berlin sprach über das Thema:
„Aus Suleikas hohen Tagen"
und Herr Geheimer Hofrat Professor Dr. Otto Güntter aus Stuttgart über:
„Das Gedächtnis Schillers in seiner Heimat."

Auch an dieser Stelle gibt der Akademische Gesamtausschuß seiner Trauer um das Ableben seines trefflichen Mitgliedes des Oberlehrers Professor Dr. Heinrich Müller Ausdruck. Seit dem Jahre 1895 hat Professor Müller dieser Körperschaft angehört; die selbstlose Hingabe, mit welcher er sich den Aufgaben des Hochstiftes während dieser langen Zeit gewidmet hat, die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher er sich hier zur Geltung zu bringen wußte, sichern ihm ebensosehr wie das, was er geleistet hat, ein dauerndes, liebevolles Andenken.

Auch in diesem Jahre hat das **Goethemuseum** wieder eine ganz außerordentliche Bereicherung zu verzeichnen.

Es bot sich endlich die lange vergebens erstrebte Gelegenheit, ein ganzes unberührtes Ensemble der für den Königsleutnant während der Jahre 1759 bis 1761 im Goethehause von den Frankfurter Künstlern geschaffenen Gemälde für Frankfurt zurückzugewinnen. Der hiesigen Antiquitätenhandlung von J. und S. Goldschmidt war es gelungen, den Wandbilderschmuck des Ecksalons aus dem Hause des Königsleutnants an der Esplanade zu Grasse zu erwerben und hierher zu überführen.

Daß Frankfurt sich diesen Schatz, der mit der Entwicklung des jungen Goethe aufs innigste verbunden ist, nicht entgehen lassen dürfe, daß er in das Frankfurter Goethe-Museum als eine seiner schönsten Zierden gehöre, darüber konnte von vornherein kein Zweifel sein. Die bekannte und oft gerühmte Opferwilligkeit unserer Mitbürger zeigte sich

auch jetzt wieder in ihrem besten Lichte. In verhältnismäßig kurzer Zeit war die für den Ankauf erforderliche Summe von 32 000 Mark beschafft, und die Gemälde gingen in das Eigentum des Museums über.

Die Namen der Stifter, denen auch an dieser Stelle unser herzlichster Dank ausgesprochen sein möge, sind:

Herren General-Konsul Max Baer, Kom.-Rat J. L. Beer, William B. Bonn, Kom.-Rat Wunibald Braun, Eduard Cohen, Gottfried L. Daube, Leo Ellinger, Baron E. von Erlanger, Freiherr Max von Goldschmidt-Rothschild, Julius Goldschmidt, Julius F. Goldschmidt, M. S. Goldschmidt, Geh. Kom.-Rat Dr. Leo Gans, Max von Grunelius, L. A. Hahn, Charles L. Hallgarten, Königl. Baurat Franz von Hoven, Hermann Kahn, Louis Koch, Karl Kotzenberg, Frau Emma Livingstone, Frau Dr. Maximiliane Lucius, Frau Marie Meister, Herren Dr. Wilhelm Merton, Carl v. Metzler, Victor Moessinger, Frau S. Müller-Kolligs, Frau Emma Mumm von Schwarzenstein, Herren Kgl. Baurat Ludwig Neher, Richard Nestle, Kom.-Rat Rich. v. Passavant-Gontard, Geh. Sanitatsrat Dr. Emil Pfeiffer in Wiesbaden, Major Karl von Portatius, Simon Ravenstein, Eduard Rießer, Freifrau Wilhelm von Rothschild, Herr Jakob H. Schiff in New York, Frau Georg Speyer, Herren Adolf Stern, Mayer Stern, Emil Sulzbach, General-Konsul Carl Weinberg, sowie der Städelsche Museumsverein.

Die Aufbewahrung kann freilich vorerst nur eine provisorische sein, da der Raum zur Wiederherstellung des ganzen Zimmers in seinem alten Zustande noch fehlt. Ein eingehender Bericht über diese eigenartige Kunstschöpfung findet sich in diesem Bande des Jahrbuchs S. 233 ff.

Ebenfalls aus Frankreich gelangten zwei Bildnisse Goethes und Schillers zu uns, die bisher so gut wie unbekannt waren. Sie sind von keinem Geringeren als dem Meister der französischen romantischen Schule Ary Scheffer (1795—1859) gemalt, dem wir eine große Reihe von hochinteressanten Gemälden zu Goethes Faust und Wilhelm Meister, sowie zu Schillers Balladen verdanken. Der Ankauf der in diesem Bande im Lichtdruck wiedergegebenen und S. 270 ff. näher gewürdigten

Bildnisse wurde dem Museum durch einen willkommenen Beitrag des Herrn J. J. E. Schwarzschild erleichtert.

Neben diesen größeren Gemälden brachte das Jahr auch einige interessante Originalminiaturen. So das liebliche Köpfchen Antonie Adambergers, der Braut Theodor Körners, vom Jahre 1809, ursprünglich im Besitz der Familie ihrer Mutter, der bedeutenden Schauspielerin Maria Anna Jaquet. Das Bildchen entspricht dem in größerem Format im Körner-Museum zu Dresden befindlichen Porträt.

Als Geschenk des Herrn Justizrats Dr. P. Neumann erhielten wir das äußerst fein ausgeführte Miniaturbildnis von Goethes Offenbacher Jugendfreunde, dem Komponisten Johann André. Der bekannte Stich von D. Berger aus dem Jahre 1780 ist nach diesem Original angefertigt.

Ebenfalls auf Goethes Offenbacher Beziehungen weisen zwei Bildnisse Sophiens von La Roche. Das erste eine farbige Miniatur, das zweite die in Tusche ausgeführte Vorlage für einen vielverbreiteten alten Stich von C. Müller. Ein Geschenk an sie hatte einst das Miniaturporträt ihres Freundes Wieland gebildet, eine Verkleinerung des Gemäldes von Bause von 1799.

Von Goethes eigener Hand rührt eine höchst charakteristische Federzeichnung, eine nächtliche Beschwörungsszene darstellend, her. Sie wurde von dem Altmeister seinem jungen Freunde, dem Maler Eugen Neureuther, übersandt, der selbst die Worte „W. Goethe" darunter schrieb. Aus dem Besitz seiner Nachkommen wurde sie jetzt für das Museum erworben.

Zu ihr gesellt sich ein Aquarell von Eugen Neureuther, Wanderers Nachtlieder, in fein empfundener Weise illustrierend.

Von Goethebildnissen ist an erster Stelle die Bleistiftzeichnung von Raabe vom 11. Mai 1811 mit dem am selben Tage vom Dichter dem Künstler gewidmeten Stammbuchblatte «Superi dant bona paratis» zu erwähnen.

Eine alte Tuschzeichnung gibt die Züge von Goethes Eltern wieder in derselben Art, wie sie die Physiognomik bringt, deren Vorlage sie aller Wahrscheinlichkeit nach bildete.

Faust und Mephisto stellt eine Bleistiftskizze Kaulbachs dar; das Gemälde der Schillerbank zu Weimar von Wille hat A. Muttenthaler in einer Tuschzeichnung wiedergegeben.

Höchst wertvoll ist eine Federzeichnung Ludwig Grimms, die Bettina von Arnim in ganzer Figur zeigt. Das in dem bekannten späteren Stiche hinzugekommene Goethemonument fehlt hier noch.

Auch der Zuwachs, den die Sammlungen an Reproduktionen erfahren haben, ist als ein höchst bedeutender zu bezeichnen. So schenkte Herr Direktor Cornill einen Abdruck von Börnes Bild nach der Platte im Besitze des städtischen historischen Museums. Von Kleiners florierendem Frankfurt wurde der größte Teil der illuminierten Originalstiche erworben, sowie von Heinrich Meyer eine Serie seiner berühmten Schweizerlandschaften. Das Leipzig zu Goethes Zeit führt uns eine Reihe der überaus selten gewordenen Guckkastenbilder vor, und das Rom Goethes, von der Villa Millini gesehen, zeigt uns ein Stich George Hackerts nach dem Gemälde seines berühmten Bruders Philipp.

Zahlreiche Bilder von Zeitgenossen und ihren Werken einzeln anzuführen, würde zu weit führen; bei ihrer Auswahl war der Plan, nach dem unsere Sammlungen ausgebaut werden, maßgebend.

An plastischen Werken haben wir vor allem Thorwaldsens Entwürfe für das Goethedenkmal in Frankfurt zu erwähnen. Sie wurden samt der an diese nicht zur Ausführung gelangten Modelle sich knüpfenden Korrespondenz von der Administration des Städelschen Kunstinstituts dem Museum überwiesen. Das erste Modell von 1839 stellt den Dichter sitzend, in ähnlicher Stellung wie im Rauchschen Entwurf, dar, das zweite, von 1840, ist eine stehende Figur, mit starker Anlehnung an die von Thorwaldsen kurz vorher für Stuttgart geschaffene Schillerstatue.

Fräulein Helene Petry stiftete die Gipsabgüsse einiger auf Goethe bezüglichen plastischen Arbeiten ihres Vaters, des verstorbenen hiesigen Bildhauers Heinrich Petry. Es sind ein Modell zu einem Denkmal der Frau Rat, das sie darstellt, wie sie dem eifrig lauschenden Söhnchen Märchen erzählt, ferner zwei kleine Porträtbüsten, Goethe und seine Mutter.

Einen Gipsabguß des Originalreliefs von Mathias Claudius verdanken wir der Güte der Frau Gildemeister in

Bremen. Eine originelle alte Arbeit, ein in Perlmutter geschnittener Goethekopf ist auch dadurch interessant, daß er nach dem verschollenen Gemälde Dawes von 1819 angefertigt ist, das wir nur aus zwei Stichen, von Wright 1820 und von Posselwhite 1835, kennen.

Frau Baronin von Rauch hatte wiederum die Güte, die Erinnerungen an Ulrike von Levezow durch einige wertvolle Stücke zu vervollständigen. Auf einer vorzüglichen alten Photographie sehen wir die Dame neben ihrer hochbetagten Mutter. Ein von ihr wertgehaltener Besitz Ulrikens war ein Kästchen mit der Jubiläumsmedaille von Facius von 1826, Goethes lorbeerbekränztes Haupt und auf dem Revers die Bildnisse Carl Augusts und Luisens zeigend, und der Goethemedaille Bovys von 1824 in Silber. Es war ein Geschenk des Großherzogs an das von ihm hochgeschätzte junge Mädchen. Ein Frankfurter Taler, zur 100jährigen Geburtstagsfeier Goethes 1849 geprägt, reiht sich an.

Den Abschluß der Goethegedenkmünzen Ulrikens, die den Zeitraum von 70 Jahren umfassen, macht die 1896 ihr übersandte Medaille zur Einweihung des Goethe-Schiller-Archivs. Ihre zierliche Visitenkarte liegt den Münzen bei.

An Goethe und Marianne von Willemer erinnert das „Bilderbuch des Großmütterchens", ein geschmack- und kunstvoll von Marianne mit sauber ausgeschnittenen Figuren, Blumen, Vögeln u. s. w. zusammengestelltes Bilderbuch für ihre Enkelchen. Auch Illustrationen zu Goetheschen Gedichten fehlen darin nicht. Wir verdanken es Fräulein Charlotte Rößler, einer Nachkommin Willemers.

Ebenfalls aus der Familie als Geschenk des Herrn Generals von Herff zu Seeheim erhielten wir das Fernrohr, mit dem Goethe vom Willemerhäuschen in Sachsenhausen am 18. Oktober 1814 die Freudenfeuer zum Jahrestage der Leipziger Schlacht, die auf dem Höhenkranze des Taunus loderten, betrachtete, sowie den Stockdegen, der ihn auf der Reise begleitete.

Von Herrn Friedrich Wülker wurden neben wertvollen alten Stichen und Karten zwei Frankfurter Krönungstaler von 1742 und 1764 gestiftet.

Frau Dr. Kuhlmey, der Urenkelin Friedr. Heinr. Jakobis, sind wir wiederum für eine Erinnerung aus Pempelfort ver-

pflichtet; es ist ein wertvoller Obstkorb aus Biskuitmasse aus dem Besitz Betty Jakobis.

Aus den Bereicherungen der Silhouettensammlung sei besonders eine noch unbekannte Silhouette Klingers von 1775 hervorgehoben. — Von Herrn Dr. Max Rieger in Alsbach a. d. Bergstr. erhielten wir ferner die Nachbildung einer Silhouette des „Offenbacher Mädchens".

Kann sich auch der Zuwachs, den die Handschriftensammlung in diesem Jahre erfahren hat, nicht mit der Schenkung des vorigen Jahres vergleichen, so sind wir doch in der angenehmen Lage, einige höchst bedeutende Dokumente zur klassischen Epoche der deutschen Literaturgeschichte unter den Eingängen des Archivs verzeichnen zu können. Von Goetheautographen ist zunächst ein Brief Goethes an Eichstädt vom 30. März 1809 zu erwähnen, der gegen den Druck in der Weimarer Ausgabe einige unbedeutende Abweichungen aufweist.

Eine Quittung mit Goethes eigenhändiger Unterschrift besagt, daß Knebel am 20. Februar 1780 zwei Louisd'or zur Pension für Mahler Müller, die der Dichter seinem Freunde auswirkte, beigetragen hat.

Eine wertvolle Bereicherung verdanken wir der Administration des Städelschen Kunstinstituts, die uns die Akten über die Errichtung des Frankfurter Goethedenkmales auf dem Goetheplatze überwiesen hat. Aus zahlreichen Briefen Thorwaldsens, Schwanthalers, den Protokollen der Sitzungen ꝛc. werden wir genau über die Vorgeschichte des Denkmales unterrichtet. Wir sehen, wie Thorwaldsen, der mit der Anfertigung eines Modells beauftragt war, von der Ausführung zurücktritt, bis dann Schwanthaler sein Denkmal, unter Berücksichtigung der vom Komitee ausgesprochenen Wünsche, entwirft und vollendet.

Zu den Schillerhandschriften gelang es endlich, eine der jetzt so seltenen, aber früher massenhaft hergestellten Gerstenbergschen Fälschungen zu erwerben.

Ein Blatt Betrachtungen über Schillers „Jungfrau von Orleans" von der Hand Joh. Friedr. Herbarts mit der Echtheitsbezeugung durch seine Frau mag hier, als zur Schillerliteratur gehörig, ebenso Erwähnung finden, wie eine Hand-

schrift von Matthäus von Collin. Es ist dies ein Bruchstück seines Dramas: „Maria Stuart", mit einer kurzen Notiz seines Sohnes, eines Leutnants v. Collin, in der er die Echtheit der Handschrift seines Vaters bezeugt.

Von Schillers Landsmann, dem unglücklichen Friedrich Hölderlin, erwarben wir die Bruchstücke zweier Jugendgedichte „Keppler" (1789) und „An Thills Grab" (1789) mit der Echtheitsbezeugung Mörikes. Die Gedichte, von denen einzelne Strophen fehlen, stammen aus Künzels Besitz und sind vollständig abgedruckt in Schwabs Ausgabe von Hölderlins Werken, 1846, Band 2 S. 168.

Von Gustav Schwab selber ist ein Manuskript zu verzeichnen, das er an Fouqué für dessen Frauentaschenbuch auf das Jahr 1817 gesandt hatte; es enthält die daselbst zuerst gedruckten Gedichte „Kaiser Heinrich" (S. 24), „O Liebe" (S. 201), „Der Mönch und die Nonne" (S. 125) und „Dichterwehen" (S. 225). Zu Matthissons „Basrelief am Sarge des Jahrhunderts (1799)" liegt eine sorgfältige Reinschrift des Dichters mit zahlreichen Veränderungen gegen den Schluß hin vor. Sie mag wohl die Vorlage zur zweiten Ausgabe des Gedichtes gebildet haben.

Von Justinus Kerner besitzen wir bereits als ein Geschenk von Fräulein Zwerger in Frankfurt a. M. die Handschrift des Gedichtes: „An Nepomuk Zwerger". Der Frankfurter Bildhauer hatte Kerner ein zerbrochenes Marienbild wieder zusammengesetzt; zum Dank dafür erhielt er das Gedicht, in dem Maria unter andern die folgenden, im späteren Drucke — der übrigens gegen unsere Fassung entschieden eine Verschlechterung bedeutet — nicht enthaltenen Verse an den Bildhauer richtet:

„Ich segne deine fromme Hand,
Die Eignes kann erschaffen,
Und dennoch fremdes heilt gewandt,
Wenn Wunden an ihm klaffen!

Ich segne dich, o Meister traut,
An meines Sohnes Bildniß,
In Lieb und Glauben aufgebaut
In jetzger Zeiten Wildniß."

Gegen die romantische Frömmigkeit, die dieses Gedicht atmet, bildet das neu erworbene Bruchstück des Konzeptes zum Gedichte „Des Arztes Traum" mit seinem düsteren, schaurigen Hintergrund ein interessantes Gegenstück. Von Kerner erwähnt seien schließlich noch die Verse, die er eigenhändig unter die Lithographie seines von der Tochter gezeichneten Bildnisses setzte.

Ein Prachtstück ist Ludwig Uhlands eigenhändige Niederschrift seines Gedichtes: „Ver sacrum", das gegen den Druck in den Versen einige unbedeutende Abweichungen gibt.

Goethes Leipziger Lehrer Gottsched ist mit einem Briefe an den Grafen von Schönburg vom 15. Mai 1765 vertreten, mit dem er ihm den zweiten Teil seines dem Grafen gewidmeten „Nöthigen Vorrates" überreicht. In einer Nachschrift erkundigt sich Gottsched, wie ein von ihm empfohlener Hofmeister die Probe gehalten, und erklärt sich bereit, gegebenen Falles für einen andern zu sorgen.

Ein Brief von Meta Klopstock, geb. Moller, an Giesecke vom 10. November 1753 führt uns in den Kreis des „seraphischen Dichters". Kurz vor der Hochzeit schildert die Schreiberin, wie sie sich ihr Leben an der Seite des verehrten Dichters denkt. Der Brief, der so recht die Schreibseligkeit der Verfasserin zeigt, die ihre tiefsten Geheimnisse dem Papiere anvertraut, bildet ein schönes Gegenstück zu dem bereits im Archive vorhandenen Briefe Klopstocks an Klamer Schmidt aus Friedensburg vom 11. Mai 1751. In diesem Schreiben erzählt Klopstock mit Stolz von seinem Verkehr mit dem Minister Bernstorff und dem Könige, auf dessen Kosten er auf dem Lande lebe.

„Der Tod Adams, ein Trauerspiel," ist ein kleines Quartheft betitelt, in dem J. W. L. Gleim eine metrische Übertragung des Klopstock'schen Werkes eigenhändig niedergeschrieben hat. Von Gleim selbst besitzen wir bereits ein Gedicht mit der Überschrift: „An Herder, als er, daß ihm Luthers Muth fehle, bey gewißem Anlaß seinen Freunden klagte" als ein Geschenk des Herrn Dr. Ferdinand v. Herder in Petersburg. Ihm gesellt sich ein anderes Gedicht Gleims an Herder zu, das mit keinem der verschiedenen im 5. Bande von Gleims sämtlichen Werken (1812) abgedruckten Gedichten an Herder identisch ist.

Herders Schriftzüge zeigt uns ein Gedicht: „An die Göttin Roma", das in den Werken (ed. Suphan 18, 26 S. 177) abgedruckt ist und verschiedene, nicht ganz unbedeutende Abweichungen im Texte aufweist.

In den Weimarer Kreis führt uns ferner ein Gedicht von Karl Ludwig v. Knebel mit der Widmung des Sohnes für einen Freund, und ein Stammbuchblatt von Musäus aus dem Jahre 1775, kurz vor Goethes Ankunft in Weimar geschrieben.

Von Stammbuchblättern seien noch weiter erwähnt: eins von Johann Friedrich Schink, mit einem kleinen Gedichte vom 27. Oktober 1794, und eins von J. A. Leisewitz vom 20. September 1773. Dies letztere besteht aus einem Teil des im Göttinger Musenalmanach vom Jahre 1773 (S. 179) abgedruckten Gedichtes von Minnehold (Miller) an Teuthard (Hahn).

Den Göttinger Dichterkreis illustrieren noch weitere Manuskripte; zunächst zwei Briefe von Chr. Heinrich Boie, der eine vom 16. Mai 1763 an Klamer Schmidt enthält verschiedene Urteile Boies über Schmidts Werke, zu deren Verständnis ein Brief Boies an Merck vom 26. Januar 1775 (abgedruckt bei Wagner I, 46) heranzuziehen ist. Der zweite Brief ist an H. W. v. Gerstenberg gerichtet. Wenn Weinhold in seiner Biographie Boies (1868, S. 175) sagt: „Wann Boie die briefliche Verbindung mit Gerstenberg suchte, weiß ich nicht, die ersten Zeichen dafür habe ich erst 1773", so kann unser vom 15. Januar 1769 datiertes Schreiben darüber Auskunft geben. Denn mit diesem Briefe beginnen die literarischen Beziehungen zwischen beiden. Boie sendet den ersten Akt seiner Übersetzung von Otways „Orphan", der im Manuskripte auch unserem Briefe beiliegt, dem berühmten Verfasser des Ugolino, und bittet ihn um sein Urteil.

Von Christian Garve erwarben wir einen Brief an seine Mutter vom 5. Januar 1771, in dem er sich fast nur über literarische Angelegenheiten ausspricht.

Von Bedeutung sind auch die Lavater-Autographen, die auf dem Markte angeboten und für unsere Sammlungen festgehalten wurden. Neben einer großen Anzahl Überschriften zu Conrad Meyer d. Ä. Radierungen zur biblischen Geschichte ein zierlich umrahmtes Blatt mit einem Gedichte an Anna

Lavater-Schinz zum 8. Juli 1798. Auf 20 umrahmte Kartons hat Lavater eigenhändig Sprüche eingetragen; für seines Sohnes Braut, Barbara Ott, begann er am 29. März 1789 ein Montags-Handbüchlein, das er bis zum 28. Herbstmonat desselben Jahres weitergeführt hat.

Eine merkwürdige Reliquie liegt in der Brieftasche vor, die sich Lavater beim Antritt seiner Reise nach Kopenhagen im Juni 1793 angeschafft hatte. In ihr befinden sich die verschiedensten Briefschaften, Predigtabschriften, Notizzettel, sowie einige Aquarelle; für Auguste Stolberg liegen einige sorgfältig zugeschnittene und beschriebene Billetts bei. Sogar das Leder mußte dem schreibfrohen Prediger dienen, um darauf Verse anzubringen, gleich als wollte er die Wahrheit einer auf einem Zettel in der Brieftasche niedergelegten Sentenz: „Schreib' als wär's dein Leben" durch die Tat bekräftigen.

Von Friedrich Heinrich Jacobi sind zwei Briefe zu erwähnen. Ein Schreiben an Merck vom 8. Juli 1778, das von Wagner in einer seiner Briefsammlungen abgedruckt ist, jedoch mit Weglassung einiger ihm unwesentlich erschienener Stellen. Und dann ein schöner Brief an Friedrich Jacobs vom 1. Januar 1811, der Jacobis Antwort auf den von Zöppritz (aus F. H. Jacobis Nachlaß 2, 59) abgedruckten Briefe bildet.

Die Zahl unserer Chodowieckibriefe konnte um einen Geschäftsbrief des berühmten Kupferstechers aus dem Jahre 1797 vermehrt werden.

Mit einem Briefe vom 27. Februar 1795 schickt F. L. Schröder das Februarheft des „Teutschen Merkur" an einen Freund und zeigt damit, daß er dem „Auszuge aus einem Briefe aus Hamburg", den dieses Heft enthält, nicht ganz ferne steht. Bemerkenswert ist dieser Hamburger Brief im Merkur deshalb, weil er eine ausführliche Schilderung der Feier, die ein auserlesener Zirkel Hamburger Männer und Frauen zu Bodes Gedächtnis veranstaltet hatte, gibt.

Auch Goethes Freund Graf Reinhard ist vertreten mit einem Briefe, den er aus Frankfurt den 28. November 1808 an einen „väterlichen Freund" gerichtet hat.

Vom Verfasser der „Hofdame", Franz v. Elsholz, er-

warben wir ein Quartheft „Gedichte“, sowie Manuskripte mit eigenhändigen Korrekturen zu den folgenden Werken:

1. Der Streifzug. Spiel in Versen mit Gesang in drei Abteilungen.
2. Der natürliche Bruder. Sittengeschichtliches Drama in fünf Abteilungen.
3. Der Diplomat. Lustspiel in zwei Akten nach Scribe und Delavigne.

Zwei Korrekturbogen (7 und 8) zu den „Gesprächen mit Dämonen“ (1852) enthalten auch eigenhändige Zusätze und Verbesserungen Bettinas.

Ein Gedicht der Amalie v. Helvig, geborenen Freiin von Imhof, mit der Überschrift: „Den Zaudernden“, das im Spätjahr 1821 entstanden ist, führt uns in die Zeiten der Begeisterung für die Griechen, von der auch die Freundin Schillers ergriffen war. Ihre „Sammlung von Gedichten zum Besten der unglücklichen Witwen und Waisen in Griechenland“ erschien in Berlin im Jahre 1826.

Von den deutschen Freiheitsdichtern sei an erster Stelle Theodor Körner erwähnt. Durch Ankauf gelangte zunächst aus des Dichters Frühzeit das Fragment einer phantastischen Prosaerzählung in unseren Besitz, sodann ein ironisches Gedicht auf einen Sieg der Türken über die Engländer und schließlich ein Bruchstück aus dem Festspiel zu Wilhelm von Humboldts Geburtstage, der am 22. Juni 1812 in Wien feierlich begangen wurde.

Einen Brief von Körners Vater an Schiller vom 6. November 1795 (gedruckt im Briefwechsel, Leipzig 1859, III, 307 ff.) erwarben wir wegen seines vielfach interessanten Inhaltes. Körner ist voll des Lobes über die Horen; Fritz von Stein, der ihn in Dresden besucht, nennt er ein „pädagogisches Kunststück“ und vergleicht ihn mit seinem Sohne, den er als äußerst reizbar und heftig, aber nicht hartnäckig schildert. Auch Körners Mutter Minna, geb. Stock, erscheint mit einem schönen Brief an ihren Pflegesohn Carl Ulrich vom 20. Februar 1840 über dessen Herzensangelegenheiten.

Ernst Moritz Arndt, dessen Werke in unserer Bibliothek in fast einzigartiger Vollständigkeit vertreten sind, wird auch in der Handschriftenabteilung sorgfältig beachtet. So gelang

es, ein Gedicht und Briefhandschriften zu kaufen, die für uns um so wertvoller sind, als sie seine Beziehungen zur Famile des Frankfurter Buchhändlers Eichenberg anschaulich machen.

Zunächst das Gedicht „an die Freundin zum 9. Christmonats 1855".

Es beginnt:

„Du Kind von achtzig Lenzen,
Schon lange weiß beschneit,
Machst zu Geburtstagskränzen
Doch jedes Herz bereit:
Zu Spielen und zu Scherzen,
Von Gott dem Herrn gemacht,
Gibst Sorgen du und Schmerzen
Des Alters keine Macht."

Das Gedicht, das im ganzen aus vier Strophen besteht, ist bei Meisner nicht gedruckt. Im späten Alter entstanden, gesellt es sich nun zu dem Hochzeitsgedichte für seinen Freund Cummerow, das der frühesten Jugendzeit angehört und in dem einzigen erhaltenen Drucke in unserer Bibliothek verwahrt wird. Der so besungenen Freundin schrieb Arndt am 11. des Maien 1848, er werde zum deutschen Parlamente nach Frankfurt kommen, woran er die Bitte knüpfte, sie möchte ihm für ein viertel Jahr ein gutes helles Zimmer nebst einer Schlafkammer oder Schlafzimmer mieten: „Es braucht, wie es sich für mich nicht anders schickt, nur ganz einfach zu sein. Haben möchte ich darin 1 Bett, 1 Kommode, 1 Tisch nebst 1 Waschtischchen, 1 schlichtes Sopha und 1 halbes Dutzend Stühle." Am kürzesten Tage des folgenden Jahres, „an dem die Nächte und die Gedanken des Menschen am längsten sind und also auch alle Sehnsuchten", so schreibt er ihr weiter, dankt er für all die Güte und Liebe, die sie an ihm getan; damit auch der politische Einschlag nicht fehle, sei noch eine Stelle dieses letzteren Briefes hervorgehoben: „Das Vaterland! Trotz vieler Wirren und noch mehr schändlicher Widerlichkeiten wird Deutschland durchkommen. Das ist meine Hoffnung, wenn ich auch die Erfüllung nicht erlebe. Das ist aber ein Fehler der Zeit und oft auch mein Fehler, daß wir zu geschwind erleben wollen."

Zur Handschrift des bereits vorhandenen Gedichtes Friedrich de la Motte Fouqués „Der Brand zu Aux in Frankreich (Eine wahre Geschichte)“ gesellt sich ein Gedicht: „Zum 18. Januar 1819“, das er, da ein Sänger nicht ohne Lied kommen könne, seinem Freunde zum Danke für eine Einladung übersandte. Von den Briefen Fouqués sei nur der eine vom 25. Februar 1817 erwähnt, in dem es heißt, daß er „auf Anregen seines Freundes Beneke in Hamburg es unternommen habe, einen altsächsischen Heldensaal zu schreiben, d. h. eine Reihe von historischen Dichtungen in den verschiedensten Formen, von Hermann an bis — so Gott Leben und Kraft verleiht — auf die neuesten Zeiten herab.“ Bei dieser Gelegenheit wird auch, was wir schon aus den Briefen an Fouqué, herausgegeben von Albertine Fouqué 1848, S. 287 wußten, bestätigt, daß Fouqué im Handelsmann Bertram (in seinem Thiudolf) das Porträt seines trefflichen Freundes Perthes gezeichnet hat.

Ein Bittschreiben von Caroline de la Motte Fouqué an einen ungenannten Großherzog in Sachen ihres Sohnes liegt diesen Briefen bei.

Als Rauch in Rom im August 1810 die Büste Zacharias Werners verfertigte, sah sich der so verewigte Dichter veranlaßt, dies Ereignis durch drei Sonette zu verherrlichen, deren Niederschrift jetzt in unserem Archiv verwahrt wird.

Ein Brief Ludwig Tiecks vom Michaelistage 1829 an seinen Bruder Friedrich, den Bildhauer, erwähnt den Prolog, den Tieck zu seiner Einrichtung des Goetheschen Faust für die Bühne gedichtet hat. Mit Stolz konstatiert er, daß Goethe, dem er das Gedicht gesandt, ihm einen erfreulichen Brief darüber geschrieben habe.

Immermanns Gedicht: „Die Ideale“ (vgl. Schriften I, 520 ff.), sowie Varnhagen von Enses Sonett an W. B. „Leben und Tod“ seien nur kurz erwähnt, sowie auch Chamissos Gedicht „Byrons letzte Liebe“, das in den Werken (Hpl. I, 252 f.) gedruckt ist.

In politisch bewegte Zeit führt uns ein Brief Dingelstedts vom 1. November 1840 an den Buchhändler König, in dem er ihm ein Gedicht zum Druck übersendet, das, nachdem es die Zensur passiert, wenn nicht in Frankfurt oder in

Hanau, gewiß in Offenbach oder in Altenburg, „wo eine sehr edle Behörde zensiert“ — rasch, schön und korrekt gedruckt werden soll.

Hierher gehört ferner: Freiligraths Konzept zu dem Gedichte: „Aus Spanien“: „Der Platz ist leer, das Volk hat sich verlaufen“; es weist vielfache Abweichungen in Fassung und Anordnung der Strophen auf gegenüber dem Drucke in der ersten Sammlung: „Ein Glaubensbekenntnis, Zeitgedichte“, Mainz 1844, S. 5 ff. Interessant wird die Handschrift noch dadurch, daß zwei Siegel mit dem Kopfe Freiligraths darauf abgedrückt sind. Gegen die stürmischen Akkorde der Revolutionspoesie sticht eine Übersetzung von Thomas Moores Gedicht aus den Irischen Melodien: „O nicht in die schimmernden Lauben kehr' ein“, die in Freiligraths Reinschrift vorliegt, merkwürdig ab. Gedruckt ist auch dieses Gedicht in Freiligraths sämtlichen Werken, hg. v. J. Schröder, Leipzig, Hesse, o. J. 7, 118.

Die Bibliothek hatte auch in diesem Jahre einen normalen Zuwachs zu verzeichnen. An Bändezahl — rund 2000 — war derselbe etwas größer als im Vorjahr, was sich teils durch die Schenkungen, teils durch den Ankauf größerer Serien erklärt. Durch Umstellung der Bücher im unteren Geschoß ist nunmehr auch der kleinste vorhandene Winkel ausgenutzt worden, so daß sich der Augenblick voraussehen läßt, wo der systematische Fortschritt durch gänzlichen Platzmangel verhindert werden wird. Die Bücherpreise waren nach wie vor von einer Höhe, die auf manchen wertvollen und notwendigen Kauf zu verzichten zwingt; einiges Gute konnte man immerhin noch erwerben, unter anderm auch durch sehr vorsichtiges und gewissenhaftes Limitieren bei den großen Bücherauktionen.

Eine empfindliche Lücke in das bescheidene Budget der Bibliothek reißen in neuerer Zeit die zahllosen Neudrucke und Neuausgaben aus der klassischen Periode, unter denen sich nicht wenige befinden, an denen ein recht gesuchter Titel und eine prunkvolle Ausstattung das Beste ist.

Das eben Gesagte läßt sich in erster Linie auf die Abteilung Goethe anwenden, dessen Briefe und Werke zu manchem schönen modernen Einband den Inhalt liefern mußten. Außer

diesen wurden viele Übersetzungen in französischer, englischer, italienischer, polnischer und russischer Sprache eingereiht. Vor allem ist hier aber eine ganze Anzahl von Werken der schwedischen Goethe-Literatur zu erwähnen, die wir der Güte des Herrn Dult von Steyern verdanken, darunter Übersetzungen des römischen Carnevals von 1821 und der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (aus Wilhelm Meister) von 1817. In diese Abteilung gehören dann noch eine Reihe von juristischen Werken des Johann Wolfgang Textor, des Großvaters des Stadtschultheißen. Bei den Jugendgenossen kam eine Ausgabe des „Hofmeisters" von Lenz 1775 und einige frühe Wiener Theaterausgaben Klingerscher Dramen hinzu, im übrigen waren hier die Preise derart, daß man vorläufig von einer Ergänzung des noch Fehlenden (was allerdings nicht mehr viel ist) absehen muß.

Von der Abteilung Zeitgenossen sei auch in diesem Jahre nur das Wichtigste in bunter Reihe angeführt: mehrere seltene Ausgaben von Übersetzungen der Gottschedinn; die von Lessing begonnene und von J. J. C. Bode zu Ende geführte Übersetzung der „Briefe über die Tanzkunst von Herrn Noverre"; Tieck und Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders"; von Schiller mehrere moderne Ausgaben der Werke von verschiedenem Wert und einige sehr seltene frühe Übersetzungen von Dramen ins Englische; ein schönes Exemplar der ersten Gesamtausgabe der Schriften Hölderlins u. a. m. Die so seltene Schwansche Schreibtafel konnte um zwei Hefte ergänzt werden; sie ist für uns noch von besonderem Wert, weil sie Erstdrucke von Gedichten des Mahler Müller enthält. Besonders sei dann noch hervorgehoben die sehr seltene erste Wielandsche Übersetzung der Schauspiele Shakespeares, der man noch die ebenfalls nicht häufige zweite Bearbeitung von Eschenburg anreihen konnte.

Das führt uns zu den ausländischen Schriftstellern, die auf die deutsche Literatur unsrer Periode von Einfluß waren und deshalb immer mehr berücksichtigt werden müssen; hier wäre zu nennen: die 92 Bände umfassende Ausgabe der Werke Voltaires von 1785, die Correspondance littéraire von Grimm und Diderot, ein schönes Exemplar der Encyclopédie und endlich zahlreiche Werke von Louis-Sébastien

Mercier, dessen enge Beziehungen zur deutschen Literatur noch immer einer umfassenden Würdigung harren.

Der Begriff der „Zeitgenossen" ist naturgemäß mit dem Wachsen der Bibliothek ein recht weitzunehmender geworden. Er erstreckt sich jetzt über die Dichter der Freiheitskriege und die Romantiker hinweg bis an das Ende der vierziger Jahre. Von den ersteren wurde in diesem Jahre besonders Körner vervollständigt durch die Erstausgabe des Zriny, zeitgenössische Publikationen über sein Leben, Dichten und Tod, und vor allem frühe Kompositionen seiner Lieder. Von den Romantikern konnte fast nur Eichendorff eine größere Ergänzung finden, denn auch hier sind die Preise phantastisch zu nennen.

Die Erwägung, daß diese Preissteigerung sich immer weiter erstrecken wird, veranlaßte uns, wie erwähnt, schon jetzt das Ziel weiter zu stecken und Erstausgaben der Dichter der Revolutionsjahre (in erster Linie Freiligrath) zu kaufen, so lange es noch möglich ist.

Es zeigte sich ferner die Notwendigkeit, nunmehr auch die Philosophen, die auf die schöne Literatur von Einfluß waren, nicht mehr außer acht zu lassen, und so wurden denn Schelling, Fichte und vor allem Kant nach Möglichkeit ergänzt, letzterer durch viele erste Ausgaben.

Einen erfreulichen Fortschritt können wir aber vor allem in der Rubrik Theater feststellen. Zunächst sind hier etwa 350 alte Wiener Theaterausgaben zu verzeichnen, sämtlich in den charakteristischen tristen grauen Pappbänden der Zensur und, abgesehen von ihrem sonstigen Wert, höchst ergötzlich durch die Streichungen derselben. Unter ihnen befindet sich eine große Anzahl von Dramen des Paul Weidmann, der diese Ehre mehr seiner Eigenschaft als Faustdichter als dem Wert seiner Schöpfungen verdankt. Sodann konnte man die komplett wohl nicht mehr aufzutreibende „Deutsche Schaubühne" stetig durch Einzelbände ergänzen.

Über die Abteilung Almanache und Taschenbücher wird in diesem Jahrbuch S. 251 ff. ausführlicher berichtet; eine Ergänzung wird hier immer schwerer, die angebotenen Exemplare sind entweder zu teuer oder, wenn billig, durch den ominösen Vermerk: „mit 8 Kupfern (die fehlen)" wertlos.

Besser stand es mit den Zeitschriften: das Schillers Namen unter den Herausgebern zeigende „Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben“, „Auszüge des Englischen Zuschauers“ (des berühmten Spectator von Addison), die für die Musikgeschichte wichtige „Cäcilia“, der „Hesperidenhain der Romantik“ von Stephan Schütze, Teile der „Olla Potrida“ und des „Jason“ von Bentzel-Sternau bilden hier eine reichliche Vermehrung.

Bei den Abteilungen Literaturgeschichte und Theatergeschichte sind trotz reichlichen Zuwachses keine Einzelheiten zu erwähnen; die Literatur über Goethe war wieder recht zahlreich; daneben erfreuten sich u. a. Hebbel und die Romantiker einer großen Beachtung.

Die Hilfsmittel trennen sich immer mehr in literarische oder moderne und in solche der Zeit, mehr kulturhistorische. Von den ersteren verdanken wir eine große Anzahl der Polytechnischen Gesellschaft bei Auflösung ihrer Bibliothek. Hauptsächlich waren es literarische Zeitschriften; aber wir konnten nun auch den Anfang mit dem Sammeln von Biographien nichtliterarischer Zeitgenossen unsrer Periode machen (Stein, Hardenberg, Gneisenau u. a.).

Zu den kulturhistorischen Hilfsmitteln rechnen wir Komplimentier- und Sittenbüchlein, Koch- und Haushaltungsbücher, Verzeichnisse der Postrouten, alte Abhandlungen über Silhouetten und Kupferstiche und anderes.

Unter den Musikalien sind die wertvollsten die C. M. v. Weberschen Kompositionen zu „Leyer und Schwert“ von 1815 mit interessanten Titelvignetten; ferner Zeltersche Kompositionen und eine lange Reihe von andren zu Klopstock, Lessing, Kotzebue, Matthisson (Beethoven), vieles aus den Freiheitskriegen, ein Neudruck der „25 Lieder in Musik gesetzt von Corona Schröter, Weimar 1786“, endlich Biographien der in Betracht kommenden Komponisten.

Bei den Bildwerken kam unter anderem hinzu: Radierungen von Kobell, dem Zeitgenossen des Mahler Müller, ein Heft mit Abbildungen von Hebbelstätten, die Romantiker-Porträts von John Hörter und Unwesentlicheres.

Auch die Faustbibliothek wuchs, wenn auch ihrem Wesen gemäß langsam. Eine Anzahl tschechischer und polnischer Aus-

gaben des Volksbuches aus neuerer Zeit und anderes verdanken wir Herrn Dr. Stumme in Leipzig. Von dem übrigen ist wertvoll: Ein Manuskript der Komposition von Fanny Mendelssohn zur ersten Szene des zweiten Teils des Goetheschen Faust, und schöne Stahlstiche von Zaleski zum Pan Twardowski, dem polnischen Seitenstück zum Faust des deutschen Volksbuchs.

Je mehr der Fortschritt der Bibliothek im vergangenen Jahr ein befriedigender zu nennen ist, desto bedauerlicher erscheint es, daß der Raummangel einen solchen in recht naher Zeit erschweren, wo nicht verhindern wird, wie schon jetzt manches gute Werk nicht so aufgestellt werden kann, wie es verdient.

Die Benutzung der Bibliothek erfolgt in erster Linie durch die Mitglieder des Hochstiftes, sowohl im Lesezimmer als durch Entleihen. Selbstverständlich aber muß eine wissenschaftliche Spezialbibliothek wie die unsrige über die lokalen Schranken hinaus der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung sich dienstbar machen, wenn anders sie eine Existenzberechtigung haben soll. Demgemäß wird nun seit Jahren diese Forschung seitens der Bibliotheksverwaltung in weitgehendstem Maße unterstützt. Den Gelehrten, die hier arbeiten wollen — zu unsrer Freude hat sich ihre Zahl auch in diesem Jahre wieder bedeutend vermehrt — stehen die Bücher, zum größten Teil durch Standortssignatur sofort auffindbar, zu bequemer Verfügung. Nach auswärts kommen wir durch Versendung an Private und bei wertvollen Werken an die Bibliotheken allen berechtigten Wünschen gern entgegen. Auf zahlreiche literarische Anfragen, die zum Teil eingehende Untersuchungen nötig machen, wird bereitwilligst sachgemäße Auskunft gegeben.

Anderseits wird uns aber auch fortdauernd die freundliche Unterstützung und Förderung der gelehrten Welt zu teil.

Den Direktionen der Universitätsbibliotheken, der höheren Lehranstalten, den Redaktionen literarischer Zeitschriften rc., sowie den auf unserem Gebiete schriftstellerisch arbeitenden Fachgenossen sind wir im weitesten Umfange zu Dank verpflichtet. Da eine Bibliothek wie die unsere auf die durch den Buchhandel nicht zugänglichen, zum Teil höchst wertvollen Einzeluntersuchungen nicht verzichten kann, so werden diese Erschei-

nungen durch sorgfältige Durchsicht der in Frage kommenden in- und ausländischen Zeitschriften und anderer Hilfsmittel festgestellt und von den Autoren oder Herausgebern rc. direkt erbeten. Wir können auch in diesem Jahre unserer Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir nur in seltenen Fällen eine Fehlbitte getan haben. Häufig haben wir den freundlichen Einsendern recht viele Mühe gemacht, und für ihre Langmut und Geduld gebührt ihnen noch unser Dank.

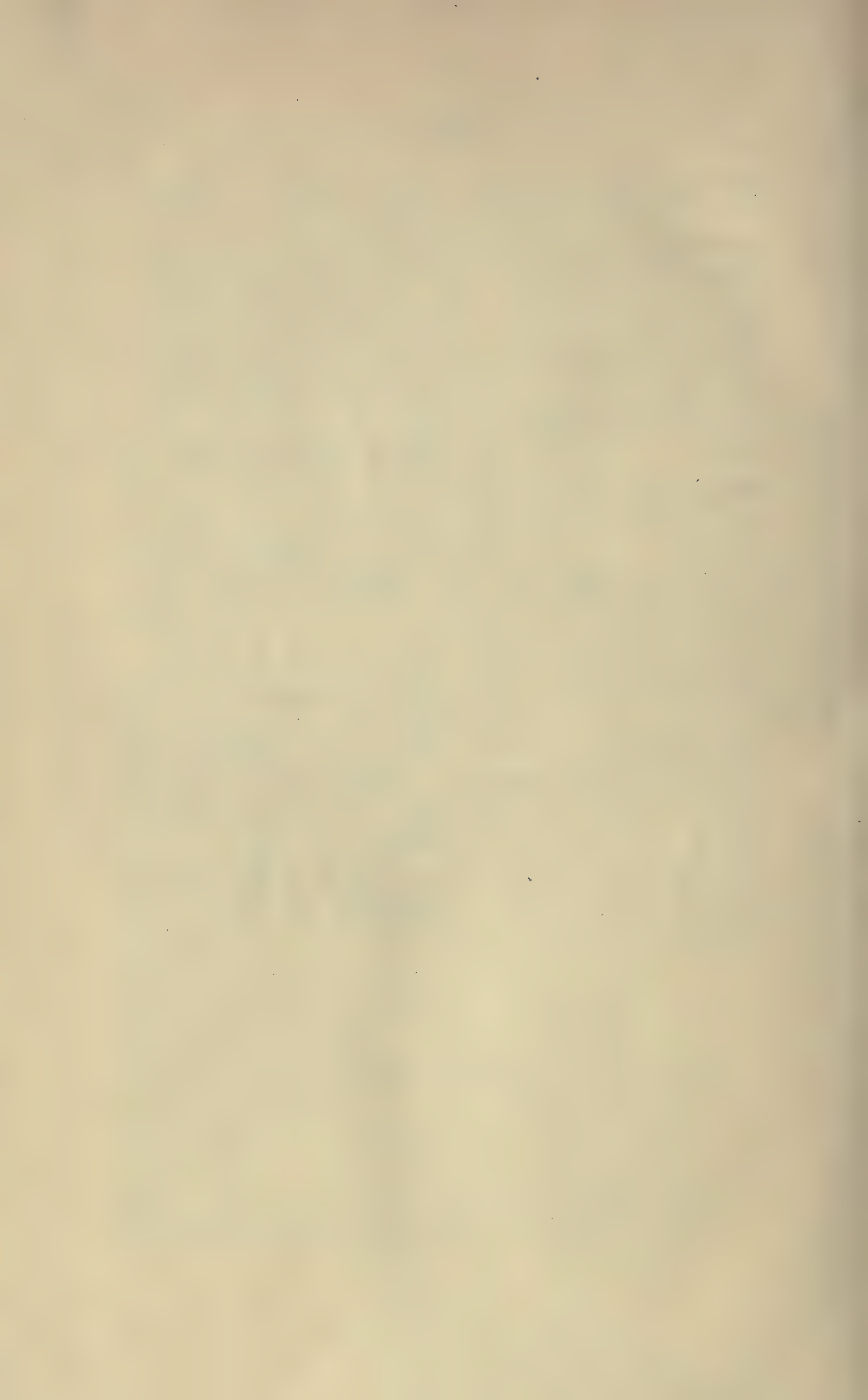
Es verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Einsendung zu wärmstem Danke:

Das Königlich Preußische Kultus-Ministerium, die Universitäts-Bibliotheken zu Jena und Göttingen, die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar, der Vorstand des Schwäbischen Schillervereins, die Polytechnische Gesellschaft, die Handelskammer, der Rhein-Main-Verband für Volksvorlesungen, die Münchener Zweiggenossenschaft des Hochstifts, die Direktion der Gymnasien zu Berlin (Königstädtisches Gymnasium), Braunschweig (Neues Gymnasium), Bromberg, Cassel (Friedrichs-Gymnasium), Cöln (Friedrich-Wilhelm-Gymnasium), Dessau (Friedrichs-Gymnasium), Dresden (König-Georg-Gymnasium), Düsseldorf (Kgl. Gymnasium), Eger (Staatsgymnasium), Erfurt, Glogau (Kath. Gymnasium), Goldberg (Progymnasium), Halle (Latina), Landskron (Staats-Obergymnasium), Lauban, Lissa, Luckau, Lyck, Magdeburg (Dom-Gymnasium), Marburg, Pforta (Fürstenschule), Plauen i. V., Pola, Prag-Neustadt (Staatsgymnasium), Rastenburg, Rawitsch, Rostock i. M., Rudolstadt, Solingen, Stendal, Stettin (Stadtgymnasium), Tremessen (Progymnasium), Troppau (Staatsgymnasium), Triest (Staatsgymnasium), Wien (Franz-Josef-Gymnasium und Akademisches Gymnasium), Zaborze, der Realgymnasien zu Bützow i. M., Nordhausen, Halberstadt, Hamburg-Bergedorf (Hansaschule), Landeshut, Reichenbach i. V., Stralsund, Tarnowitz, der Oberrealschule zu Reutlingen, der Realschulen zu Berlin (neunte städtische) und Herne, der Höhern Töchterschule zu Landau und der v. Steyberschen Höheren Töchterschule zu Leipzig, die Redaktionen des Daheim, des Herold, der Deutschen Rundschau, des Türmers, der Vossischen Zeitung, der Christlichen Welt, der Zeitschrift für Bücherfreunde. —

Ferner die Herren: M. Abendroth, E. Arnoldt, C. W. v. Arnswaldt in Berlin, Prof. A. Bartels in Weimar, Prof. Berlit in Leipzig, Alex. Frhr. v. Bernus in Stift Neuburg, A. Bing, Prof. Dr. R. Börnstein in Wilmersdorf-Berlin, Frl. Eleonore v. Bojanowski in Weimar, W. Bolin, Dr. A. Braß in Weimar, A. Brausewetter in Danzig, Prof. Dr. Breul in Cambridge, Amtsgerichtsrat W. Broesel in Delitsch, Maler E. Büchner in Leipzig, Pastor Burgraf in Bremen, Cramer, Dr. O. Deneke in Göttingen, Prof. Donner-v. Richter, Prof. Dr. P. Drews in Gießen, Dr. E. Ebstein in München, Dr. G. Ellinger in Berlin, Geh. Rat Dr. R. Eucken in Jena, Hofrat Dr. Fastenrath in Köln, Prof. Dr. Fielitz in Breslau, Schriftsteller Arthur Fleischmann, P. Friedrich in Berlin, K. W. Fritsch in Brünn, Hugo Gebers Verlag in Stockholm, A. Geofroy, Paris, Prof. Dr. L. Goldschmidt in Gotha, J. E. Frhr. v. Grotthuß in Bad Öynhausen, Dr. L. Grünstein in Wien, Geh. Rat Dr. Güntter in Stuttgart, Dr. phil. J. Hanauer, G. v. Hartmann, Prof. Dr. Hauschild, Dr. A. Heilborn in Berlin, Frau Prof. Dr. A. Heuer, Dr. Hinstorff, Hirschmann in Offenbach, Konsul a. D. A. Kellner in Heidelberg, Dr. A. Kippenberg in Leipzig, Dr. Otto Klein in Magdeburg, Gebr. Knauer, Louis Koch, Frau M. Kühne, Frau Dr. Kuhlmey, H. Kumpf, Dr. O. Lauffer, Dr. H. Maync in Marburg, Frau E. Mentzel, H. Minjon, C. F. Müller-Palleske, Karl Muth in München, F. Neubert in Leipzig, Dr. R. Petsch in Heidelberg, Dr. E. Petzet in München, Oberstleutnant a. D. Dr. Pochhammer, Major Karl v. Portatius, Rütten & Löning, L. Schemann, K. Rat Dr. A. Schlossar in Graz, Dr. C. Schüddekopf in Weimar, Verlagsbuchhandlung von Schulze & Co. in Leipzig, S. Schwarz, C. F. Schulz-Euler, M. Sondheim, St. Goar, Prof. Dr. R. Steig in Berlin, Dr. Stumme in Leipzig, Geh. Rat Dr. Suphan in Weimar, Dr. E. Traumann in Heidelberg, Dr. H. Trog in Zürich, A. v. d. Velden in Weimar, Velhagen & Klasing in Leipzig, Frau A. Volger, Verlag von Wahlström & Widstrand in Stockholm, H. Walther in Berlin, Dr. med. Wallach, Prof. Dr. A. Weilen in Wien, Prof. Dr. G. Witkowski in Leipzig, Prof. Dr. E. Wolff in Kiel, F. Wülker, E. Zabel in Charlottenburg.



Register.



Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes.

1907.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart u. Berlin

In unserem Verlage sind erschienen:

Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

In 40 Bänden. Groß-Oktav.

In Verbindung mit **Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfg. von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer** und **Oskar Walzel** herausgegeben von **Eduard von der Hellen.**

Preis des Bandes: Geheftet M. 1.20. In Leinwand gebunden M. 2.—.
In Halbfranz gebunden M. 3.—.

Inhalt:

Band 1—4: **Gedichte.** Erster bis vierter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen. Nebst Abbildung der Goethe-Büste von Alexander Trippel.

Band 5: **West-östlicher Divan.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Konrad Burdach.

Band 6: **Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Hermann Schreyer.

Band 7: **Jugenddramen, Farcen und Satiren.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Albert Köster.

Band 8: **Singspiele.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower.

Band 9: **Zeitdramen. Gelegenheitsdichtungen.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower.

Band 10: **Götz von Berlichingen.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen.

Band 11: **Dramen in Prosa.** Mit Einleitung und Anmerkungen von Franz Muncker.

Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes:

Verlag von
Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar.

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821.

Herausgegeben von
Rudolf Jung.
Mit zwei Lichtdrucken.
1896.
Preis ℳ 2.40.

Verl. v. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.

Frankfurter Arbeiterbudgets

Haushaltungsrechnungen
eines Arbeiters einer Königlichen Staats-Eisenbahnwerkstätte,
eines Arbeiters einer chemischen Fabrik
und eines Aushilfearbeiters.
Veröffentlicht und erläutert von Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion des Freien Deutschen Hochstiftes.
Bevorwortet im Auftrage der Sektion von Stadtrat Dr. Karl Flesch.
Preis ℳ 2.— (für Mitglieder des Freien Deutschen Hochstiftes durch dessen Kanzlei zu ℳ 1.50).

Verlag von
Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M.

Frankfurter Privatrecht.

Im Auftrage
der Juristischen Sektion des F. D. H.
herausgegeben von
Dr. Paul Neumann
und
Dr. Ernst Levi.
1897.

Preis ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.
Für Mitglieder des F. D. H. ℳ 4.50, geb. ℳ 6.—.

Verlag von
Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.

Veröffentlicht von
Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen Sektion.

Herausgegeben von
Dr. Ph. Stein,
eingeleitet namens der Sektion von
Stadtrat Dr. Flesch.
Frankfurt a. M. 1897.

Preis ℳ 1.50.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittlung

in Industrie- und Handelsstädten.

Bericht
über den am 8. und 9. Oktober 1893 vom F. D. H. zu Frankfurt a. M. veranstalteten
sozialen Kongreß.

1894.

Preis ℳ 3.20, 5 Exemplare ℳ 14.50,
10 Exemplare ℳ 27.—.





Freies deutsches Hochstift,
Frankfurt am Main
Jahrbuch

